This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

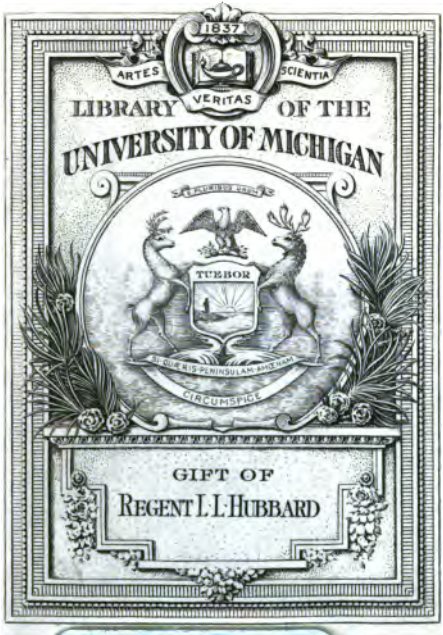
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

G
160
.Z73

UNIV
OF
MICH

Der Chinese (1) und (2) der ihm ähnliche Hottentotte.

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Neunten Jahrgangs

Erste Abtheilung.

Mit 14 Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1810.

gift
August L. L. Hulfard
1-23-29

Vorrede.

Wenn das hohe Asien, wahrscheinlich die Wiege der Kultur, zu dem wir in diesem Jahrgange gelangt sind, unter die merkwürdigsten Theile der Erde gehört, so ist es desto mehr zu bewundern, daß unsere Kenntniß davon so gering ist. Auch steht es schwerlich vorauszusehen, bis zu welcher Zeit diese Unkenntniß aufhören werde, da Rußlands Gesandtschaften nach China fast beständig denselben öden Pfad durch die Cobi hinwandern, und sie in den übrigen Richtungen gänzlich von Völkern eingeschlossen ist, von welchen wir uns auch in Jahrhunderten keine Auskunft darüber versprechen dürfen.

Die riesenmäßigen Fortschritte, welche Großbritannien von Süden aus in Asien bis jetzt gemacht hat, geben vielleicht noch die erste Hoffnung über Tibet und die übrigen Theile des großen Erdbukkels wenigstens in Rücksicht der eigentlichen Lage desselben besser unterrichtet zu werden. Ich habe mich in dieser Hinsicht nur nach den einzigen Führern, den von dort herabströhmenden Flüssen, richten können; sie zeigen wenigstens einigermaßen die Größe, und die darin bisher bekannt gewordenen Produkte lehren daneben die große Merkwürdigkeit, daß noch jetzt unsere Hausthiere in ihrem wilden Zustande dort vorzufinden sind. Uebrigens wird man es aus dem eben angeführten Grunde verzeihen, wenn gerade dieser wichtige Theil Asiens hier nicht hinreichende Nachrichten gewähret hat.

In entgegengesetzter Richtung habe ich vielleicht Ursach um Verzeihung zu bitten, wenn die Uebersicht von China zu umständlich scheinen sollte.

Wer wünschte indeß wohl nicht, das sonderbarste Reich der bekannten Erde etwas genauer kennen zu lernen, in welchem alles fast bei jedem Schritte, mit einander in Kontrast erscheint. Der treflichste, reichste Boden; das dürftigste Volk; die größte Volksmenge; große, unangebauete Provinzen; die älteste Kultur; die unwissendste, abergläubischste Nation; große, weise Männer und treffliche Gesetze, schändlichste Menschenbehandlung und höchster Despotismus; feinste Ausbildung, nebst höchstem Ceremoniel, und eine schmutzige, gefühllose Menschenrace!

Ich habe es versucht den Ursprung von einzelnen dieser grellen Kontraste wo möglich anzugeben, und überlasse es Sachkennern, wie weit ich der Sache nahe gekommen bin; wenigstens schien mir die dort angegebene Ansicht neu zu seyn; sie kann daher für einen kundigeren zu vielleicht wichtigeren und entscheidenderen Aufschlüssen Anlaß geben; denn auch

Hiebei erlaube man mir bemerken zu dürfen, daß dies bei dieser temporairen Arbeit nur für einen flüchtigen Versuch gelten kann.

Uebrigens hoffe ich einigen Dank dadurch zu verdienen, daß ich nicht ohne bedeutende Mühe das Charakteristische der chinesischen Nation allerorten aufgesucht und in wenige Bogen zusammengedrängt habe.

Erklärung der Kupfer.

1) Das Titelkupfer stellt nach Barrows schöner Zeichnung einen Chinesen und einen Hottentotten neben einander, um die große Aehnlichkeit in der Bildung ihrer Physiognomie zu zeigen. Nur allein ihr Haar weicht von einander ab. (Bei dem Chinesen sieht man den Haarzopf, den Pétze, den Ueberrest des Kopfhaars). Barrow ist geneigt, diese Aehnlichkeit von einer vormaligen chinesischen Kolonie auf Süd Afrika herzuleiten. M. s. über die Physiognomie der Chinesen . . . . . Seite 19

2) Der Dschiggetai, der wilde Maulesel; aus Pallas Nord. Beiträgen . . . . . — 19

3) Gesandten der Judasden; aus Nieuhofs Reisen nach China . . . . . — 74

4) Ruinen von Ablaikit; aus Pallas Reisen . . . . . — 79

5) Sonderbar gestaltetes Gebirg in der Provinz Quantong; aus Nieuhofs Reisen . — 116

6) Gebirgspaß des Flusses Pekiang; Ebendaher . . . . . Seite 118

7) Chinesischer Fischer-Vogel, (Pelecanus Sinens); aus Du Halde und Blumenbachs Abbildungen natürlicher Gegenstände . . . — 197

8) Chinesischer Frauenzimmer-Fuß; aus Stauntons Reisen nach China . . . — 223

9) Straße in Nanking; aus Nieuhofs Reisen . . . . . — 235

10) Pagode oder Tempel der Dankbarkeit, nebst dem Porcellan-Thurm; Ebendaher . — 287

11) Der Zug des Kaisers zur Audienz; aus Stauntons Reisen . . . . . — 350

12) Chinesische Bettler . . . . . — 366

13) nebst der Strafe des Kangu; aus Nieuhofs Reisen . . . . . — 373

14) Chinesische Mönche verschiedener Secten; Ebendaher . . . . . — 380

Inhalt.

Einleitung . . . . . Seite 1 bis 5

Das hohe und mittlere Asien . . 6 — 99

Beweise seiner Erhobenheit durch die Flüsse 8 — 13

Umfang des hohen Asiens 14

Bildung desselben 15

Die Wüste Cobi oder Schamo . . . 16

Höhe derselben nach Verbiest 17

Auch der Erdsalpeter, eine Ursache der dortigen Kälte 18

Sitz unserer Hausthiere im wilden Zustande . 19

Dschiggetai, der wilde Maulesel . . 19 — 21

Der wilde Esel . . . . . 21 — 26

Das wilde Pferd 27

Das wilde Kameel 29

Die übrigen (wilden) Hausthiere . . 29 — 31

Die übrigen wilden 4füßig. Thiere dieses Landes 31 — 32

Die dortigen Vögelarten 33

Naturscenen des Scheidegebirges zwischen Rußland und der chinesischen Tartarei und dortige Flora . . . . . 33 u. f.

Der Ginseng, die Universalmedicin der Chinesen 38 — 42

10000 Wurzelmänner suchen sie auf . . . 40

Der sonderbare Fisch Houara 43

Fische Dauriens . . . . . S. 44 u. f.
Der Kaiser Canghi, einer der vorzüglichsten Regenten . . . . . 45—52
Der östliche Theil der Tartarei . . . . 53—69
Beschreibung der Hauptstadt Moukden durch den Kaiser Kienlong 56
Dschol, Sommersitz des Kaisers 57
Dortige kaiserliche Gärten und von den Gärten der Chinesen überhaupt . . . . 59—67
Der Mensch, der Bewohner dieser Länder 69—99
Die Burâten . . . . . 69—72
Die Eleuthen und Kalkas, die Zubasden . 74
Ruinen der Tartarei 75
Ablaikit . . . . . 79—84
Eroberung der Mantscheous 86
Kluges Benehmen dieser Eroberer gegen die Besiegten 88
Beschreibung der Mantscheous 90
Die Ketschi und Yupi am Ostmeere . 92
Ihr hoher Grad von Sittlichkeit . . . 96
Die Orotschis und Bitschis . . . 98
China . . . . . 99—394
Einleitung . . . . . 99—104
Land, Größe und Bildung 105
Grenzen 106
Die größten Flüsse . . . . . 107—110
Der See Poyang 111

Der Fluß Pechu . . . . . S. 113
Natürliche Abtheilung des Landes nach den Flußgebieten . . . . . 114 u. f.
Hohes Gebirge Melin 117
Seltenheit der Volkane in China . . 119
Naturerzeugnisse 122
Mineralien . . . . . 125 u. f.
Die Porcellan-Erden 125
Benennung des Porcellans 126
Alter des Porcellans 127
3000 Porcellanöfen 127
Gott des Porcellans 128
Von dortiger Flora, die Nahrungspflanzen 128 u. f.
Der Reis, seine Eintheilung und Pflanzung, nach Eckeberg . . . . . 129—135
Die übrigen Kornarten und das Ackerfest der Chineſen . . . . . 136—137
Der Thee . . . . . 137—160
Beſchreibung des Theebaums und ſeiner Varietäten 157
Anbau deſſelben, hohes Alter und Entſtehung 140—141
Einſammlen des Thees 142
Röſten und Bereiten . . . . . 144—145
Feinſte, wenig bekannte, Theeſorte . . . 146
Verſchiedene Arten den Thee zu genieſſen . 147
Wie und wann er nach Europa gekommen . 147
Gute und böſe Eigenſchaften des Thees 148—149

White's Beweis seiner Schädlichkeit . S. 150
Schwächung des Körpers 151
Geschichte von Englands Theehandel . . . 152
Einführung des Thees in England . . . 153
Englands wachsender Theehandel . . . 154
Jansens nützliche Verminderung des Theezolls 154
Veranlassung dazu durch den amerikanischen Krieg 155
Pitts Commutations-Akte . . . 156
Schleichhandel und falscher Thee und dessen Unterscheidungszeichen 157
Noch verschiedene Theesorten 158
Herrliche Aussichten für Europa durch Anbau des Thees hieselbst 159
Die schöne Frucht Litschi 160
Die Longane und der Zucker in China . 161
Die Oelpflanzen, die Cannelie 162
Die sechs übrigen Oelpflanzen 164
Das Bambusrohr und dessen hoher Werth 164 — 168
Die Firnißbäume überhaupt . . . 168 — 173
Der Firniß-Sumah und dessen gefahrvolles Einsammlen . . . . . 169 — 172
Der Glanzbaum 172
Der Bergfirniß 173
Die Talg- und Wachsbäume . . 173 — 175
Der Seifenbaum 176
Die natürlich gefärbte Baumwolle . . . 177
Der wohlriechende Glanzbaum 178

Die China-Wurzel . . . . . S. 179
Die Galgant-Wurzel 180
Der Trank der Unsterblichkeit 181
Die Bauholzarten 182
Die feinen Tischlerhölzer 185
Merkwürdige Quadrupeden in China . 184 — 187
Mehrere Fasanenarten . . . . . 188 — 190
Wichtigkeit der Ente in China . . 191 — 196
Ausbräten der Enten durch Oefen . . . 196
Der zum Fischen abgerichtete Pelican . . 197
Dortige eßbare Fische . . . . . 198 u. f.
Der schöne Goldkarpe 199
Handel mit Fischlaich 201
Der Seidenwurm . . . . . 202 u. f.
Wie viel Seide England und Frankreich aus China zieht 205
Ernährung des Seidenwurms mit Eichenblättern 206
Vorzug der chines. Seide vor der europäischen 207
Die Seidenwurmspuppen ein Nahrungsmittel der Chinesen 208
Wachs des Baums Tongtsin 209
Wachs von einem noch nicht bestimmten Insekt 210
Große Galläpfel 211
Abendvögel (Sphinges) für des Kaisers Pallast 215
Der Mensch . . . . . 214 u. f.
Einige besondere Nationen des chinesischen Reichs, die Sifan 215

Die Lolos und die Miaofes . . S. 216
Der eigentliche Chinese; sein Aeußeres . . 219
Aehnlichkeit einiger Hottentotten mit den Chinesen 221
Bildung des schönen Geschlechts in China . 222
Unnatürlich kleine Füße desselben . . . 223
Charakter des Chinesen im Allgemeinen . . 224
Nahrung, Kleidung, Wohnung . . 225—239
Städte und Straßen . . . . . 235 u. f.
Handel der Chinesen . . . . . 239 u. f.
1) Binnenhandel . . . . . 240—242
2) Handel nach fremden Ländern . 243 u. f.
Beträchtlicher Handel mit Seegewürm . . 244
Was möchte wohl die Seeschwalbe (Sea-swallow) für ein Thier seyn? 245
Dieses Schleimthier erhält viel Tausend Menschen 246
Sonderbare Methode es zu fangen . . Ebend.
Handel der Europäer in China . . 247 u. f.
Holländischer Handel daselbst . . . 248 —
Erstaunlicher Handel Englands . . 250 —
Wie der Handel mit den Europäern dort getrieben wird 255
Erstaunlicher Zoll einzelner Schiffe . . . 256
Große Betrügereien der Chinesen . . 257 u. f.
Unverschämtheit mit welcher sie diese eingestehen 259
Beschreibung der Stadt Canton . . . 260
Dortige Münzen und Gewichte 262
Der Kaiserkanal, seine bewundernsw. Größe 265 u. f.

Kublai Khan, sein Lob . . . S. 266 u. f.
Schiffe der Chinesen . . . . . 268 u. f.
Dortiger Compas und Gebrauch 271
Der Typhon . . . . . 273 u. f.
Geschicklichkeit ein Fahrzeug zu regieren . . 275
Schiebkarren mit Segeln 276
Reisen der Chinesen 277
Brücken, eine hält 91 Bogen 279
Die große Mauer 281
Sie hält mehr Gestein als alle Häuser Englands zusammengenommen 283
Schlechter Geschmack dortiger Baukunst 285 u. f.
Die berühmte Pagode mit dem Porcellanthurm 287
Triumphbögen 291
Schlechter Zustand der dort. Bildhauerkunst 292 u. f.
Schlechter Zustand der chines. Mahlerei 294 u. f.
— — — — der chinesischen Musik . 296
Ihre Instrumente sind zahlreich 297
Ihre Tanzkunst 298
Sprache, sie hat sehr große Schwierigkeiten 300
Sonderbare Bildung und Vieldeutigkeit der Worte 301
Schönschreiberei und Druckerei der Chinesen 303 u. f.
Dortiges Papier und Dinte . . . . 304 u. f.
Classische Werke des Alterthums, King genannt . . . . . 306 u. f.
Anlegung des Pking durch Leibnitz . . 309

Richtige Begriffe von Gott aus dem Schou-king . . . . . S. 310
Schöne Stellen aus einigen Oden des Schi-king . . . . . 312 u. f.
2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung bedienten sich die Chinesen des Eises bei Gastmählern . 314
Merkwürdige Kriegsgeschichte über die Eroberung zweier Königreiche durch Zulassung eines Durchmarsches . . . . . 315—319
Hauptzüge der Biographie des Confutzée . 320
Einige merkw. Stellen aus dessen Schriften 326 u. f.
Arzneikunst der Chinesen . . . . . 327 u. f.
Puls-Musik . . . . . 327—330
Wundarznei 332
Inoculation der Blattern 333
Mathematik und besonders Astronomie der Chinesen . . . . . 333—338
Letztere ist fast nur Astrologie 335
Wichtigkeit des Kalenders 335
Urkunde in der Geographie 337
Bevölkerung des Reichs nach den billigsten Angaben 340
Politische Eintheilung . . . . . 341 Note.
Schlechter Anbau der innern Provinzen 341 u. f.
Regierung durchaus despotisch 344
Wie der Despotismus aus der patriarchalischen Regierung erwachsen konnte . 345 u. f.

Uebertriebene Verehrung und Macht des Kaisers 549
Peking und der kaiserliche Palast . . S. 551
Staatseinnahme 552
Unermeßl. Reichthümer haben sich dort angehäuft 554
Große Kriegsmacht 556
Schlechte Disciplin und Wirksamkeit derselben 556—557
Schlechte Artillerie . . . . . 557—558
Elende Marine 559
Schätzbarer Codex dortiger Gesetze . . . 560
Dessen Unnützlichkeit 561
Die Druckfreiheit hat allein der Kaiser . . 563
Wichtigkeit der dortigen Zeitung 563
Sie ist größtentheils ein Lügenblatt . . . 564
Unterdrückung des Volks durch die Mandarinen 565
Furchtbarer Aufzug eines Vicekönigs . . 565
Dortige Strafen . . . . . 566—567
Jedermann, selbst die Minister sind dem Prügel ausgesetzt 567
Stellvertreter, die sich für Geld bis auf den Tod prügeln lassen 568
Geld, das einzige Hauptmoment der Regierung . . . . . 569—570
Niedrigste Bestechbarkeit und Raubsucht der Ersten des Reichs, den Kaiser nicht ausgenommen 570
Schädlicher Unterschleif der Großen . . . 571
Erstaunlicher Aufwand des Kaisers aus Stolz 571
Unsicherheit des Vermögens 572

Die Armen erdrücken sich aus Kälte . . . S. 375
Traurige Methode Almosen zu erbetteln . . 375
Menge Castraten 374
Aussetzen der Kinder und ihr elender Tod 375—376
Gleichgültigkeit bei Gefahr der Mitbürger . . 377
Selbstmord 377
Religion, wie viele Hauptsecten in China 377—383
Dortige Schulen und Unterricht . . 383—384
Ceremonien 385
Ungeheure Visitenkarten 386
Hochzeiten und Ehen 387
Begräbnisse 388
Ehemals wurden Menschen geopfert . . . 389
Ahnensaal 389
Neujahrsfest 300
Laternenfest 300
Feuerwerke, die die unsrigen übertreffen . . 391
Comödien und Pantomimen . . . . 392—395
Sonstige Spiele . . . . . 393—394
Resultate aus der Darstellung von China 395—400

Einleitung.

Je mehr sich der Mensch von der thierischen Rohheit entfernt, je rascher er auf der ihm von der Natur selbst vorgezeichneten Bahn der höhern Ausbildung vorwerts schreitet, desto fremder und desto verabscheuungswürdiger erscheint ihm der Stand des Würgers, des brutalen Eroberers. Die weitere Entwickelung und das allgemeine Verbreiten der Vernunft führt den Geist der industriösen Betriebsamkeit, des ruhigen Genusses des dadurch Wohlerworbenen, und zugleich den Geist der Duldung gegen seine Mitmenschen herbei.

Die Größe jener tatarischen, mongolischen und auer ihnen ähnlichen Weltstürmer zeigt sich ihm eben so leer und verächtlich, als schaudervoll und kriminell. Er findet es daher der gerechten Nemesis höchst angemessen, daß die Spuren der ehemaligen Größe eines Gengiskhan der Mongolen, eines Méta

der Hunnen*), dieser Großverbrecher an der Menschheit, anjetzt kaum von dem Geschichtforscher zu enträthseln stehen. Das vormals so berühmte Kara-Korum, so wie das Parahotun, die Centralpunkte jener Blutreiche, wer vermag es noch, ihre Lage bestimmt anzugeben?

So wurden die Ruinen des Tundus vernichtet, jenes Raubnestes der späteren Hunnen, woselbst sie unter Blut und Mord die hundertjährige Beute unschuldiger Nationen zusammen geschleppt hatten.

Selbst der Sitz des, obgleich viel jüngeren Weltverheerers, Timurs, wäre wahrscheinlich bereits auf den Denktafeln der Erdkunde verlöscht, wenn dieser große Menschenmörder nicht aus Eitelkeit und Sucht nach niederm Lobe, Samarkand zugleich zum Hauptsitz der Wissenschaften und des Handels erhoben, dem Andenken der Nachkommenschaft würdig gemacht, und es dadurch der Vergessenheit entrissen hätte.

Merkwürdig contrastiren hiegegen die Zeugen ehemaliger großer Naturphänomene, Ereignisse,

*) Die Herrschaft dieses gekrönten Ungeheuers (210 Jahr vor Chr. Geb.) erstreckte sich vom Japanischen Meere an, bis zur Wolga (Des Guignes T. I. P. II. p. 34.); dennoch ist der Ort seiner ehemaligen Residenz nicht mehr zu bestimmen.

welche genau im Widerspruch mit jenen wahnsinnigen Verheerungen ein besseres Daseyn des Ganzen herbeiführten; eine jüngere, schönere Natur gieng dadurch hervor; denn wie herrlich steht nicht unsere jetzige Erde vor uns! Diese Monumente der Veränderung des Wohnplatzes des Menschen, der Oberfläche des Erdbaus, stehen uns noch unverloschen vor Augen.

Noch jetzt rufen uns die Korallen, die Ammoniten, Pectiniten und die ehemaligen Wohnungen von hundert andern Arten von Seegewürme vernehmlich zu: Hier stand vormals das Meer! noch jetzt sieht der genaue Forscher in den schön bewaldeten Umgebungen des Lago d'Agnano, oder des Wororray der Sandwichs-Inseln, den Feuerstrom der Lava, und in den mehrfach auf einander gethürmten Erdschichten entdeckt er den Todtenacker jener ungeheuern Landthiere der Megatherien und Mamuhte, welche in den, über alle Sage hinausgehenden Jahrtausenden unsere Erde bewohnten.

Aber er findet zugleich Kerngebäude des Erdbaus, Grundsäulen des Baues seiner Oberfläche, welche selbst diesen Umwälzungen so erstaunlich, so gigantisch sie auch immer mögen gewesen seyn, unerschüttert Trotz boten. Eisenfest stehen sie da, die großen Granitketten vom Pont Euxin bis nach Kamtschatka und von Bengalens Busen bis zum Eismeer.

Seen sahe man versiegen, Flüsse aus ihren Betten geworfen, neue Berge, ja Inseln hervortreten, aber jenes Urgebirge erhebt noch jetzt, wie vor Jahrtausenden, ruhig seine stolzen Gipfel, und noch zu dieser Stunde wird Asien von ihm als dem unerschöpflichen Segensquell aller Bewässerung in jener Richtung auf das wohlthätigste getränkt.

Diese Gebirge bestimmen aber nicht nur die Bewässerung von Asien, sie bestimmen zugleich das Klima, die Produkte der unorganischen und organischen Welt, und selbst die Menschenracen, wie vor vielen Jahrtausenden.

Ist uns daher gleich noch vieles von dem Inneren dieses größten und ältesten Theils der Erde unbekannt, so geben uns jene ehrwürdigen Erhabenheiten hiebei die lehrreichste Weisung; sie lassen uns wenigstens einigermaßen errathen, wie dort die Bildung im Ganzen beschaffen seyn möchte.

Sie sagen uns, daß die Region des mittleren oder hohen Asiens eben wegen ihrer antiken Unerschütterlichkeit und zugleich wegen ihrer klimatischen Lage sowohl für die Geschichte des Menschen als für die Geschichte der Erde selbst vom höchsten Interesse seyn müsse; daß sich hier am wahrscheinlichsten der Urstz unseres Geschlechts und der Stammarten aller uns so nothwendigen Hausthiere finde; daß eben deshalb aus dieser Wiege der Kultur alles

Gute und Große, was den Menschen als das erhabenste Naturprodukt darstellt, hervorgegangen. Wenn demnach gleich unser kleines, vom Klima spärlicher ausgesteuertes Europa jenes vaste Continent in Rücksicht der Künste und Wissenschaften, anjetzt weit hinter sich zurück läßt, ja, wenn wirklich, wie bereits der große Lehrer Alexanders bemerkt hat, und jetzt der berühmte Jones von neuem wahr zu finden sich berechtigt glaubt, der Europäer den Asier an Talent übertrafe *), so würde dennoch ersterer, wie Newton oder Heinrich der Große auf den Heerd seiner minder talentvollen Vorfahren mit Gefühlen der Dankbarkeit und Ehrfurcht zurücksehen.

*) Sr. W. Jones on the Litterature of Asie, in Dissertations relating to the History and Antiquity of Asia. Vol. I. p. 83.

Das
hohe oder mittlere Asien.

Für uns, die wir hier die Betrachtung der Erd- und Menschenkunde jener tatarischen und mongolischen Nationen weiter verfolgen müssen, scheint es aber zwiefach gerecht, einen allgemeinen Blick auf diesen wichtigsten Fleck der Erde zu werfen, als auf den Hauptsitz der großen Ereignisse, welche durch diese Völkerschaften bewirkt wurden.

Freilich wird dies stets ein gewagtes Unternehmen bleiben, da selbst die vorzüglichsten Geschichtschreiber und Erdkundige dieser Nationen, ein Jones, Heeren und des Guignes bezeugen, es ruhe ein dunkler Schimmer sowohl über ihre Geschichte, als über ihre Geographie.

Und wie sonderbar! Während daß wir in diesem letzten Jahrhundert die Neue Welt in so vielfachen Richtungen belehrend durchwandert sind, während daß uns in dieser Zeit der große Ocean, das Süd-

meer, größtentheils bekannt ward, ja, da wir selbst von dem Innern des bisher unzugänglich geglaubten Afrika in wenigen Jahren höchst merkwürdige Aufschlüsse erhielten, blieb das am ältesten bekannte, am ältesten kultivirte Land der Erde, das mittlere Asien, für uns stets gleichsam eine Terra incognita.

Die Nachrichten eines Carpini, Rubruquis, Marco Polo, die späteren eines Jenkinson, Goez, Gruber, Abulgasi, Verbiest und Gerbillon über das östliche Asien und dessen großen Erdbuckel, haben selbst durch die neueren Reisen der russischen Gesandtschaften und Caravanen, obgleich sie keinen unbedeutenden Weg von Irkutzk bis Peking in diesen vasten Ländern machten, uns kaum etwas mehr, als einige öde, traurige Wege und Poststationen kennen gelehrt.

In dieser Ungewißheit finden wir nur noch einen eben so genauen als unbestechlichen, sicheren Führer, nämlich die Hydrographie dieses Welttheils.

Schon vor einem halben Jahrhundert zeigte der treffliche Buache, wie sicher die Flüsse die Lage einer Gebirgskarte der Erde entwerfen; wie sie durch ihre Mächtigkeit zeigen, nicht etwa bloß die Höhe, sondern viel bestimmter den Umfang der Erhabenheiten, auf welchen sie entstehen. Zwar wird ein aus großer Höhe herabstürzender Strom reißend alles

vor sich hintreiben und oft große Länder überschwemmen, allein nie wächst er zu der Fülle an, nie fließt er mit so ruhiger Macht durch große Landschaften hin, nie wird er ihr wohlthätiger Handels- und Bewässerungskanal, als ein Strom, der, oftmals nur aus minderer Höhe entsprungen, durch viele seiner geringern Mitbrüder verstärkt, aus großer Weite her, zu einem majestätischen Hauptstrom angewachsen ist.

Mit der Karte in der Hand laßt uns sie aufsuchen diese Wegweiser des hohen Asiens. Wir werden sehen, daß alle uns bekannte Länder der Erde, weder an Anzahl noch selbst kaum an Größe der einzelnen Ströme, es mit ihm aufnehmen können. Hiedurch wird sich dann nicht bloß auf die Bildung dieser großen Region schließen lassen, unwiführlich wird zugleich dadurch auf das Klima, auf die Produkte, ja auf die Grundursache ihrer antiken Kultur hingewiesen; denn wie sollten nicht diese großen Ströme unter dem mildesten Himmel dem Menschen zu großen Handels-, also Gesellschaftskanälen gedient haben?

In Westen, der hierin am mindesten begünstigten Region, zeigen sich der Sihon oder Ama-Daria, der Oxus der Alten; er ergießt sich, so wie der folgende, der Sihon oder Jaxartes in den See Aral.

Nach Norden hin wird die Bewässerung weit bedeutender. Wir lernten den Irtisch, einen der Hauptarme des Ob, bereits zuvor kennen; er tritt aus dem Saison Nor (etwa 47 Br. Gr.) hervor, jedoch liegen die Quellen des obern Irtisch tiefer, selbst gegen drei Grad südlicher.

Der zweite große Nordstrom, der Jenisei, der größte Strom Rußlands, ja fast der gesamten Erde, entspringt viel östlicher, als jener, so weit man ihn bis zu seinen Quellen hin einigermaßen kennt, aus Tibet unter dem 49 Breitengrade. Seinen Riesenweg von mehr als 22 Graden bis zum Eismeer, sahen wir bereits und sein ungeheures Becken oder Flußsystem von mehrern tausend Quadratmeilen zeigt jede Karte Asiens.

Die Lena, der dritte große Strom des Russischen Reichs, hat einen näheren Ursprung in dem Berggürtel Altai. Diese Gebirgskette, welche uns besser bekannt ist, giebt nach Nordost noch mehrere ansehnliche Ströme. Wir lernten sie bereits zuvor kennen, und sie gehören nicht eigentlich zu unserer Absicht.

In Osten zeigen sich hingegen drei Ströme von größter Bedeutung. Der Amur oder Sagalien-Oula, der Daurien bewässert, sich mit dem tiefer aus Süden hervortretenden Songari-Oula vereinigt, und so verstärkt mit einem weiten Busen unter

dem 56sten Br. Gr., Tchoka gegenüber, in den tatarischen Kanal ergießt.

Mächtig sind zwar die bis dahin erwähnten Ströme des Nordens und des Ostens; allein nur ihr minderer Theil ist dem Handel und der Kultur wichtig; fließt doch ihre weit größere, durch vielfache Nebenzweige verstärkte Wassermasse im rauhesten, lange beeiseten Klima!

Dagegen werden dann die beiden übrigen östlichen Ströme, die großen Bewässerer und Handelskanäle von China, die Wohlthäter einer unzählbaren Volksmenge. Sie strömen unter weit milderem Himmel; verbinden und ernähren daher auch Millionen, ja wie wir bald sehen werden, auf ihnen selbst leben, auf schwimmenden Inseln und angebaueten Feldern viele Hunderttausend industriöser Menschen.

Diese beiden Ströme sind, der gelbe Fluß, der Hoang-so und der noch südlichere, der große Fluß oder Yangtse-kiang. Selbst die Quellen des ersteren sind den Chinesen nicht gänzlich bekannt; denn schon dieser Fluß, wenn gleich der kleinere von beiden, stammt aus den uns ziemlich fremden Gebirgen der Kokonor oder Eleu Tataren.

Noch minder kann man aber die des zweiten Stromes, des Yangtse-kiang, angeben. Nur allgemein wissen wir, seine Wurzeln gehören nach Tibet.

Dieser große Wasserreichthum in Osten wird dennoch von den gen Süden Asiens ausströmenden Flüssen übertroffen.

Aus eben jenen, uns zum Theil unbekannten Reservoir von Tibet, steigt bereits vom 35sten Br. Grade der große Mayköung herab. Durch mehr als 15 Grad läuft er nach vielen Windungen unter dem 10ten Grad ins südliche Meer von China, nachdem er die reichen Länder von Yunnan, Laos und Cambodia bewässert, und sein Nahme sich von Pourtousong bald in Kiulöng und Maykom, und zuletzt in den des Japanischen Flusses verändert hat. Gleich westlich neben seinen Quellen wird der ihm an Größe und Richtung ähnliche Nachbar, der große Fluß des Birmanischen Reichs, der Noukian, erzeugt, der sich unter dem Nahmen des Thaluayn bei Martaban ins Meer ergießt. Und noch westlicher läßt eben dieselbe unerschöpfliche Mutter, das hohe Gebirge von Tibet den, wie die erwähnten, fast genau südlich laufenden großen Fluß Kenpon, oder Irrawady, den Ava-Strom hervor, von welchem uns bei weitem der größere Theil unbekannt ist.

Ein gleicher Fall zeigt sich für den nachmals so mächtigen Burramputre. Nur erst durch den Geographen Ostindiens, den berühmten Rennel, wissen wir, daß der Burramputre, der große Nebenbuhler des Ganges in Tibet, unter dem Nahmen

Sanpo, gegen den 36sten Breitengrad erzeugt wird, dann durch viele Seitenwurzeln aus eben diesen Gebirgen verstärkt, gegen Ost und Nordost einige hundert Meilen fortläuft, bevor er sich im Reiche Assam unter dem neuen Nahmen Burramputre gegen Westen wendet, um sodann mit seinem berühmteren, wenn gleich kleinerm Geschwister, dem Ganges, den großen, vielinselichten Busen des Ganges zu bilden.

Dieser mächtige, schon im hohen Alterthum verehrte Strom, noch jetzt die Gottheit der Hindus, geht ebenfalls aus jenem hohen Gebirge Tibets, unfern des 35sten Breitengrades, aus zwei Quellen an der Westseite des Berges Kentaisse hervor; drängt sich durch die Kettengebirge Himmaleh, den Imaus der Alten, steigt dann bis Allahabad südlich hinab; wendet sich dort gegen Osten, und, nachdem er in dieser Richtung viele Grade der Länge in bedeutenden Windungen, durch hundert kleinere Ströme angeschwellt, bis gegen Bisuntpour (25° 20) sich fortgewälzt hat, ändert er seine Richtung, und steigt mit dem reichsten Wasser zum Meere, um dort, in Gesellschaft des Burramputre, durch jenes vaste Becken, anderthalb Längengrade weit, sich in den Ocean Indiens zu entladen *). Nur allein

*) Die genauere Bestimmung des Ganges und den Werth desselben im folgenden B.

diese beiden Ströme ernähren durch ihre inländische Schiffahrt 30000 Menschen!

Und wie viele, selbst große Ströme, sind hier übergangen, welche mit einander theils auf den aufgethürmten Gebirgen Tibets selbst, theils aus den südlicher ihnen parallel laufenden Imaus in die Meere von China, Tunquin, Siam und Bengalen sich ergießen!

Es genüge nur noch zur Darstellung des Reichthums der Gewässer aus dem hohen Asien in südlicher Richtung, die zweite, die westliche antike Grenze der indischen Halbinsel aufzuführen, nämlich den Indus. Ihn erzeugt das hohe Gebirge Hindukoi, der Paropamisus der Alten, der unserm mittleren Asien in dieser Richtung gleichsam zur Einfassung dient und durch sein Zusammentreffen mit dem Mustag, dem Schneegebirge, es in Westen abschließt.

Die Zahl der hier angegebenen Flüsse des hohen Asiens ist nur mäßig; wir hätten ihrer leicht zehnmal so viel nennen können, wäre es hier auf eine beträchtliche Summe abgesehen. Allein die Größe ihrer Erstreckung und ihres Flußgebiets oder Beckens, der Reichthum ihrer Gewässer und ihres Nutzens ist unermeßlich.

Wie hoch, und noch mehr, wie weit umfassend muß nicht das Reservoir, das Magazin seyn, aus welchem seit Jahrtausenden eine so ungeheure Masse

der Gewässer geschöpft wird, ohne sich zu vermindern! Welchen Umfang kann daher dieses mittlere Asien haben, und wie mag es gebildet seyn? Was für ein Länderkörper ließe sich etwa daraus entwerfen, sobald man nur einige Data für seine Grundlage angeben könnte, das ist, wenn einige Linien seiner Außenwerke und einige Punkte seines Inneren bestimmt wären?

Glücklich genug ist dies wirklich der Fall. Mehrere Theile des Altai, des Mustags, des Parapismus oder Imaus, und selbst vieles von Tibet ist uns bekannt.

Sieht man diese als die Umrisse des hohen Asiens an, so dürfen wir davon uns eine Figur entwerfen, welche ein schiefes Viereck, einen Rhombus von mehr als 60 tausend Quadratmeilen einnimmt. Die südliche Grenze hebt etwa unter 103 Grad Länge von Ferro mit dem 35sten Breitengrade an, um bis zu 42° hinaufzusteigen. Die nördliche Einfassung darf man, unter 112° L. Gr. vom 47sten bis zum 54sten Grade der Breite rechnen*).

*) Uebrigens begreift man, daß dieser Rhombus nicht wie auf dem Papier genau aufgerissen seyn kann. Bei einer andern Gelegenheit hierüber genauere Rechenschaft, hier gehört sie nicht her; doch zeigt die Karte einigermaßen die Figur.

Die Bildung dieſes erſtaunlichen Landes iſt aber, ſo viel uns dies die wenigen darüber bekannten Data angeben, nicht überall ein und dieſelbe. In Norden, Weſten und Süden ſtehen Kettengebirge in Zwiſchenräumen hinter einander, laſſen große, bald weit von einander geſperrete, bald einander näher tretende Thäler zwiſchen ſich, bedeutende Länder, die Sitze ganzer Völkerſchaften. Im Oſten hingegen ſteigt man von einer mächtigen Erhabenheit in das durch eben dieſe ſonderbare Bildung von der übrigen Erde gleichſam iſolirte China hinab. Denn dieſes, in ſeiner Art einzige Reich, liegt dort wie ein vaſtes Becken gegen das Oſtmeer hingeworfen, und wenn gleich keine völlige Ebene, wird es dennoch nur von einzelnen Gebirgsketten durchzogen.

Stets bleibt indeß, allen Nachrichten zufolge, die Mitte, das Hauptſtück des Ganzen; ein ungeheurer Erdbuckel (Plateau), eine große, flache, ſandige Erhabenheit, welche im Ganzen ſicher einige 30 tauſend Quadratmeilen einnimmt und nur durch einzelne Concamerationen, Abſchichtungen, vermittelſt höherer Gebirgsreihen, von einander getrennt iſt.

Die Tataren und Chineſen nennen dieſe unwirthbare Wüſten, Chamo, Shamo und Gobi oder Cobi.

Die größte derſelben iſt diejenige, welche in Süden von China, in Oſten aber von den Eleuth oder

Kokonor Tataren begrenzt wird; doch sind auch ihre, diesen Tataren südwestlich gelegenen erhabenen Steppen von großem Umfange.

Die hohe Ebene Gobi ist, wie Pallas den besten Nachrichten zufolge erfuhr, und hiemit stimmen auch die ältern der Missionaire Verbiest und Gerbillon überein, eine sehr erhabene Scheitelfläche des Gebirges, welches man vom Flusse Tola, ja schon von der Selengiskischen Grenze her, hinaufreiset, und von der man nur erst gegen die chinesische Mauer hin wieder hinabsteigt. Mißt man hienach ihre Erstreckung von Nordwest nach Südost, so beträgt dies über 150 d. Meilen. Sie ist gleichwohl mit höhern Gebirgen begränzt, vorzüglich an der Nordseite. Drei Stellen soll die Natur wie zu Verbindungsstraßen von China und Rußland, selbst offen gelassen, mit Bergen eingefaßt und mit hinreichender Fruchtbarkeit zum Fortkommen des Menschen versehen haben. Die eine gegen den 42sten Breitengrad W. N. W. von Peking. Die zweite gegen den 38sten Br. Gr. unweit der Grenzen von Tibet; die dritte gegen den 35sten Br. Gr. in Westen der Provinz Chtensi *).

*) Dies sind die Angaben des Herausgebers des Abulgasi S. 417. er soll Bentinc heißen.

Der Boden dieser hohen Region besteht aus grobem Sande und kleinen Kieseln (dem Anschein nach verwittertem Granit), worunter sich mehrere Arten edler und farbiger Steine finden. Hin und wieder finden sich bei guter Jahrszeit grasreiche Stellen, wo die Mongolen Weide für ihr Vieh suchen. Der größte Theil ist völlig kahl, ohne Baum oder Gesträuch. Hin und wieder erheben sich die Wüsten zu einer ansehnlichen Höhe. Verbiest giebt das höchste Gebirge dieser Tatarei, welche er auf Befehl des Kaisers Kanghi maaß, auf 3000 Schritt über der Meeresfläche an. Wahrscheinlich ist dies von den Gebirgsketten zu verstehen, denn zu der obern großen, flachen Erhabenheit reiset man unmerklich hinan; und man findet dort zuweilen Quellen, die sich jedoch sogleich wieder in die Erde verlieren; weder nord- noch südwärts zieht sich von dieser Fläche fließendes Wasser hinab. In der ganzen Steppe sind an dem Wege der Karavanen von Rußland nach China in gehörigen Distanzen mit Steinen ausgesetzte Brunnen, in welchen das Wasser kaum anderthalb Faden unter der Oberfläche steht. Salz- oder Bitterseen, die von fern ein rothes Ansehn zu haben scheinen, giebt es auf dieser Steppe hin und wieder, einige wohl auf eine Werst groß. Vielleicht ist hieher dasjenige zu rechnen, was Verbiest von dem hiesigen Salpeter sagt. Dieses Sal-

welches er außer der hohen Lage für die Hauptur-
sache der Kälte der Gobi ansieht, soll sich hier, etw
4 Fuß unter der Erde in großen Tafeln oder Schie
fern finden. Flugsand sieht man nirgend.

Die Ziege Oseren (Kropfgazelle*)), und das wilde Pferd, Dshiggetai**), ziehen in dieser Wüste heerdenweise umher. Die einzige Feurung ist hier trockner Mist. Ueber die Mitte der Steppe hinaus soll an einem versiegenden Quellbach ein, wie Gold glänzender, in Sibirien unbekannter Strauch, ohne Blätter mit Schäfchen (Amenta) besetzt, wachsen, den die Mongolen Dsaac nennen.

Von der Gobee kommt man an ein abschüssiges, aus der Steppe kaum merkliches Gebirge, durch welches man wohl 15 Werste abwärts gegen die große chinesische Mauer reiset. (Pallas.)

Auf diesem ungeheuern, öden Erdbuckel und dessen höheren Einfassungen zeigen sich dann merkwürdige Phänomene sowohl für das Thierreich, und zugleich für die Geschichte des Menschen selbst.

Hier ist der merkwürdige, einzige Fleck unserer Erde, woselbst fast alle unsere Hausthüre noch im wilden Zustande zusammen treffen; ja noch einige

*) Man sehe den vorhergeh. Jahrgang, S. 23. nebst der Abbild.

**) M. s. weiter unten.

UNIV.
BIOH.

Der Dshiggetai. (Equus Hemionus)

ihnen ähnliche Arten finden sich hier, die wir uns als Hausſklaven zuziehen könnten.

Unter letztere gehört dann zuerſt der Dsiggetai (Equus Hemionus Pall.). Der Kaiſer Kien-lung nennt ihn in der poetiſchen Beſchreibung ſeines Vaterlands*) Yelo, oder den wilden Maulesel.

Schon vor 200 Jahren lernte der Miſſionair Gerbillon bei ſeinen Reiſen in der großen Tatarei dieſes ſchöne, kraftvolle Thier kennen, und Meſſerſchmidt gab uns darüber (1720) genauere Nachricht. Indeß verdankt man doch eine richtige Kenntniß dieſer wilden Pferdeart dem berühmten Pallas.

Der Dsiggetai**) hat die Größe und einigermaßen die Haltung eines leicht gebauten Maulthiers, aber ſein hirſchartiger Hals, den er ſtets emporgehoben trägt, ſeine hohe, feine Glieder zeichnen ihn ſelbſt vortheilhaft vor unſerm gemeinen Pferde aus. Man ſieht ihm das kühne und flüchtige ſofort an.

Der Kopf iſt größer als am Pferde, auch iſt er höher an den Seiten. Unter jedem Nasenloche ſteht, als Unterſcheidungszeichen vom Pferde und vom Eſel,

*) Eloge de la Ville de Moukden, pag. 27. und 250.

**) M. ſ. das Kupfer.

der Knorpel wie eine starke, runde Warze hervor. Das Gebiß hat 34 Zähne, also zwei weniger als das Pferd. Die weichhaarige Mähne, welche aufrecht steht, ist schwärzlich. Das Sommerhaar ist kaum viertehalb Linien lang, und schön gewirbelt. Das Winterhaar zottig, am Rücken gewellt und weich, wie Kameelwolle. Die schwarzen Hufen sind klein und fast wie halbe Kegel gebildet.

Die Schönheit der Bildung des Thiers wird durch die Isabellfarbe der Haut erhöhet. Es weicht auch von unserm Pferde durch größere Ohren und einen dünnen kuhähnlichen Schweif ab, der zu oberst fahl, bis zur Hälfte mit kurzen Borsten besetzt, an den Seiten, wie der Körper, isabellfarb und gegen das Ende in einen schwarzen Quast von etwa 9 Zoll endigt.

Diese Pferdeart ist erstaunlich schnell. Der flüchtigste tatarische Wettrenner steht dagegen zurück. Auch ist sie sehr schwer zum Schuß zu bringen, obgleich die Mongolen diese Jagd außerordentlich lieben, da bei ihnen das Fleisch des Dshiggetai für die größte Leckerei gilt. Man schießt diese Thiere nur aus dem Hinterhalt an Gewässern, wohin sie zur Tränke kommen. Da sie indeß lange ohne Tränke aushalten, und einen äußerst feinen Geruch haben, so ist auch diese Jagd nur mißlich.

Der stärkste alte Hengst führt oft ein Rudel von 20 Stuten. Diese bewacht er mit sonderbarer Vorsicht und außerordentlichem Muth. Wittert oder sieht er in weiter Ferne etwas Fremdes oder einen laurenden Jäger, so sprengt er voraus, geht durch Umschweife zu dem Gegenstand hinzu, um sich von der Gefahr zu unterrichten. Oftmals wird er sodann ein Opfer seiner Kühnheit; hat er sich aber glücklich davon versichert, so treibt er seine zurückgelassene Heerde auf das schnelleste in die Flucht. Die Stimme ist ein tieferes und lauteres Wiehern, als das vom Pferde. Die Hengste streiten heftig um die Stuten, und die jüngern suchen nach verlohrnem Wettkampf, indem sie den Heerden von ferne folgen, nach und nach einige Stuten dem Serail des Ueberwinders abzulocken.

Die Roßzeit fällt zu Ende Augusts; die Stute soll im Frühling, und zwar nur ein Füllen werfen.

Weit umfassend ist das Gebiet, worin diese, bis jetzt unbezähmte Pferdeart umherschweift, und wahrscheinlich war es vormals noch größer.

Zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts sahe man sie noch in den Argunschen Steppen rudelweise, ja die alten Naturforscher, z. B. Aristoteles, gedenken ihrer noch in Klein-Asien. Jetzt scheint sich ihr Vaterland ganz auf den größten Erdbuckel Asiens zu beschränken. Wo nur die Mongo-

ley und die hohe Wüste Gobi einige Weide darbietet, zeigen sie sich in ganzen Rudeln und durchlaufen ebenfalls die Gebirge von Tibet bis gegen die Grenzen von Indien und China.

Ein ähnliches, gleichfalls schon den alten bekanntes Thier, welches diese hohen Steppen bewohnt, ist der wilde Esel. Auch dieser fand sich in vergangenen Jahrhunderten viel weiter in Asien verbreitet. Im nördlichen Afrika und klein Asien, besonders in Syrien, war er häufig. Der Mensch hat diese Thiere aus letzteren Gegenden wenigstens vertrieben, nur ihre dürre, wenig reizende Heimat, unsere öde Mongoley, ist jetzt wohl ihr letzter Zufluchtsort.

Der Urstamm unsers Esels, der Onager der Alten, ist höher und von Gliedern feiner, als sein träger Nachkömmling. Sein Kopf, ein stark gebogener Rammskopf, ist noch größer und höher als beim Dshiggetai; die Farbe fast durchaus schön weiß von silberhaftem Glanz, nur die Seiten des Halses und Kopfs sind isabellfarb, und diese tritt auf die Hüften hinab Die schwarze Mähne, aus weichem drei Zoll hohem Haar läuft zum Rückenriemen hin; dieser ist fast kaffeebraun und selbst im Sommer, da das Haar des Thiers nicht wie im Winter gewellet, sondern vollkommen glatt ist, von gekräuseltem Haar.

Der kurze Schwanz endigt sich in einen Quast mit Spanne langen Haaren besetzt.

Auch dieses Thier gehört zu den flüchtigsten, schnellesten Jagdthieren der Mongolen. Es läuft mit bewunderungswürdiger Fertigkeit auf den steilsten Pfaden der Gebirge hinweg. Man kann sich ihm nur mit größter Vorsicht nähern, um es zum Schuß zu bringen; denn als ein den Tatoren höchst angenehmes, eßbares Wildpret wird es allein benutzt. Auch die Perser, bei denen der tatarische Nahme Kulan, Kurhan ausgesprochen wird, stellen ihm als einem jagdbaren Thiere auf eine andere Art als die Kirgisen nach. Sie suchen nächtlich die wilden Esel in künstlich bedeckten Gruben zu treiben, worin sie dann hineinstürzen und auf die Weise lebendig gefangen werden. Sie zeichnen sich aber auch durch außerordentlichen Muth vor unsern Esel aus. Besonders beweisen sie diesen gegen alles, was ihnen gefährlich zu seyn scheint. Die Kirgisen, bei denen die wilden Esel häufig vorkommen, wissen, daß diese gemeinschaftlich auf wilde, selbst reißende Thiere losgehen, nur allein den furchtbaren Königstieger ausgenommen, und sie mit den Vorderfüßen tödt hauen. Erblickt ein Kulan eine Schlange, so giebt er einen eigenheit Laut von sich, und sofort setzt sich die ganze Heerde in Lauf, und jedes suche der erste zu seyn, das widrige Thier zu tödten. Dieser Neid

Muth vererbt sich gleichfalls auf die von den dortigen Eseln entsprungenen Maulthiere. Vorzüglich ist der Bär dem Hasse der Maulthiere Persiens ausgesetzt. In Ispahan bezeugte ein glaubwürdiger Mann dem berühmten Reisenden de Bruin, er habe ein Maulthier besessen, welches wüthend auf einen Bären losgegangen, den Bären mit dem Maule im Rücken gefaßt, ihn in die Luft gehoben, herabfallen lassen und ihn in kurzem todt geschlagen. Diese Wuth benutzen die Karavanen. So bald sie auf ihren Zügen Bären spüren, lassen sie einige Maulthiere los. Diese sprengen ungereizt auf die Bären los, und machen ihnen schnell das Garaus. Ja, dieser Haß erstreckt sich sogar auf die dortigen Schweine. Da nämlich diese Thiere dort schwarz sind, so greifen die Maulthiere, indem sie ihnen junge Bären zu seyn scheinen, wüthend an. De Bruin war hievon selbst Augenzeuge *).

Auch unsere Maulthiere zeichnen sich oftmals nicht blos durch Bösartigkeit und Ausdauer in Arbeit, sondern durch Muth aus. Ein Maulthier aus den Ställen des Großherzogs von Toscana, welches wegen seiner Widerspenstigkeit von den Stallknechten stets gefürchtet ward, sollte deshalb auf

*) De Bruyns Reizen over Moscovie door Persien, p. 139.

herrschaftlichen Befehl einem Löwen der Menagerie preis gegeben werden. Das Maulthier ward in den Kampfplatz gelassen, und nach ihm ein hungriger Löwe. Kaum bemerkte das geschreute Thier seinen mächtigen Feind, so wußte es sich so geschickt in eine Ecke zu stellen, daß dem Löwen nur allein die Gelegenheit übrig blieb, es im Rücken anzugreifen. Dieser, so sehr ihm auch die Beute gelüstete, merkte bald das gefährliche dieser Stellung des Maulthiers für ihn. Er ging daher weder gerade noch rasch auf das Maulthier zu. Er näherte sich ihm in Windungen, und nur von einer Seite zur andern, um ihm dann mit einem großen Sprung plötzlich den Todesfang seitwärts zu geben. Das Maulthier verfolgte seinen Gegner mit rückgewandten Augen ununterbrochen, maaß die Weite genau ab, und faßte ihn mit einem gewaltigen Schlage so fürchterlich, daß diesem starken Thiere alle Zähne, ja der ganze Rachen auf einmal völlig zerschmettert wurde, und er auf keine Weise zu bewegen war, einen zweiten Versuch gegen seinen triumpfirenden Feind zu wagen.

Selbst der zahme Esel übertrift in Asien, als seinem Vaterlande, an Muth und Schnelligkeit unendlich den unsrigen. Die guten Reiteſel bezahlt man, wie Tavernier aus Erfahrung bezeugt, oft mit 100 Thalern.

Sind nun zwar die wilden Esel anjetzt hauptsächlich auf unsere großen Steppen der Tatarei beschränkt, so zeigen sie sich indeß oftmals heerdenweise schon am See Aral, und durchwandern auf ihren Zügen die Gobi und die gebirgigten Einfassungen des großen Erdbuckels selbst, bis zu den südlichern Gebirgen Indiens in großen Rudeln oft von Tausenden.

Indeß sind ihnen die salzigen Steppen und die darin befindlichen muriatischen Gewässer und Pflanzen vorzugsweise angenehm. Daher erwarten die Kirgisen und Mongolen hier den Kulan, mit gutem Erfolg, im Hinterhalt.

Die Bucharen bereiten aus den Häuten der wilden Esel sehr scherzbaren Schagrin; und hierzu wurden auch bereits in früheren Zeiten diese Häute in Syrien benutzt. Pallas hat uns in einer eigenen Abhandlung die Methode gelehrt, wie man besonders in Astrachan aus diesen Eselsfellen, wie auch aus der Pferdehaut den Sagri oder Sogri der Türken und Perser, d. i. unsern Schagrin bereitet. Nur der hinterste Theil der Haut des Rückens, gleich oberhalb des Schwanzes kann dazu benutzt werden. Nach mehrmaligem Einweichen ins Wasser, völligem Abschaben der Haare und des Fettes der Fleischseite der Haut, wird dann diese in einen Rahmen gespannt, und der schwarze Saame des weißen Gänse-

fußes (Chaenopodium album) in die so erweichte, vormals behaarte Seite mit Füßen eingetreten. Der nachmals getrockneten und gereinigten Haut bleiben die kleinen Erhöhungen, welche wir am Schagrin bemerken; indeß werden sie durch eigene Eisen zuvor gleichförmig gemacht. Es ist mithin irrig, als wären diese Erhabenheiten bereits dem Eselfelle von Natur eigen. Diese Felle werden sodann durch Kupfergrün und Salmiak grün, durch Indigo blau, und durch Cochenille roth gefärbt. Der Handel ist beträchtlich. Jährlich gehen viele Tausende auf dem Caspischen Meere nach Persien; das Hundert zu 75 bis 85 Rubel.

Auf eben dieser nur theilweise belaubten Erhabenheit und ihren höhern Umgebungen lebt dann auch der Urstamm des uns so unschätzbaren Hausgenossens, das wilde Pferd. „Seht, wie der Tahi „(das wilde Pferd) und Dshiggetahi über die Ebenen „dahin eilen; wie sie die Gebirge erklettern, in die „Thäler herabsteigen; bald im Paß, bald im Trotth „bald athemlos im gestreckten Gallop fortfliegen; „dann sich niederlegen, oder weidend auf tausend „Arten umherspringen und auf dem Grase spielen. „Und dies alles, mit welcher Leichtigkeit, mit wel„cher Feinheit und Anmuth! (Kien-long.)

Das wilde Pferd nimmt noch jetzt einen größern Raum in Asien ein, als seine beiden vorhergehenden

Verwandten. Es wird nicht, wie der wilde Esel vom 48sten Breitengrade beschränkt, es geht an verschiedenen Orten Asiens fast auf 8 Grad höher nach Norden; ja, man sieht noch wilde Pferde im europäischen Rußlande. Hier fand der jüngere Gmelin unweit Woronesch Rudel dieser Thiere, und gab uns durch das Einfangen einiger derselben eine Beschreibung davon.

Die größten wilden Pferde sind kaum halb so groß als die kleinsten Russischen. Ihr Kopf ist ungemein dick. Die Ohren sind, wenn sie die Größe der Ohren des zahmen Pferdes haben, sehr spitz und aufrecht, sonst hingegen lang und hangend, wie am Esel. Das Auge ist feurig; die Mähne kurz und kraus. Der Schweif kürzer als bei unserm Pferde, übrigens wie jener, lang aber oft dünnhaarig. Das Haar des Körpers dagegen so dicht und lang, daß es einem Pelze gleich kommt. Der Körper ist mausefarb, der Bauch heller und die Beine sind schwarz.

Auch das wilde Pferd lebt in Rudeln unter Führung des stärksten Hengstes. Dieser wagt sich stets mit Vorsicht vor seiner Familie weit voraus, und trotzt den Gefahren. Führt ihn sein Weg auf die zahmen Pferde der Russen, so greift er den Haupthengst davon an, und da er gewöhnlich der Sieger ist, entführt er die zahmen Stuten.

Man sucht daher bei der Jagd hauptsächlich diesen Führer zu erlegen; nur erst dann wird es nicht so schwer, einige wilde Stuten oder Füllen mit Stricken einzufangen. (Gmelin d. J.)

Das Kameel, (das zweibuckelichte) ist dann gleichfalls auf diesem Tafelgebirge Asiens einheimisch. Schon die ältern chinesischen Aerzte bezeugen, es gäbe wilde Kameele in den mitternächtlichen Grenzen von China, die dem gelben Flusse, dem Hoang-ho, abendwärts lägen; also in der hohen Tatarei; auch setzt der Kaiser Kien-long gleichfalls das Kameel seines Vaterlandes unter die Thiere der Wälder. Neuere bucharische Reisende bestätigen das Daseyn wilder Kameele im hohen Asien.

Diese Länder hegen aber auch wilde Ochsen; wenigstens finden sich mehr als eine Art derselben in den hohen Umgebungen der Gobi, in den Gebirgen Tibets und den, als Kette zu Indostan hinlaufenden Bergen des Mustags. Der großhörnigte Arno und der Yak oder der Büffel mit dem Pferdeschweife *) geben hievon redende Beweise.

Hinreichend sahen wir, wie in den russischen Gebirgen, die diesen Erdbuckel in Norden einfassen,

*) M. s. den folgenden B.

sowohl der Argali, der wilde Widder, als der Steinbock zu Hause sind. Da nun unser Hund, oder wenigstens einige seiner Racen, nach den genauesten Untersuchungen der vorzüglichsten Naturforscher, von dem Jakkal abstammen; da ferner die wilde Katze in diesem gebirgigten Sibirien vorkommt; da das wilde Schwein sich häufig bei den hier wohnenden Tataren zeigt, so fanden wir fast alles, was uns die Natur unter den großen Thieren zu unserm Hausbedarf nützliches darbot, hier gleichsam concentrirt.

Ja selbst das für die Eiszone so unschätzbare Rennthier ist einem Seitenzweige des großen, unsern Erdbuckel in Norden einfassenden Gebirges nicht fremd. In dem Lande der östlichen Mantscheou-Tataren, unweit des Flusses Tschiriki, der sich in den großen Amur (Saghalien Oula) von Nordosten her ergießt, also im chinesischen Daurien, (etwa zwischen den 52-54sten Br. Graden) finden sich die Orchons Tataren, und diese bedienen sich des Rennthiers, wie die Tungusen, zur Schlittenfahrt.

An wilden jagdbaren Thieren hat das hohe Asien daneben großen Ueberfluß. Das Elendthier, Hantahan, dient dort zur Jagd der tatarischen Fürsten, und unsern Hirsch, nebst andern ihm verwandten Thierarten, nennt der Kaiser Kien-long in der Beschreibung seines Vaterlandes, wie auch das Mo-

schusthier *) (Moschus moschiferus L.); ferner zweierlei Bären**) und Wölfe, den Fuchs, den Leopard und den Tieger. Andere Nachrichten nennen gleichfalls den Luchs.

Von kleineren Thieren führt er an den Springhasen, die Gerboa, den gehörnten Igel, den Suslic, das Murmelthier, mehrere zum Theil Erdratten, hierunter den Erdbär (Mus Aspalax), den Zobel und den Polatuche, das fliegende Eichhorn und das gestreifte, welches in Daurien ganze Magazine von Pinien Zapfen (Pinus Cembra) sammlet, auch verschiedene Wieselarten, Kourene, stets mit den Mäusen im Kriege.

Bell sahe auf seiner Reise von Rußland nach China große Züge von Hasen, wahrscheinlich sind hier mehrere Arten, welche Pallas in den Alpen des russischen Dauriens vorfand.

Eines sonderbaren Thierchens erwähnt noch jener deutsche Botaniker, es heißt bei den Mongolen Sarrick-tekká. Es soll die Größe eines Wiesels haben, völlig ungeschwänzt seyn und nur die höchsten unzugänglichen Felsen bewohnen. Der Auswurf dieses Thiers, einem schwarzen Harze ähnlich,

*) M. s. den folgenden B.

**) Lebou und Nasin, wahrscheinlich eine Art Vielfraß.

wird unter dem tibetischen Nahmen Barruckschen als eine Universalmedicin geschätzt, daher schießt man das Thier niemals; man findet zu Zeiten viele Pfunde von den Barruckschen beisammen. Sollte es nicht eine Art Murmelthier seyn?

Unter den vielen vorzüglichen Vögeln dieses Landes zeichnet sich besonders der seltne, prächtige Argus oder Luen aus. Dieser schöne Phasan, von der Größe des Kalekutschen Hahns, trägt auf dem gelben Grunde des Körpers und der Flügel schwarze Flecken und Punkte. Sein Gesicht und Nacken sind roth, und der Kopf mit einem blauen Federbusch geziert. Der Schwanz von gleicher Farbe mit den Flügeln zeichnet sich durch drei Fuß lange Mittelfedern aus, welche auf gelbbräunlichem Grunde mit großen ovalen Augen prangen.

Er ist so wie der kleinere Koutounou, der Phasan der nördlichen Sandwüste, vom schönsten Geschmack. Beide dienen zum Tribut an den Kaiser und zu seiner Jagd.

Auch von Strand- Sumpf- und Wasservögeln ist hier dem Kaiser Kien-long zufolge eine große Mannigfaltigkeit. Darunter zeichnet sich besonders einer wegen seiner Gefräßigkeit aus, den er den Wassertieger nennt, vielleicht ein Pelikan, denn er hat einen ungeheuern Rachen.

Den großen Bartgeier, bei den Mongolen Jollo, fand Sievers in Dauriens Gebirgen. Kienlong nennt viele Tamin oder Falkenarten, worunter der Berkut (Falco fulvus) und mehrere, zur Jagd abgerichtet werden. Hierunter ist der Sohunkon besonders berühmt, der, wenn gleich nur von Körper klein, dennoch den größten Vögeln mit bestem Erfolg den Krieg macht.

Ebenfalls fehlt es hier nicht an Spechten, Amseln, Wachteln, Lerchen und andern kleinen Singvögeln, nur können die von dem fürstlichen Dichter aufgeführten Trivialnahmen, selbst mit dem Commentar der Jesuiten, uns zu keiner bestimmten Angabe führen.

Dies ist dann noch weniger der Fall beim Pflanzenreich. Freilich ist die Chamo, das Sandmeer, selbst äußerst dürftig an aller Vegetation; allein einzelne Vertiefungen und sumpfige Gegenden bieten den Mongolen und Kalkastataren schätzbare Weide für ihre Heerden; auch gewähren die Einfassungen dieses hohen Asiens die reichste Flora und die herrlichsten Naturscenen.

Das mächtige Scheidegebirge zwischen Sibirien und der chinesischen Tatarei, der Theil des großen Kettengebirges, welcher unter dem Nahmen des Apfelgebirges (Yablonnoi Chrebet) in Daurien, zwischen dem 105ten und 110ten Grad der Länge

fortläuft, mag hier zum Beispiel dienen. Siebers schöne Zeichnung verdient wegen mehr als einer Belehrung hier schon einen Platz.

Es war in den längsten Tagen des Jahrs 1792, daß er als Botaniker den Theil dieser hohen Alpen durchwanderte, woselbst der Tschilek, der Tschikoken, und andere großentheils zu der Selenga strömende Flüsse erzeugt werden; dieser Hauptstrom entspringt aber gleichfalls hier in der chinesischen Mongolei.

Einer der hohen nackten Gebirgsköpfen, oder der breiten Glätzer, woselbst sich Rhabarbergräber unter den schönsten Zedern ihre Hütten errichten, bot ihm eine der herrlichsten Aussichten der Welt dar.

„Da, wo die Zeder oder Zirbelfichte (Cembra) „aufhört Baum zu seyn, steigt man etwa 800 Schritte an der sanft sich erhebenden Koppe aufwärts, „durch die gelbe Schneerose (Rhododendron), das „Buschwerk von liegenden Zirbelfichten und andern „Alpengesträuch. Oben auf der Ebene des Bergs„gipfels, die wohl drei bis vier Werst in die Länge „und anderthalb in die Breite haben mag, die sich „aber nachmals wieder in andere Gebirge verliert, „steht beinahe in der Mitte, auf dem höchsten Punkte, „ein Aggregat von verschiedenen Granitblöcken, von „etwa 7 bis 8 Klafter hoch. Hier oben ist es, wo „man der majestätischen Aussicht genießt. Eine „beinahe zahllose Menge von Gebirgen, worunter

„nur einige wenige noch im Julius mit Schnee be-
„deckt sind, liegen gleichsam zu den Füßen des An-
„schauers. Unter allen diesen Gebirgen bemerkte ich
„nur eins, das höher noch zu seyn schien, wie das
„meinige; denn dessen Koppe ragte nicht allein über
„alle hervor, sondern sie war auch völlig mit Schnee
„bedeckt, welcher den ganzen Sommer nicht schmolz.

„Eben genannte Glätzer ragen aber nie über die
„Wolken hinaus, wie die am See Baikal, sondern
„dienen ihnen gleichsam als Stützen, indem ihre
„Häupter bei trüber Atmosphäre gewöhnlich in Wol-
„ken gehüllt sind.

„Ich bin zu allen Zeiten und in allen Witterun-
„gen hier gewesen, manchmal erstarrte ich in den
„heißesten Sommertagen vor Kälte, zuweilen war
„dagegen die Hitze so groß, daß das Quecksilber auf
„30° Reaum. stieg.

„Hier war es, wo ich die Art sahe, wie die Na-
„tur die größten Flüsse schafft. Diese Glatzberge
„nämlich ziehen beinahe unaufhörlich die Feuchtig-
„keiten aus der Atmosphäre an, und sobald man nur
„den Gipfel um einige Klafter tief heruntersteigt, so
„hört man schon ganz kleine Quellchen, unter denen
„mit Rasen bewachsenen Granitplatten rauschen,
„die sich in größere Quellen vereinigen. So sah ich
„vor meinen Augen auf der nördlichen Seite dieses
„Glätzers die Gluboka entstehen, und auf der süd-

„sichen Seite die Solonzowa, die in den Tschikoi „fällt. Unterhalb der eigentlichen kahlen Koppe des „Gletzers findet man gewöhnlich einen mehr oder „minder großen Morast; er dient gleichsam zum „Versammlungsplatz aller Quellchen, aus welchen „sie dann schon wie Bäche den Berg herabstürzen, „und öfters die schönsten Caskaden machen. So „hier die Solonzowa, welche so schöne Wasserfälle „hat, daß sie die in Cassel auf dem Winterkasten „übertreffen.

Nun beschreibt der Naturalist die hier sich erhebenden, und dadurch schöne Ansichten gewährende Nebel; ferner das merkwürdige Schauspiel eines Brandes in den Nadelholzwaldungen dieser Gebirge, welche zufällig durch angemachte Feuer entstehen. Die harzige Rinde der Ceder fing Feuer. Hiedurch wurden die Nachbarn, Weißtannen, Rothtannen, Fichten und Lerchenbäume entzündet; in einer halben Stunde stand ein ganzer Bergrücken in Brand, von welchem ein ungeheurer Dampf aufstieg, der die Luft verdunkelte. In zwei Tagen, denn so lange dauerte der Brand, waren sechs solcher Bergrücken ausgebrannt, und nur die Flüsse und breite Thäler setzten dem Feuer Grenzen. Mit unglaublicher Schnelligkeit läuft das Feuer an einem solchen Harzbaum, unter einem donnerähnlichen Lärmen hinauf; bei Nacht nehmen sich diese Lauffeuer herrlich aus.

Diese an Harz so reichhaltigen Lerchenbäume gewähren dann auf folgende sehr einfache Weise eine große Quantität Harz. Ihre Rinde wird in kleine Stücke zerschlagen und auf ein Sieb von birken Flechtwerk geschüttet, welches auf einen Kasten von Birkenrinde gesetzt wird, während dem hat man am Abhange des Berges ein ofenähnliches Loch gegraben, das scharf angefeuert wird. Ist das Holz niedergebrannt, so legt man die Asche und Kohlen heraus, setzt obigen Kasten mit dem Siebe, worauf die Rinde liegt, in diesen Ofen, deckt ihn genau zu und läßt alles so etwa 12 Stunden stehen. Nach Eröffnung der Grube wird man das Harz ganz rein in dem untergesetzten Kasten finden (Sievers.)

Die Reichhaltigkeit der Flora dieser östlichen Mongoley hier aufzuführen, wäre zweckwidrig. Innerhalb des kleinen Raums von 8 Klaftern fand Sievers gegen 50 verschiedene Pflanzen, und Pallas Liste Dauriſcher Bäume und übriger Gewächse geben diesem ein noch stärkeres Gewicht.

Unter den mannigfaltigen Pflanzen seines Vaterlandes, welche K. Kien-long aufführt, verdient besonders der Gin-seng der Japaner und Chinesen einer besondern Erwähnung.

„Die Orhota, d. i. Königin der Pflanzen, die „Pflanze ohne Nahmen, sagt Kien-long, würde „dem Menschen die Unsterblichkeit geben, wenn es

„unsterblich seyn könnte. Alles, was nur das Erd„reich treffliches und kraftvolles in sich enthält, samm„let sich gleichsam um diese Pflanze zu nähren.“

Der Ginseng (Panax quinquefolium Polyam. L.) die fünfblättrige Kraftwurzel ist es und nicht der Ninsing oder Nisi der Japaner *), welcher bei den Chinesen für die mirakulöseste aller Pflanzen ausgeschrien, und auch deshalb zu einem erstaunlichen Preise bezahlt wird. Denn noch zu Dühaldens Zeit kostete eine Unze ächter guter Ginsengs Wurzel 7 bis 8 Unzen Silber.

Diese Pflanze treibt einen geraden Stamm von etwa 2 Fuß Höhe und darüber, in der Dicke einer Federspule; der Stamm theilt sich in drei Blattstiele und hat einen besondern Stiel, auf welchen ein Kranz von weißen Blumen steht, denen rothe Beeren folgen. Die Zwitter und männlichen Blüthen befinden sich auf zwei verschiedenen Pflanzen.

Der ovalen Blätter mit gezinktem Rande sind 5, wovon die drei größern beisammen stehen. Die Wurzel hat viel Aehnlichkeit mit der des Nisi (Sium

*) Man überzeugt sich hievon genau durch die Vergleichung anderer Abbildungen, welche Duhalde davon giebt, und Vergleichung derselben mit dem Ninseng der Japaner beim Kämpfer und in Blackwells Kräuterbuche.

Ginsi L.) sowohl an Bildung, als an Farbe, und vielleicht auch an Wirkung; beide theilen sich in mehrere kleinere Wurzeln, worunter indeß häufig zwei die stärksten sind, etwa einen kleinen Finger dick. Da sich diese oben vereinigen und also gabelförmig, wie die Beine des Menschen auseinander laufen, so mag dies vielleicht die Ursache seyn, weshalb die Chinesen diese Pflanze Ginseng, d. i. Abbildung des Menschen nennen, wenn anders nicht die ihnen so außerordentlich scheinende Wirkung auf den Menschen selbst hiezu Anlaß gegeben hat.

Der Ginseng wächst ganz vorzüglich zwischen 30 und 47 Graden der Breite und 10 bis 20 westlicher Länge von Peking; also in den Ländern der Mongolen, der Kalkas-Tataren und der Eleuthen, doch wird er auch auf Korea gefunden. Hier soll besonders eine lange Bergkette mit finstern Wäldern bedeckt, ihre Heimath seyn.

Schon ehe diese Pflanze in Nordamerika entdeckt ward, muthmaßten die Missionaire ihr dortiges Daseyn. Als sie sich nachmals wirklich dort fand, entstand hieraus ein wichtiger Handelsartikel; endlich fiel indeß der Preis auf 3 holl. Gulden für das Pfund. In Nordamerika findet sie sich besonders in Kanada und in vielen der nördlichen Freistaaten, selbst tief landeinwärts.

In China war sie gleichsam eine Regale. Es wurden vom Kaiser Cang-hi zum Einsammeln derselben nicht weniger als 10000 Tataren ausgesandt, um diese Wurzel zu suchen. Für diese Erlaubniß mußten sie indeß dem Kaiser jeder zwei Unzen der besten Wurzeln liefern, das übrige ward ihnen dagegen in feinem Silber bezahlt.

Diese 10000 Wurzelmänner theilten sich in verschiedene Horden nach gewissen Fahnen, je zu 100. Sie wohnen in dieser Zeit, welche zuweilen über 6 Monate dauert, unter Gezelten, und erdulden bei der Höhe des Erdreichs, bei der bedeutenden Kälte und bei dortiger Unfruchtbarkeit, sehr viel Ungemach. Der Kaiser gewann hiebei zwar sehr ansehnlich, indeß war der Vortheil der Gesellschaft selbst stets beträchtlich, besonders da es, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, nicht zu verhüten stand, daß manche 100 Pfunde Ginseng heimlich eingebracht wurden.

Nachdem die Wurzel durchs Waschen und Bürsten gereinigt ist, wird sie in Wasser gekocht und sodann im Rauche von gelber Hirse getrocknet; sie nimmt etwas von der Farbe an, indeß kann man sie ebenwohl auch an der Sonne trocknen und hierauf an einem trocknen Ort aufbewahren.

Die Zubereitung dieser Wurzel zum medicinischen Gebrauch besteht in folgenden. Man schneidet

sie in kleine Stücke, thut sie in einen gut glasirten Topf und gießt Wasser darauf. Zum Gebrauch der Kranken rechnet man ein halb Maaß Wasser auf 1/5 Unze der Wurzel; bei Gesunden hingegen nur auf 1/10 derselben. Sie wird dann bei kleinem Feuer gekocht, und zwar so lange bis das Wasser bis auf einen Becher von verdunstet ist. Dieses trinkt man sogleich; auf den Satz wird von neuem Wasser gegossen und auf die vorige Art gekocht. Von diesem neuen Abfud trinkt man eine Hälfte des Morgens, die andere des Abends.

Die Chinesen bedienen sich dieses Mittels gegen viele Arten von Krankheiten, und schreiben ihm fast übernatürliche Kräfte zu. Sie behaupten, es sey ein specifikes Mittel gegen alle Entkräftung; es heile die Lungen; hebe die Pleureste; löse den Schleim auf; stärke den Magen, die Nieren und die Lebensgeister; ja es verlängere das Leben.

Mag hievon sehr vieles übertrieben seyn, dennoch bezeugen die Missionairen aus eigener Erfahrung, daß der Genuß dieses Medikaments nicht bloß die Eßlust befördere, sondern die Kräfte schnell wieder herstelle.

„Ich fühlte, sagt Duhalde, nachdem ich von „der rohen Wurzel etwas genommen hatte, eine „Stunde darauf meinen Puls weit stärker und geschwinder. Ich merkte Appetit zur Speise, eine

„große Munterkeit der Kräfte, und die Arbeit kam „mir viel leichter vor, als vorher. Als ich nach „vier Tagen mich abermals von vieler Arbeit so ab„gemattet fand, daß ich kaum zu Pferde sitzen konn„te, gab mir ein Mandarin, der bei uns war, et„was von dieser Wurzel. Ich nahm die eine Hälfte „davon, und eine Stunde darauf hatte ich alle Mat„tigkeit verlohren. Und diese Wirkung habe ich in „mehrern Fällen erfahren. Ja, ich habe sogar ger„funden, daß die frischen Blätter der Pflanze, die „ich genoß, eben dergleichen Wirkung hervorbrach„ten. Wir haben uns derselben, gleich den Tata„ren, statt des Thees bedient, und fanden, daß sie „dem besten Thee vorzuziehen seyen. Auch ist der „Geruch und die Farbe davon angenehm.“

So viel scheint aus allem sich zu ergeben, daß diese Wurzel stärket, das Blut in Bewegung setzt, vielleicht verdünnet, und besonders auf die Nerven wirkt. Aehnliche Wirkung will man auch in Frankreich gefunden haben. Warum wird sie indeß anjetzt bei unsern Aerzten vernachläßiget? Geschieht dies nur weil sie aus der Mode ist, oder haben sie sie bei uns wirklich unwirksam befunden?

Doch genug von den Produkten der großen Tatarei; denn außer den Eisen- und Kupferbergen, deren Kien-long gedenkt, und den schönen farbigen Kieseln der Gobi, worunter der Caschalon häufig

vorkommt, sind uns fast gar keine Mineralien von Bedeutung in diesen Ländern bekannt. Aeltere Schriftsteller gedenken Goldgruben, die vormals Zwistigkeiten der Völker sollen veranlaßt haben.

Dagegen sind die Gewässer dort sehr ergiebig.

Rechnet man die östlichste Tatarei zugleich mit hieher, dann kämen begreiflich alle Fische des Ostmeers mit in Betracht.

Aber auch die Flüsse von Westen und Süden, die großen Ströme, welche sich ins ostindische Meer ergießen, sind so, wie die Gewässer bei den Mantcheous und Mongolen sehr fischreich.

Jener königliche Dichter nennt über 30 Arten Fische seines Vaterlandes. Hierunter sind, so viel sich aus der unbestimmten Beschreibung ersehen läßt, mehrere Arten von Karpfen (Cyprini), mehrere Aale und Hechte, welche wegen ihrer Eßbarkeit gerühmt werden.

Er besingt aber vorzüglich einen eben so merkwürdigen und sonderbaren, als für uns wohl gänzlich unbekannten Fisch, unter dem Nahmen Houara. „Seine Schuppen, sagt er, haben schwarze, unregelmäßig hingeworfene Flecke. An jeder Seite ist „sein Kopf von 7 Oefnungen durchbohrt, sie haben „unter einander die Stellung des Siebengestirns. „Er ist eben so stark als schlau, und maßt sich des-

„halb eine Art Herrschaft über die übrigen Fische an. „Männchen und Weibchen leben stets mit einander „in Gesellschaft ihrer Jungen und bekriegen ge„meinschaftlich die übrigen Fische. Sie ziehen sie „bald an, bald stoßen sie sie zurück, machen Jagd „auf sie, ängstigen sie, verfolgen sie und schließen sie „ein, stürzen auf sie los und verschlingen sie als eine „gemeinschaftliche Beute. Ein eigner Instinkt „treibt sie zur Nachtzeit sich gegen Norden zu wen„den, als wollten sie den ihnen eingedruckten Sie„bengestirnen ihre Ehrfurcht bezeugen.“ Nach dieser Beschreibung sollte man fast hier eine uns unbekannte Art eines Krapffisches (Torpedo oder noch wahrscheinlicher Gymnotus) vermuthen.

In den Flüssen Dauriens fand Sievers vier Lachsarten, und Duhalde rühmt unter den Fischen der Tatarei vorzüglich den Stör als den König der Fische. Einige Theile desselben genießen die Tataren und Chinesen sogar roh. Er wird gemeiniglich mit Pfeilen geschossen, scheint aber nur hauptsächlich der östlichsten Tatarei eigen zu seyn.

Dort zeigt sich in den großen Strömen Saghalien Oula und Songari Oula überhaupt ein besonderer Reichthum von Fischen. Einige der dortigen Völkerschaften leben daher fast gänzlich davon und diejenigen, welche sich zugleich in die Häute großer

Fischarten kleiden, erhalten daher auch von den Chinesen den Beinahmen Yu-pi, Fischmänner*).

Diese östlichste Tatarei, wenn gleich nur ein Seitenzweig jener großen Erhabenheit, verdient aber besonders deshalb hier bereits aufgenommen zu werden, damit wir uns nachmals nicht genöthigt sehen, darauf, als auf ein besonderes Land, zurück zu kommen.

Wir verdanken die freilich nur geringe Kenntniß dieser Länder abermals fast gänzlich den Jesuiten, oder eigentlich dem edlen Canghi. Dieser seltne Fürst verdient bei dieser Gelegenheit sicher uns näher bekannt zu werden. Er stellt uns nicht nur eins der erhabensten Ideale der Mantcheou-Tataren auf, sondern er zeigt zugleich den hohen Werth eines wahren Monarchen, und unsere Erdkunde verdankt ihm fast ganz allein alles, was sie von der Tatarei und China anjetzo kennet.

Canghi, aus der noch jetzt regierenden tatarischen Dynastie der Tsin oder Tay-tsing der dritte Monarch, bestieg 1661, in einem Alter von einigen 20 Jahren, den Thron.

Obgleich von außerordentlicher Körperkraft, (er spannte, nach Barrows Bericht, einen Bogen mit einer Kraft die dem Gewicht von 150 Pfund gleich

*) M. s. weiter unten.

kam) daneben von vielem und lebhaftem Geiste, war er dennoch von seltner Mäßigkeit, sowohl in Rücksicht starker Getränke, als des andern Geschlechts. Schon früh von 4 Uhr an betrieb er ununterbrochen die Geschäfte des Reichs bis zum Mittage; den übrigen Theil des Tages widmete er den Wissenschaften und der Kriegskunst.

Er war als großer Krieger berühmt. Im Jahre 1682 unterwarf er sich nach einem gefährlichen Aufstande völlig die Insel Formosa, und im Jahre 1719 unterjochte er die Mongolen gänzlich.

Aber als Regent hatte er einen weit höhern Werth. Nicht bloß die ihm als Erbmonarch angehörigen Völker waren unter ihm so glücklich, als es nur die dortige Verfassung zuläßt, die unterjochten Mongolen gestanden selbst, daß sie unter dem Kaiser Canghi unabhängiger und besser lebten, als vormals unter ihren eigenen Fürsten. Canghi war mithin nicht ein wahnsinniger Eroberer, der etwa, wie der verworfene Emporkömmling und Usurpator Schach-Nadir, darauf ausging, aus toller Herrschsucht und niedrigem Egoismus nur selbst zu genießen, oder seine Familie mit Reichthümern und Würden auf Unkosten rechtmäßiger Regenten und des Schweißes unschuldiger Völker zu mästen.

Er las alle Requeten selbst, bestrafte jeden ungerechten Statthalter und Großen, sogar von seiner

Familie, und erleichterte mit großen Kosten seines Schatzes das Volk.

Bei seiner hohen Gerechtigkeitsliebe fühlte er sich nicht gezwungen, die Armee und ihre vornehmsten Offiziere durch große Belohnungen zu seinem Schutz bestechen zu müssen; er belohnte allerdings die Tapferkeit, allein sein Schatz eröffnete sich ebenwohl im Fall der Noth für den Kaufmann oder sonst leidenden Bürger. Als die Kaufleute von Peking im Jahre 1717 es nicht vermochten, den Russen ihre Peltereien abzunehmen, erließ er ihnen deshalb alle hiebei sonst gewöhnlichen Abgaben, und verlohr dadurch mehr als 20000 Unzen Silber.

Indeß hatte er den Werth einer geübten Kriegsmacht bei solchen Nachbarn, als die Tataren, Mongolen und Koreaner, stets vor Augen. Um seine Truppen daher, selbst im Frieden, (und das Reich genoß ihn durch seine Weisheit eine lange Reihe von Jahren hindurch) zu allen Kriegsübungen und Strapazen geübt zu erhalten, stellte er große Jagden an. Eine ganze Armee, abgetheilt wie in Kriegszeiten, zog in die Wüsten der Tatarei, übte sich hier in Lägern, in Evolutionen und Schießen, unter Erduldung aller Witterung und oft der kärglichsten Nahrung.

Dies benutzte er zugleich zum Bereisen seines vasten Reichs. er vernahm sodann genau die Stim-

me des Volks, ihre Klagen oder ihre Zufriedenheit, und selbst die Priesterschaft, die Lama's, so mächtig sie auch auf das Volk wirkten, zitterten vor dem Blick des gerechten Monarchen.

Canghi hatte, wenn gleich erzogen in der abgöttischen Religion der Bonzen, dennoch sehr aufgeklärte Religionsbegriffe.

„Ich bete nicht die Sterne an, sondern den lebendigen Gott des Himmels, eben den, welchen ihr anbetet," sagte er sowohl zu den Missionairen, als zu dem päbstlichen Gesandten Mezzobarba. Die Nachsicht, welche er gegen das Christenthum zeigte, legten die Jesuiten zu günstig für dasselbe aus, da, wie der Kaiser sich deshalb äußerte, seine politische Lage es nie erlauben könnte, es selbst anzunehmen. Er fühlte zu bestimmt, daß er die Religion der Mehrheit seines Volks, und besonders die der Tataren, nicht, ohne sich großen Catastrophen auszusetzen, ableugnen konnte. Daher sandte er auch einen Abgesandten an den Groß-Lama nach Tibet.

Aber er zeigte eine seltene Toleranz bei dem, eben so lächerlichen als berühmten Streit der Jesuiten, mit mehreren der übrigen katholischen Missionairen, z. B. der Dominikaner in China. Die Jesuiten hatten, um der christlichen Lehre dort leichtern Eingang zu verschaffen, mit großer Klugheit zugegeben,

daß die Chinesen die fast göttliche Verehrung ihrer Vorfahren, dem Christenthum unbeschadet, beibehalten könnten, und daß man annehmen wollte, sie huldigten bei Anbetung des Tien nicht dem Sternhimmel, sondern dem Schöpfer selbst.

Die thörichten Zeloten der Gegenpartei bestanden darauf, diejenigen der Neubekehrten nicht für Christen anzuerkennen, welche jene öffentliche Verehrung der Vorfahren nicht aufgeben wollten.

Dieser Zwist der römischen Kirche sollte durch dessen Oberhaupt entschieden werden, und der Pabst war unweise genug, durch seine Legaten, den Tournon, und nachmals den Mezzobarba, jene Zeloten zu unterstützen. Begreiflich verlohr die christliche Religion dadurch auf zwiefache Weise.

Da nämlich die Verehrung der Vorfahren, wie wir nachmals sehen werden, eine der Hauptstützen der Regierung in China selbst ist, und daher den Kindern gleichsam mit der Muttermilch beigebracht wird, so mußte ein solches Verbot von Seiten des römischen Hofes nicht nur die Bekehrung der Chinesen plötzlich hemmen, sondern der Hof mußte sich selbst gezwungen sehen, eine Lehre zu verbieten, welche geradezu die Grundlage der Regierung zu untergraben schien.

Bewundern muß man die Geduld und die Nachsicht, welche Canghi bei diesem Streite bewies, und

seine Unterhaltungen mit dem Legaten Mezzobarba über diese Materie, zeigen eben so viel Urtheilskraft als Schonung gegen das Oberhaupt einer ihm völlig fremden Sekte, eines so weit entlegenen, ihm höchstens dem Nahmen nach bekannten Landes. Mit Recht bewies der Kaiser oftmals, bald durch Anspielungen, bald ohne Umschweif, jedoch stets mit Bescheidenheit, wie befremdend es sey, daß der Pabst, der sicher keine richtige Begriffe von der Verfassung des chinesischen Reichs habe, sich dennoch erlaube, Entscheidungen zu ertheilen, die geradezu jene Kenntnisse zum Grunde setzen. Hätte man doch fürchten können, daß, da dieser exotische Zwist dem Kaiser viele höchst unangenehme Stunden verursachte, endlich alle Christen und alle Missionaire harten Verfolgungen wären ausgesetzt worden; denn die Schwierigkeiten, welche sich nachmals der christlichen Religion entgegen stellten, rührten allerdings von vielen der Großen her, und wenn Canghi ihnen nicht entgegen wirkte, und sich kräftiger der Missionaire annahm, so fand er sich offenbar durch die Lage des Reichs selbst dazu genöthigt. Er gab ja sogar beträchtliche Summen (15000 Unzen Silber) zu Errichtung ihrer Kirche, und die schöne Inschrift, welche er dazu angab: Dem einzigen wahren Grundwesen aller Dinge (gewidmet), ist ein neuer Beweis seines gesunden Verstandes.

Diese edle Denkart des Kaisers verdankt man aber ganz vorzüglich seiner Liebe zu den ernsthaften Wissenschaften. Den Werth derselben, ihren entschiedenen Einfluß auf den gesamten Staatshaushalt sahe sein richtiger Geist so bestimmt ein, daß er sich unter Führung des Pater Verbiest der Mathematik mit großer Anstrengung widmete.

Durch ihn ward ein richtiger Kalender berechnet und eingeführt; er ließ die Logarithmentafeln nebst der Erklärung auf seine Kosten chinesisch drucken. Ebenfalls auf seine Kosten mußte sein würdiger Lehrer ein Observatorium errichten, und mit den besten Instrumenten damaliger Zeit versehen.

Er erhob diesen vorzüglichen Mann in den Reichsadelstand, und zwar bis auf mehrere seiner Vorfahren zurück, oder wie wir sagen, er schenkte ihm viele Ahnen *).

Auch war es Verbiest, der ihm eine Stückgießerei einrichtete; der glückliche Erfolg derselben nahm den Kaiser so sehr für diesen Geistlichen ein, daß er bei dem desbalb in der Tatarei gegebenen großen Gastmahl seinen eigenen Zobelrock ablegte, um ihn damit zu bekleiden.

Er setzte einen so hohen Werth auf die ernsthaften Kenntnisse, daß es jedem europäischen Mathe-

*) M. s. weiter unten über den Adel in China.

matiker und Arzt schwer gemacht ward, China verlassen zu können.

Die richtige Erdkunde dieses Reichs ist dann auch fast gänzlich durch ihn geschaffen; sein Scharfblick fühlte bald die Nothwendigkeit einer richtigen Vermessung seiner Staaten. Er trug sie daher den Missionairen auf, und die Jesuiten, welche mit vieler Klugheit stets geschickte Mathematiker zur Fortpflanzung des Christenthums hinein sendeten, massen nun das chinesische Reich so genau, als es damals nur möglich war.

Eine ganze Gesellschaft mathematikverständiger Missionaire bereiseten auf kaiserliche Kosten, gehörig mit Instrumenten versehen, das große Reich. Sie beschäftigten sich damit ganzer 10 Jahre, (1708 - 1718), und ihre Karten sind die Grundlagen, woraus der berühmte d'Anville nachmals uns den chinesischen Atlas geliefert hat*).

Dies ist aber für die Geographie der Tatarei und des chinesischen Reichs, in zwiefacher Hinsicht, von höchster Wichtigkeit. Einmal betragen die gesamten Länder, welche unter chinesischem Scepter stehen, weit über ein Viertel von ganz Asien, und

*) Nouvel Atlas de la Chine, de la Tatarie chinoise et du Tibet etc. à la Haye 1737. 42 Planches.

diese erstaunliche Region ist zugleich beinahe allen Europäern unzugänglich; und sodann werden wir nachmals sehen, mit wie vieler Aengstlichkeit die chinesische Regierung seit Jahrhunderten allen Fremden den Eintritt in dies Reich zu erschweren sucht.

Durch diese, auf Sachkunde und auf das Wohl seiner Staaten selbst gegründeten Vorliebe des edlen Canghi erhielten wir gleichfalls unsere Kenntniß von der östlichsten Tatarei, oder von Tungussen, nämlich von den Ländern nordöstlich des Palisaden Walls oberwärts der chinesischen Provinz Leatong, dem Gebiet der Mantcheous-Tataren, der Humari, der Yupi und der Ketschen *).

Dieser Theil der Tatarei ist gleichsam ein grosses Becken, worin sich die Flüsse verbreiten, welche ihren Ursprung nehmen aus dem Apfelgebirge (Yablonnoi Chrebet) und einer nach Süden von dort aus hinablaufenden, die Kalkas- und Orkous-Tataren scheidenden, minder hohen Bergkette.

Zwar liegt er nicht so hoch, als das so eben durchgegangene Mittel-Asien; allein da er bis zu dem 55sten Breitengrad hinaufreicht, und die hohen Gebirge im Rücken, den östlichen Theil des großen

*) M. s. Carte de la Tatarie chinoise in d'Anvillens Atlas, oder auch die hiebei kommende Karte.

Oceans oder des Südmeers vor sich hat, so ist es dennoch ein sehr kaltes Land.

Die Missionarien, welche uns die Expedition des Kaisers Canghi, in das Land der Orkous beschrieben haben, klagen sehr über die dortige Kälte, selbst in den letzten Tagen des Mays. Sie behaupten, daß außer der Höhe die Salz- und, wie sie sagen, Salpeterquellen hieran vorzüglichen Antheil haben.

Die östlichsten, am Meere gelegenen Theile dieser Tatarei, sind uns indeß anjetzt genauer und als angenehmer bekannt worden, durch den unglücklichen la Perouse.

Als dieser treffliche Nautiker im Sommer des Jahres 1787 diese Küste gleichsam wieder entdeckte, fand er sie reizend und fruchtbar. Er staunte mit Recht, daß ein Land von so stolzer Vegetation fast gänzlich unbenutzt und unbevölkert da lag; dies mußte aber desto mehr auffallen, da die dünne gesäeten Bewohner offenbar, wie wir dies nachmals erwähnen werden, häufig im Verkehr mit China stehen, mit einem so übermäßig von Menschen saturirten Lande, daß darin jährlich viel tausend Kinder freilich aus Ueberpopulation getödtet, oder doch dem Umkommen preis gegeben werden.

„Der schönste Frühling Frankreichs zeigte keinen „reizendern Anblick als die Gegend um die Bay von „Ternai (49 Gr. Breite). Das Gras war so hoch,

„daß man kaum durchwaden konnte, und die Wiesen „prangten mit Maiblumen, Rosen, gelben und ro„then Lilien, kurz mit allen Blumen unseres fette„sten Bodens. Dabei sahe man die Gipfel der Ge„birge mit Fichten gekrönt; die Seiten waren von „starken Eichen bedeckt; die Flüsse und Bäche mit „Birken, Ahorn- und Weidenbäumen eingefaßt, und „in den größeren Holzungen sahe man Azerolen und „wilde Apfelbäume in der Blüthe nebst Nußbäumen „mit fast reifen Früchten.

„Dennoch zeigten sich in diesem herrlichen Lande „nur Hirsche, Bären.

„Die vielen klaren Bäche waren von Fischen „belebt und das Meer gewährte uns den reichsten „Fang von Lachsen, Foren und Heeringen.“ (Perouse.)

Die westlichen Theile dieses großen Landes, oder das chinesische Daurien ist begreiflich dem russischen ziemlich ähnlich.

Seiner beiden bedeutendsten Ströme, nämlich des Helan-kiang der Chinesen oder des Amurs, und dessen größten Seitenzweiges des Songari-Oula, ist bereits zuvor Erwähnung geschehen. In Süden fließen zwei mindere Flüsse, welche jedoch stets sehr ansehnlich sind, der Nouni-Oula und Lehao. Der erste verstärkt die Gewässer des Songari-Oula,

letzterer ergießt sich aber bereits in das gelbe Meer von China.

Jene Geographen dieser Länder, die Missionaire, geben uns davon folgende Eintheilung und Beschreibung.

Die ganze östlichste Tatarei besteht aus drei Gouvernements, wovon das erste von den Chinesen Chin-yang, von den Mantcheen-Tataren hingegen Mougden genannt wird. Dies ist der Urstz des Stamms der heutigen tatarischen Beherrscher des chinesischen Reichs. Der Kaiser Kien-long scheint indeß der Hauptstadt dieses Gouvernements aus Vorliebe zu seiner Familie vielleicht zu viel Vorzüge beizulegen. Indeß verdient doch ein von einem der mächtigsten Monarchen der Erde selbst besungener Ort schon von uns etwas gekannt zu seyn.

Mougden, oder Chin-yang liegt unter 41° 51′ nördl. Br. und 120° 10′ östl. von Greenwich, auf einer Anhöhe. Die Gegenden umher sind von mehreren Flüssen bewässert und dadurch sehr fruchtbar. Die Stadt besteht gleichsam aus zwei Städten, die äußere und die innere. In der einen befindet sich der Pallast der Kaiser. Der Kaiser Taytsou *) wählte sie zu seiner Hauptstadt, aber nur

*) Man sehe weiter unten.

erst von Tay-tsong ward sie 1631 mit Mauern und Bastionen befestigt.

„Acht große Thore, welche er eröfnen ließ, erlauben den acht Hauptwinden den Eingang, und neun sehr vortheilhaft angelegte Heerstraßen bieten bequeme Zugänge dar. Auf der Mittagsseite, etwas weiter als die Vorstadt, errichtete er auf einem sehr großen Platz einen Tempel zur Ehre des Himmels, die hohen und soliden Mauern womit er ihn umgab, sind rund, so wie auch der Altar selbst. Auf der einen Seite sind die Abtheilungen zum Fasten und Sühnen, auf der andern die, worin die Opfer aufgestellt werden. Alles ist schön und ehrungswürdig, alles der Majestät des Orts angemessen.“ (Kien-long.)

Mougden hat aber nicht nur ein starkes tatarisches Militair nebst seinem General, es ist zugleich ein hoher Gerichtsort für die tatarischen Länder des chinesischen Reichs, und alle Geschäfte werden in den Collegien in der Sprache der Mantcheous von Tataren betrieben. Auch sieht man dort zwei prächtige Grabmähler der beiden ersten Kaiser der jetzt regierenden Familie.

Der zweite merkwürdige Ort dieses ersten Theils der östlichsten Tatarei ist dann für uns Gehol, oder Dschehol. Es ist der Sommersitz der Kaiser von China, von wo aus sie besonders ihre Jagdparthien

anstellen. Es war bereits zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch die Missionaire bekannt; allein jetzt ist es durch die letzte Audienz, welche Lord Makartney, als englischer Gesandter, dort beim Kaiser Kien-long erhielt, viel berühmter worden, und wir haben es zugleich weit genauer kennen gelernt.

Der Weg von der Hauptstadt des chinesischen Reichs nach Gehol in der Tatarei, geht bergauf; die englische Gesandschaft fühlte den Unterschied der Lage bald durch die bedeutende kalte Temperatur.

Das Städtchen Gehol oder Zehol (41° 12′ Br. und 135° 15′ östl. von Ferro) liegt in einem angenehmen Thale, das durch auseinander weichende Berge sichtbar wird, und von einem kleinen Fluß bewässert ist. Die Stadt selbst, wenn gleich sehr volkreich, besteht indeß, die Wohnungen der Mandarinen abgerechnet, nur aus elenden Hütten; dabei sind die Straßen nicht gepflastert, krumm und staubig. Der jenseits derselben gelegene Garten des Kaisers nebst seinen Palästen, ist desto schöner. Letztere, beinahe durchgehends von einerlei Bauart, an dem Fuße eines Hügels, der nebst den angrenzenden Thälern mit hohen Mauern eingeschlossen, sind durch die dazu gehörenden Gärten äußerst pittoresk.

Der Beschreibung des Kaiserlichen Pallast von Gehol und seiner herrlichen Gärten, welche davon

das merkwürdigste sind, mag zuvor folgende allgemeine Bemerkung über die Gartenkunst der Chinesen vorangehen; sie erspart es uns nachmals darauf wieder zurückkommen zu müssen.

Es gehört zu den psychologischen Merkwürdigkeiten, daß der Mensch in den Werken des Geschmacks oftmals sich, um etwas Schönes und Vorzügliches zu bilden, durch Abweichungen von der Natur auszuzeichnen sucht, während er sich eigentlich bemühen soute, ihr zu folgen und sie wo möglich zu vervollkommnen. In einigen der schönen Künste steut man Ideale auf, deren Grundideen aus der Natur geschöpft sind. In der Gartenkunst hatte man dagegen, wenigstens in Europa, seit einigen Jahrhunderten gerade die entgegengesetzte Richtung gewählt. Nicht nur ward bei unsern Gärten die noch darin von der Natur selbst gebildete Anlage entweder gänzlich vernichtet, oder doch verstümmelt, um dem Auge Abwechselung zu bieten; mischte man sogar die heterogenesten, einander widersprechenden Gegenstände mit einander.

Lothrecht standen da geschorne Hecken, bildeten Gänge und Kämmerchen, und der Buchsbaum und Taxus breitete bald als Pfau seinen Schweif aus, bald öknete er einen weiten Drachen- oder Wolfsrachen, bald stieg er schnurgerade als Obelisk pyramidalisch empor.

Buntscheckig ward hiebei das schönste Rosenfeld von Meerschnecken eingefaßt, oder diese bildeten Schriftzüge, große Flächen und Gänge. Dieses widrige Gemisch von Wasser und Erde pikanter zu machen, traten hier Zwerge und Riesen, dort Götter und Faune von Stein oder von Holz in ungewöhnlichen Stellungen ungeahnet hervor; sie wurden befeuchtet von dem winzigen Strahl einer Fontaine, welcher aus dem Munde eines Delphins emporstieg, der von dem zum scharfeckigen Octogon geformte Rasen eingefaßt war.

Die Engländer wagten es wohl zuerst, diese widerstehende Steifheit, und dieses bizarre Mischen der heterogenesten Dinge gegen die einfache Natur zu vertauschen. Vielleicht wurden sie hauptsächlich auf diesen bessern Pfad durch die Chinesen geleitet; denn diese waren, so weit unsere Reisenachrichten dorthin reichen, der Natur getreu geblieben.

Will ein Chinese einen Garten anlegen, so ist ihm hiezu jedes Terrain gleichgültig; denn hat die Natur keine Berge da geschaffen, wo er sie wünscht, so läßt er dergleichen errichten, mangeln da Flüsse, so führt er sie herbei.

„Der chinesische Gärtner, sagt Lord Makart„ney, ist der Mahler der Natur; und wenn er gleich „keine Kenntnis der Perspective hat, dennoch weiß „er die Distanzen gehörig abzumessen; er weiß die

„Umrisse einer Landschaft zu heben oder zu erniedrigen; er läßt die Baumarten, deren Blätter verschieden sind, die z. B. helle und glänzend sind, mit denen von dunkelm Grün auf das schicklichste contrastiren, und stellt, um stärkern Effekt hervorzubringen, bald diese, bald jene, je nachdem es ihre Masse und ihre Bildung erfordert, entweder näher oder ferner; er errichtet auf den für das Auge wirksamsten Plätzen Gebäude, verschieden an Form und Größe, dabei theils mit grellen, theils mit sanften Farben geziert, oder auch gänzlich ohne Schmuck, und durch alles geht endlich ein Ganzes hervor, das die trefflichste Wirkung thut.

„Alles, setzt Barrow hinzu, bei der Beschreibung des Kaiserlichen Parks von Yuen-ming-yuenng, ist aufgeboten, um dem Auge das Künstliche zu entziehen. Ist gleich die Landschaft mit Flüssen durchschnitten, und durch große Wassermassen variirt; so sind die Ufer weder geschoren noch eckig, wie das Glacis einer Festung. Man hat vielmehr so sehr alles angewandt, sie irregelmäßig erscheinen zu lassen, daß man durchaus glauben muß, hier habe nur allein der Zufall, die Hand der Natur frei gewirkt.

„Kühn steigen hier Felsen in die Höhe, bilden Vorgebirge über den See hin, dort zeigen sich weite Vertiefungen oder entfernte Thäler, bald

„mit dichten Waldungen bedeckt, bald auf das schön-
„ste angebauet. Hin und wieder stehen Pavil-
„lons als Plätze zum Ausruhen, von wo man zu-
„gleich einer schönen Aussicht genießt. An andern
„Orten sind Bäume in der Absicht gepflanzt, um
„durch die Tinte ihrer Blätter auf einer bestimmten
„Weite das Auge zu täuschen. Die Chinesen haben
„unstreitig sehr auf die Verschönerung ihrer Parks
„studirt, allein nirgends bemerkte ich etwas, was
„die Natur entstellen könnte; und die Darstellung
„und übertriebenen Beschreibungen, welche uns
„Six William Chambers von den Gärten
„der Chinesen gegeben hat, sah ich nirgends in China
„realisirt.“

Folgende Beschreibung des Kaiserlichen Gartens von Gehol wird die hier angeführten Grundsätze der chinesischen Gartenkunst bestätigen.

„Wir machten, sagt L. Macartney, etwa drei
„(engl.) Meilen zu Pferde in einem sehr schönen
„Park, worin sich alles in der schönsten Ordnung
„fand. Die Oberfläche des Bodens war auf eine
„angenehme Weise ungleich, und gleichsam wellen-
„förmig. Sie zeigte verschiedene Baumgruppen,
„die nach der Perspektive sehr gut unter einander
„contrastirten. So wie wir weiter vorwärts ka-
„men sahen wir einen großen See, dessen Gewässer
„sich in der fernen Weite zu verlieren schienen. Am

„Ufer des Sees ſtand für uns eine ſchöne Jagd be„reit, und einige kleinere für unſer Gefolge; alle „waren mit Fähnchen und Wimpeln geziert. Die „Ufer des Sees zeigten ſo vielerlei Abwechſelungen, „als ſie nur der genievollſte Pinſel des Mahlers „hätte angeben können. Sie waren ausgezackt durch „ein ſeltenes Gemiſch von hervorſpringenden Vor„gebirgen und von tief eingeſchnittenen Baien; faſt „jeder Ruderſchlag zeigte etwas neues. Auch fehlte „es nicht an Inſeln, dennoch waren nur gerade ſo „viel als nöthig ſchien, jede ſtand an ihrem rechten „Flecke, und hatte ihre eigene Phyſiognomie. Die „eine zeichnete ſich aus durch eine Pagode oder an„deres Gebäude, die andere war ohne allen Zierrath; „dieſe waren niedrig und gleichförmig, jene hinge„gen erhoben und ungleich. Hier waren ſie mit „Waldung beſetzt, dort zeigten andere den reichſten „Anbau. Auf einer kurzen Fahrt ſahen wir über „40 bis 50 Paläſte und Pavillons, alle auf das „prächtigſte geſchmückt. Wir ſahen darin Gemählde, „welche die Jagden des Kaiſers vorſtellten; ſehr „große Vaſen von Jaſpis und Agat; das ſchönſte „Porcellan aus Japan; alle Arten von Koſtbarkei„ten aus Europa, Inſtrumente, Globen, Pendu„len, Automaten u. dgl. alle von ſo großer Vollkom„menheit und in ſolcher Anzahl, daß unſre (der „Engländer) Geſchenke dagegen nur eine kleine Ei-

„gur spielten. Dennoch sollten, wie man mir sagte, „diese schönen Sachen noch weit schlechter seyn, als „die ihnen ähnlichen, welche sich in den Zimmern „des Frauenzimmers des Kaisers oder auch in dem „Garde-meuble von Yuen-min-yuen aufgestellt „fänden. In jedem dieser Garten-Pauläste befand „sich ebenfals ein Thron und ihm zur Seite ein „Eu-jon, das ist, ein Sinnbild des Frie- „dens und der Glückseligkeit." (Ein in einer besondern Form geschnitzter Scepter, der etwa 12 Zoll lang aber nicht sowohl zum Zeichen der Herrschaft dient, sondern die eben angezeigte Deutung hat. Derjenige, welchen der Kaiser Kien-long dem Könige von England zum Geschenk machte, bestand aus einem einzigen Agat von 12 Zoll.)

„Es ist unmöglich, die bewunderungswürdigen „Schönheiten und Abwechselungen dieses kaiserlichen „Gartens oder Parks stückweise zu beschreiben. Ich „fand darin die Pracht von Stowe, die sanften „Schönheiten von Wenburn, und die Zauber der „Anlagen von Paines Hill *).

„Am meisten fiel uns die geschickte Wahl der Oerter „auf, woselbst man die Pauläste und Pavillons an- „gelegt hatte. Sie stehen nirgends dem Auge im „Wege, sie finden sich auf dem Fleck, von wo sie

*) Drei der schönsten und berühmtesten Landsitze Englands.

„die größte Wirkung thun und von wo aus man „die schönste Aussicht hat.“

„Die Oberfläche der Seen war zum Theil mit der „großen Seerose, der Nelumbo (Nymphaea Ne„lumbo L.) bedeckt. Die Chineſen lieben dieſe Blu„me, und bringen ſie faſt bei allen Waſſerparthien „an; ich geſtehe, daß ſie mir nicht als eine Zierde der „Gärten habe gefallen wollen *). Was man fer„ner in den Gärten von Gehol faſt zu häufig ſieht, „dies ſind die künſtlichen Felſen und Teiche mit den „Gold- und Silberkarpfen **). Auch findet ein

*) Die Nymphaea Nelumbo (Polyandr. Monogyn.) iſt eine ſchöne, bald weißliche, bald röthliche Waſſerblume, von der Größe einer Sonnenblume. Sie iſt dabei ſehr nützlich; ſowohl die großen Blätter von zwei Fuß im Durchmeſſer, als auch die Wurzeln, ſo wie gleichfalls die Saamenkörner, ſind eßbar. Die Wurzeln haben, gekocht, den Geſchmack der Artiſchocken; die Saamenkörner, (ſie liegen in Fächern und haben die Größe einer Bohne) ſchmecken roh wie Haſelnüſſe, gebraten wie Kaſtanien. Die Chineſen kochen aus dem nicht völlig reifen Saamen mit Waſſer und Zucker einen Brei, der den Kranken gegen innere Hitze ſehr wohlthätig iſt.

**) Cyprinus auratus L.

„europäisches Auge die enormen Porcellan-Figuren „von Löwen und Tiegern, welche man vor den „mehrsten Pavillons sieht, anstößig.“

Dies war indeß nur der eine, der östliche Theil des Kaiserlichen Gartens von Gehol; der zweite, der westliche, war in einem hievon völlig verschiedenen, höhern Styl.

„Dieser, fährt L. Makartney fort, contra„stirt völlig mit dem östlichen Theil des Parks. Er „vereinigt in sich alle erhabenen Schönheiten der „Natur, in einem eben so hohen Grade als jener; „die einfachen, gefälligen und sanften. Prächtige „Waldungen, dicht, wild und gebirgig, voller Fel„sen, bevölkert mit Hirschen, Damhirschen und an„dern dem Menschen nicht gefährlichen Jagdthieren, „dehnen sich hier unabsehbar weit aus. Die Bäume „selbst, Fichten, Eichen, Kastanienbäume und an„dere hohe Holzarten, gepflanzt auf den höchsten „Felsengipfeln und Abgründen, stürzen oftmals durch „Sturm in die tiefen Thäler herab. Dort zeigen „sich Paläste, Lusthäuser und Klöster bald von ru„hig fortschleichenden Bächen bewässert, bald durch „das Echo schäumender Cascaden belebt.“

„Die große Ungleichheit des Bodens, die ver„schiedenen Höhen, welche wir bestiegen, ließen uns „die schönsten Aussichten genießen.“

„Nach einer Promenade von mehreren Stunden „erreichten wir endlich einen Pavillon, der von al„len Seiten offen war. Er war auf einem so hohen „Berg gelegen, daß er die ganze Gegend beherrschte. „Sicher betrug der Halbmesser seines Horizonts von „unserm centralen Standpunkt aus über 20 (engl.) „Meilen, und nie hatten meine Augen eine so herrli„che, reiche und variirte Landschaft überschauet. Al„les lag deutlich vor mir wie auf einer illuminirten „Landkarte. Städte, Dörfer, Paläste, Meiereien, „Ebenen, Thäler von unzähligen Flüssen bewässert, „die herrlichsten Wälder und Wiesen mit vielfar„bigem Hornvieh bedeckt.“

Dies mag hinreichen einen allgemeinen Begriff von den Gärten, oder vielmehr Parks, der Chinesen zu geben. Man sieht freilich, wie sie sich gleichsam der Natur bemeistert haben; allein was für einen Umfang und was für Kosten erfordert auch ein solcher Park!

Uns macht aber diese Beschreibung das Städtchen Gehol noch interessanter, da es ohnehin schon als Sommersitz desjenigen Monarchen merkwürdig ist, der ein zahlreicheres Volk beherrscht, als unser ganzer Welttheil Bewohner hat.

Uebrigens finden sich in diesem ersten Gouvernement der östlichen Tatarei noch viele Städte und Dorfschaften. Hierunter sind besonders Juden, als

der Ort der Kaiserlichen Begräbnisse, und Fonghoan, der Stapelort des Handels nach Korea, merkwürdig.

Von den beiden übrigen Gouvernements, nämlich Tsitsicar und Kirin-onla, ist das erstere eigentlich das an Rußland grenzende chinesische Daurien, das von den sogenannten Solon-Tataren bewohnt wird. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, in Rücksicht des großen Flusses Sagalien-Onla und der merkwürdigen Thierarten, ist schon zuvor bei dem jenseitigen Daurien vorgekommen.

Das dritte Gouvernement erstreckt sich dann bis zum Meere von Japan. Auch hievon wurden bereits dorhin einige Hauptzüge nach la Perouse beigebracht. Nur verdient noch hinzugesetzt zu werden, daß diese Küsten den französischen Naturalisten unleugbare Beweise von ehemaligen Vulkanen und großen Catastrophen darboten. Und was Wunder? Grenzen sie ja an die Hauptsitze der Vulkane, an das Meer von Australien und Japan!

Es befaßt aber dieses vom Meere begrenzte Gouvernement alles, was zwischen der durch Palisaden von China abgesonderten Provinz Leatong, dem Ostmeere und dem Reiche Korea, und im Norden binnen den Amur oder Sagalien-Onla gelegen ist. Die Missionäre geben darin nur drei schlecht gebauete Städte an. Der südöstliche Theil war

denn zugleich der Hauptsitz der berühmten, jetzt die Oberherrschaft führenden Mantcheous. Die übrigen Bewohner werden wir sogleich bei der Uebersicht der tatarischen Nationen des bisher durchgegangenen Landes näher kennen lernen.

Der Mensch.

Um der vorhin angegebenen Ordnung getreu zu bleiben, fangen wir mit den westlichen Nationen an. Von den Mongolen wurden wir bereits mit einem ihrer wichtigsten Zweige, mit den Kalmücken genauer bekannt. Es blieben uns indeß damals noch die Buräten nachzuholen übrig.

Dieser mongolische Stamm ist noch jetzt gänzlich unter russischer Herrschaft; wahrscheinlich hat er sich in den Zeiten der mongolischen Monarchie nach den milden Gegenden des Baikals begeben. Die Russen fanden sie bereits bei der Eroberung Sibiriens vor, und nun ist die ganze Nation durch die Verträge mit China, längst der chinesisch-mongolischen Grenzen am Aegun, der Selenga und dem südlichen Baikal unter diesem Scepter. Sie ward gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts auf 32000 zinsbare Köpfe geschätzt.

Bei aller Aehnlichkeit mit den übrigen Mongolen zeichnen sie sich dennoch von den Kalmücken durch

eine größere physische Schwäche aus. Ein Buräte, sagt Storch, wiegt viel weniger als ein Russe, und dieser nimmt es im Faustkampf mit mehreren Burâten auf. Das Gesicht ist blaßgelb; der Körperbau hat wenig Festigkeit und der Bart fehlt oft gänzlich; dennoch sind sie gesund und erreichen ein hohes Alter. Sie litten sehr durch die Blattern, dieses Uebel wird nun durch die Impfungsanstalt in Irkutzk gemindert. In chronischen Krankheiten bedienen sie sich der Bäder an der Ostseite des Baikals. (Storch.) Ihre Aerzte sind Schamanen, und ihre Religion ist zwar das schamanische Heidenthum, indeß ist vieles aus der Lamaischen eingemischt, und die Lamapriester ziehen stets mehr zu ihrer Religion hinüber. Ihre Götter heißen, wie bei den Kalmükken, Burchanen, und ihre Götzenbilder von Holz, Blech oder auch gemahltem Zeuge, sind sehr widrig.

Auch bei den Burâten werden die Weiber für unrein gehalten, sie dürfen sich den Göttern nicht nähern; ja ein Buräte nimmt weder den Stuhl noch den Sattel ein, worauf eine Frau gesessen, ohne ihn zuvor durch Räuchern zu reinigen.

Diese Völkerschaft ist in Stämme getheilt, welche sich jeder seine Fürsten und Aeltesten (Schulenga) wählen. So machen die chorinzischen Burâten, welche zwischen dem Chilok und dem Baikal wohnen, eilf Stämme aus.

Die Wohnsitze der Buräten treten denn bereits zu der so eben durchgegangenen großen oder hohen Tatarei hin, und sie selbst sind mit einem großen Theil ihrer Bewohner von ein und derselben Nation.

Zwei der wichtigsten Völkerschaften des hohen Asiens sind nämlich die Eleuthen und die Kalkas, beide, wie die so eben angezeigten, mongolischen Stamms. Der vorhergehende Jahrgang lehrte bereits die Ramification dieser Völkerschaften, und die dort gegebene Beschreibung der Kalmücken wird wahrscheinlich uns einer Wiederholung der Lebensart und der Sitten der Eleuthen des chinesischen Reichs, hier entübrigen. Auch waren ja wirklich die Kalmücken, bevor sie Rußlands Unterthanen wurden, in diesem Lande, in dem hohen Asien, zu Hause. Als daher ihre große Horde, die der Torgoten, Rußland in den Jahren 1770 und 1771 so ungereitzt und gegen ihr eigenes Interesse verliessen, so kehrten sie eigentlich zu ihrem väterlichen Sitze zurück; hier wohnen sie nebst ihren Heerden anjetzt unter chinesischem Schutze.

Die chinesischen Mongolen theilen sich in die gelben Mongolen, Scharra-Mongolen und in die eigentlichen Kalkas. Auch diese Völker, obgleich eines Herkommens, leben noch in unsern Zeiten in steten Fehden. Canghi und sein Nachfolger mußte sich oftmals in ihre Kriege mischen, und die Missionäre

waren Zeugen von der Besiegung derselben durch Canghi, und von den Gesandtschaften und dem Tribut dieser mongolischen Stämme an den Kaiser von China.

Der Wohnsitz der Kalkas liegt nördlicher, näher nach Rußlands Grenzen, der der gelben Mongolen hingegen an der Provinz Petcheli selbst.

Die Kalkas-Tataren beschrieb uns Gerbillon nicht vortheilhaft. Weit dürftiger als die übrigen Mongolen, und höchst unreinlich, ernährten sie sich nur kärglich von ihren Heerden. Die Jugend war fast ohne Bedeckung, doch zeigten sich die Weiber sittsam, aber lächerlich im Anzuge; bei ihrem häßlichen Aeußern gab ihnen das über die Ohren herabfallende, gerollte Haar nebst der Mannsmütze das Ansehen einer Furie. Indeß scheint der Kalkas dennoch in mancher Hinsicht den Vorzug zu haben. Wenn gleich schmächtiger als die übrigen Mongolen, zeigen sie größere Kräfte. In den Wettkämpfen, welche der Kaiser Canghi anstellen ließ, behielten die Kalkas stets die Oberhand. Die steten Fehden der Kalkas und Eleuthen gaben Anlaß, daß Canghi eine Grenzlinie zwischen ihren Gebieten festsetzte.

Eine Unterabtheilung hievon, die Ortous, oft Ortous-Tataren genannt, wird gleichsam von der nördlichen Ausbucht des gelben Flusses, des Hoangho, außerhalb der großen chinesischen Mauer, ein-

gefaßt. Sie machen nach dem du Halde sechs Fahnen aus, wovon jede aus 150 Hauptfamilien bestehet.

In unsern neuesten Zeiten werden die Mongolen von ihren Oberherrn, den Chinesen, in drei Haufen getheilt; den nördlichen, westlichen und östlichen. Jede Abtheilung lebt unter einem eigenen Fürsten, der aber von China bestätigt werden muß. Ein solcher Chan wohnt bei den Befehlshabern, welche China in mehrere Gegenden der Tatarei vertheilt hat. Da diese Nation, die sich nach Ghengiskhans Tode zerstreuet, seit langer Zeit furchtbar, kriegerisch und zu stetigen Unruhen sich geneigt gezeigt hat, so sind die Chinesen äußerst auf ihrer Hut. Ihre Grenzposten gegen die Mongolei sind sehr genau bewacht; und kein Fremder darf sich in diesen Theilen der Tatarei blicken lassen; er soll Gefahr laufen als Kettengefangener nach Peking geliefert zu werden. Auch ist die Grenzlinie zwischen Rußland und China, welche durch die Missionäre unter dem Kaiser Canghi festgesetzt wurde, im Jahre 1772 von neuem durch eigene Zeichen erneuert.

Der zur Residenz des Kutuchtu oder obersten Geistlichen erbauete Ort am Flusse Tula, an der Südostseite des Altai ist zugleich der Sitz des obersten Feldherrn der Mongolen, er wird ebenfalls von China ernannt. Auch beweisen die Huldigungs-

Ceremonien, welche die Kalkas-Fürsten sich gegen den Kaiser Canghi unterwerfen mußten, die bestimmte Abhängigkeit, ja vielmehr Unterthänigkeit der Mongolen *).

Mögen daher auch manche ihrer Stämme bereits verloschen seyn, ja einigen Nachrichten zufolge ist der Nahme der Kalkás selbst kaum mehr üblich.

Die südlichsten dieser Völker reichen bis zu dem fünf- oder sechsunddreißigsten Breitengrade, gegen Tibet zu, hinab. Hier finden sich noch Theile der großen Wüsten der Chamo oder Gobi, und überall leben sie nomadisch von ihren Heerden. Einzelne Stämme haben sich zu einigem Ackerbau gewöhnt, und erzielen in wenigen anbauungsfähigen Theilen jener vasten Wüsteneien etwas Korn und Hülsenfrüchte.

Zu diesen, durch die Uebermacht der jetzt in China herrschenden Dynastie unterjochten Mongolen, gehören dann auch wahrscheinlich die Zudasden, welche uns Nieuhof beschreibt. Er sahe ihren Gesandten am Hofe des Kaisers Canghi **), und nennt sie wegen der Lage ihrer Heimat Süd-Tataren. „Der Rock, oder das Wamms (des Gesandten) war von rauhen Schafsfellen, die Wolle

*) M. s. hievon weiter unten bei China.

**) M. s. das Kupfer.

Gesandten der Indianer.

UNIV. OF MICH.

„nach außen gekehrt; es hatte kein Ermel, so daß „die Arme bis an die Schultern bloß waren. Die „Mütze war mit stattlichem Zobel umher eingefaßt, „und mit Sträußen und Pferdehaaren, welche diese „Völker gar zierlich roth zu färben wissen, anstatt „der Federbüsche ausstaffirt. Am Untertheil des „Leibes hatte er weite Pluderhosen, die ihm nicht „anders als lose, ungebundene Schiffssegel um die „Beine hingen. Seine Stiefel waren so groß, stark, „schwer und dick von Sohlen und Leder, daß ihm „das Gehen darin beschwerlich fiel; auch hingen sie „so weit um die Beine, daß er sie mit leichter Mühe „hätte davon schlenkern oder abwerfen können. An „der linken Seite hatte er auf tatarische und sines„sche Manier einen breiten, schweren Säbel hängen, „so daß er mehr einen Kriegsmann, als einem Ge„sandten ähnlich war. In gleichem Habit kam auch „sein ganzer Comitat, außer daß jedweder einen Bo„gen in der Hand und einen Köcher mit Pfeilen auf „dem Rücken führte." (Nieuhof.)

Diese Gesandten der südwestlichen Tataren, höchst wahrscheinlich Mongolen, so ärmlich auch ihr Anzug erscheinen mag, hatten dennoch selbst vor denen des großen Mogols, damals (1656) unstreitig des reichsten, mächtigsten und prunkvollesten Monarchen der Erde, des Aurengzebs, den Vorrang. Man

steht daraus, wie viel dem Kaiser Canghi an dem guten Vernehmen mit diesen Judasden gelegen war.

Indeß sind jetzt von allen diesen vormals so furchtbaren Weltverheerern, den Mongolen und den mächtigen Tataren, kaum die Trümmern übrig. Ihre Städte, Tempel und Grabmähler sind zerstört, und nur noch einzelne Ruinen zeigen sich als dürftige, warnende Denkmähler ihrer vormaligen Größe.

Einige dieser Ueberbleibsel, theils tatarischen, theils mongolischen Ursprungs, verdienen wenigstens einer Anzeige, lehrten sie auch nur: wie unbedeutend, wie kurz dauernd die eingebildete, mit Blut erkaufte Größe der Eroberer, wirklich ist.

Freilich sind diese Ruinen der benannten beiden Völkerschaften nie mit denen des höher kultivirten Asiens, z. B. Palmyra oder Persepolis zu vergleichen; dennoch erschallte ihr Despotenwort vollgültig über eine Distanz von mehr als 1000 deutsche Meilen *). Dafür aber verhauchte auch ihr Laut desto schneller, und ihre Urheber blieben nur desto verächtlicher, je erstaunlicher die Menschenzahl einstens gewesen, die unter ihrer Tyrannei geseufzt hatten. Timurs Despotenstimme reichte fast vom Caspischen bis zum Ost- oder Japanischen Meere,

*) M. s. d. Note S. 2.

und was ist jetzt von dem ungeheuren Reiche übrig? O! der blutgierigen Ein-Tags-Mücke!

Schon im Astrachanischen, so wie im Gouvernement von Tobolsk, findet man am Terek und am Kuma viele Beweise der Vorzeit. Statuen von Sandstein, grob gearbeitet, nebst unkenntlicher Inschrift; Grabhügel und Ruinen von Palästen und von ganzen Städten. So am letzten Flusse in der nach ihm genannten Steppe die Ruinen von Matschari, zwischen zwei Schilfseen, von den Kalmükken die wackre Stadt des Madschari (Madscharien-hae-Balgasim) genannt. Die Stadt hat, den Ruinen zufolge, ein Viereck von 5 Werste, also 3/4 deutsche Meilen im Durchschnitt gebildet. Die Ueberbleibsel bestehen in Fundamenten von steinernen Gebäuden, von gebrannten, theils blauen, perlfarbenen oder grünglasirten Ziegeln, einige bestehen aus Werkstücken, die Balken sind von Fichten.

Die Gebäude sind 4 bis 5 Klafter hoch pyramidenförmig, unten mit einem großen Zimmer, in der Mitte eine Halle, oben mit gewölbter Kuppel.

Bei den Palästen sind ausgemauerte Gräber mit Leichensteinen.

Ueberhaupt sind hier drei Gruppen solcher Ruinen. Andere finden sich in diesem Gouvernement an der Sarga, an der Achtuba und mehreren Orten.

Von Begräbnissen tatarischer Großen mit Inschriften hat uns Pallas eins geliefert, welches sich im europäischen Rußland, im Gouvernement Wlodimir befindet, und in einem gemauerten Würfel mit einer Thür besteht, über welcher die Inschrift. Auch hat eben dieser Reisende getreue Abbildungen von tatarischen Bethäusern, von den Grenzen beider Welttheile gegeben. Sie haben, auf einem viereckig gemauerten Grunde, eine trichterförmige, zwölfeckige Kuppel. Das Ganze besteht aus rothen Ziegeln.

Unter den neueren Ruinen zeichnet sich besonders der Tempel von Ablakit aus*). Dieses noch jetzt ansehnliche Gebäude der Mongolen ist nicht im russischen Gebiete gelegen, es findet sich südlich von Ust-kamenogorsk, des kolywanschen Gebiets in der Songarei, also jetzt unter chinesischer Hoheit, unweit des kleinen Baches Ablaketka, der sich in den Irtisch ergießt. Müller, der berühmte Historiker Rußlands, und der ältere Gmelin gaben zuerst Nachricht von diesem Götzentempel, den ein Fürst der Kalmücken aus dem Stamme der Choschoten, Nahmens Ablai, im 17ten Jahrhundert soll erbauet haben, der aber im Jahre 1671, durch die innern Kriege der Mongolen, von dort vertrieben wurde.

*) M. s. das Kupfer.

UNIV. BIBL.

Ru

Pallas, dem wir die hier beiliegende Zeichnung verdanken, gab folgende Nachricht darüber.

„Die Ablakitischen Gebäude sind am Abhange „eines flachen Thals gelegen, welches sich zwischen „einigen felsigten Bergen hinabzieht und gegen den „Bach Ablaket aufthut."

„Sie nehmen die rechte, westliche Seite des Thals, „am Fuße zweier zusammenhängender, aus kalten „Schiefer-Felsenschichten bestehender beträchtlicher „Berge ein, und haben Aussicht über eine weite „grasigte Niedrigung, welche sich von diesem Thale „gegen den auf zwei Werst entfernten Berg und „längst demselben ausbreitet."

„Der Raum, worauf die Gebäude angelegt sind, „ist mit einer starken, fast fünf Ellen hohen und „vier Ellen dicken Mauer umgeben; sie besteht aus „über einander geschichteten Felsfließen oder Schie„ferstücken, die kaum einen Zoll dick sind. Der Inhalt dieser Mauer, der, die südliche gerade Seite „ausgenommen, eine irregulär ovale Figur hat, be„trägt auf fünfhundert Faden in die Länge, und „mehr als drittehalb hundert in die größte Breite. „Die südliche Mauer, dem Bache gegenüber, ist in „gerader Linie aus dem Thale aufwärts gegen den „Fuß des anliegenden Berges 150 Faden lang gezo„gen, und hat fast in der Mitte ein anderthalb Fa„den weites Thor. Die östliche Mauer erstreckt sich

„von dieser zuerst längst dem Thal hat daselbst gleich-
„falls ein Thor, welches nicht viel über einen Fa-
„den weit ist, und läuft von da den Berg hinauf.
„Die westliche Mauer ist ganz über die fast unei-
„steiglichen Höhen der beiden an das Thal angren-
„zenden Gebirge gezogen, obgleich sie eine mehr als
„hinlängliche Befestigung abgeben konnten. Inner-
„halb dieser Mauer ist außer dem Götzentempel mit
„seinem Vorhause, einem Wohngebäude und noch
„einem kleinen Gemäuer, keine Spur von Häusern;
„wie denn auch vermuthlich der übrige ebene Raum
„bloß zum Lagerplatz, wo etwa die Ulas (Horde)
„des Stifters dieses Tempels ihre Filzgezelte auf-
„schlagen konnten, gedient haben mag. Einen gros-
„sen Theil nimmt auch der felsigte Fuß des gedach-
„ten Berges ein."

„Gegen das südliche Thor ist, etwa 50 Faden
„von der Mauer, der Götzentempel mit seinem Vor-
„hause gelegen. Er ist ein ansehnliches und zierli-
„ches Gebäude gewesen, aber durch die Kirgisen und
„durch die russischen Jagdparthien nunmehr sehr
„ruinirt, und wird durch die daselbst campirende
„Eskadron immer mehr verderbt. Doch konnte
„man (1771) noch jetzt an den Ueberbleibseln sehen,
„daß alle Pracht, deren ein ungesittetes asiatisches
„Volk fähig ist, daran verschwendet worden."

„Der Tempel und dessen Vorhaus stehen auf einer „aus gebrannten Ziegeln aufgeführten und mit Kalch „übertünchten länglich viereckigen massiven Grund„lage, sie hält von Süden nach Norden 35 1/3 Fa„den, und ist 20 1/6 Faden breit. Die Ungleichheit „des Bodens ist Ursache, daß diese Grundlage nicht „überall einerlei Höhe hat. Um den Tempel und „das Vorhaus ist an allen vier Seiten ein faden„breiter Raum auf dem Fundament, und der Rand „desselben ist mit einer kleinen, nur zwei Ziegel ho„hen Mauer eingefaßt, auf welcher, zum Zierrath, „hin und wieder kleine Aufsätze von Ziegeln ange„bracht sind.

„Das Vorderhaus, in Süden des Tempels, ist „beinahe viereckigt; es hält von Süden nach Nor„den 16 Faden und 2 Ellen, überzwerch 16 Faden „1 1/2 Elle. Nur die aus gebrannten Ziegelsteinen „bestehenden Mauern sind noch davon übrig. In „der südlichen und nördlichen Wand ist eine Oefnung „zwei Faden breit, wo die Thüren gewesen sind, „welche die Höhe der ganzen Mauer gehabt haben. „Am südlichen Eingange sind zu beiden Seiten durch „eine Queerwand getheilte kleine Kammern ange„bauet; sie sind jetzt sehr verfallen, haben übrigens „mit dem großen Gebäude gleich hohe Mauern. „Der Sage nach sollen diese Kammern zur Aufbe„wahrung des gottesdienstlichen Geräths gedient

haben. Ueber dem großen Gebäude soll ein zier-
„liches Dach, dem auf dem Tempel noch vorhande-
„nen ähnlich, aufgerichtet gewesen seyn. — Wahr-
„scheinlich sind hier Opfer von Thieren geschehen,
„denn noch jetzt findet man hier eine Menge Thier-
„knochen unter einigen großen Steinhaufen. Ue-
„brigens hat das Vorgebäude wohl zu gottesdienst-
„lichen Versammlungen des Volks gedient, da man
„dieses nicht in die Hütte der Burchanen (Götter
„oder Götzen) selbst hineinläßt.

„Der eigentliche Tempel ist mit der nördlichen
„Wand des Vorhauses parallel gebaut, und in sei-
„ner Länge der Breite des Vorderhauses gleich,
„aber von der südlichen zur nördlichen Wand nur
„8 1/2 Faden breit. Die Mauern selbst bestehen aus
„gebrannten Ziegeln, sind zwei Faden hoch, etwas
„über eine Elle dick, von außen mit Kalch über-
„tüncht, innenher aber dick mit weißem Thon bewor-
„fen. Auf diesen weißen Thon sind anderthalb Ar-
„schinen hoch über dem Fußboden allerlei kalmücki-
„sche Burchanen oder Götzen, mit natürlichen Far-
„ben und in Lebensgröße al fresko, zierlich kunst-
„mäßig geschildert. Fast die Hälfte sind in weibli-
„cher Gestalt, wie die himmlischen Burchanen vor-
„gestellt werden; viele gräßliche Gestalten mit blauen
„Gesichtern und flammenden Munde, Ungeheuer
„mit vervielfältigten Gliedern, z. B. mit 10 Ge-

„sichtern und sieben Armen. Alle sind sitzend vor„gestellt mit untergeschlagenen Beinen auf runden „Thronen; man zählt solcher Bilder bis auf fünf „und vierzig. In der Mitte der südlichen Wand „sollen drei Thüren gewesen seyn.

„Der Fußboden des Tempels ist eine halbe Ar„schin (russ. Elle) über der gemauerten Grundlage „erhöhet und mit Felsenfliesen bepflastert. Nach „der Länge des Gebäudes sind vier Reihen, jede „von acht, aus Stein gehauenen Fußgestellen, wie „in dem Vorderhause, eingesetzt, hierauf ruhen „eben so viel Säulen oder Stützen, die das Dach „des Gebäudes tragen. Diese Säulen sind mit ih„ren Sparren hochroth angestrichen. Ueber der „steinernen Mauer ist eine hölzerne Bretterwand „so hoch, als die äußern Dachstützen, also höher als „die Mauer selbst; in dieser ist eine Reihe zierlich „ausgeschnitzter Oeffnungen angebracht, um dem „Tempel Licht zu geben, da er keine andere Fenster „hat. Das Gatter- oder Lattenwerk des Dachs ist „mit lauter viereckigen Tafeln, auf welchen allerley „Burchanen gemahlt waren, angefüllt gewesen, sie „stellten gleichsam einen gemahlten Plafond vor. „Von außen ist das Dach zuerst mit Bretern und „darüber mit Ziegeln gedeckt.

„Die vornehmsten Götzen haben auf steinernen „Piedestals gestanden, die noch vorhanden sind. Sie

„bestehen aus Ziegeln von der gewöhnlichen Gestalt „unsrer Fußgestelle, und sind je zwischen zwei Dach„pfeilern aufgerichtet. Die Götzen selbst waren „theils von Stein, theils von Kupfer gegossen.“

Dies reiche hin, um einen allgemeinen Begriff von der Kultur der Mongolen und Tataren in dieser Rücksicht zu geben; denn die kleinen Bilder von Göttern, von wilden Widdern u. d. aus Erz oder Thon geben hiezu keinen Zusatz der einer besonderen Anzeige verdiente.

Es sind uns noch die Völkerschaften der östlichsten, gegen das Japanische Meer hin gelegenen Mongolei übrig, wovon bereits zuvor die Länder angezeigt wurden.

Die bedeutendsten sind die Ketschen oder Ketsching; die Yupi, und endlich die Mantcheoux (Mandschuh), welche jetzt Alle beherrschen.

Die letztern verdienen nicht nur wegen ihrer heutigen Macht, sondern wegen ihrer südlichen Lage hier voranzugehen. Diese Horde der östlichen Tataren war in den ältesten Zeiten unter dem Nahmen der Niutche bekannt, und machte bis zu den Zeiten des chinesischen Kaisers nicht viel mehr Aufsehen, als mehrere der vielen übrigen Stämme der Mongolen.

Unter Chi-tzung, sonst Wanli genannt, waren sie in 7 Horden getheilt. Im Jahr 1586 hatten die Chinesen ihnen erlaubt, ihren Sitz bis zu der Provinz Leatong auszudehnen; als nun der Vicekönig ihnen in der Folge, ohne gegründete Ursache, befahl, diese Provinzen wieder zu verlassen, griffen sie deshalb zu den Waffen. Der damals von ihnen gewählte Chef, er war in einem Dorfe geboren, mit Nahmen Taitsou, ward zu ihrem König erhoben und drang in die Provinz Leatong wieder ein, schrieb indeß an den Kaiser von China, er wolle die Waffen niederlegen, sobald man ihm Genugthuung gäbe. Man hörte nicht auf ihn, und nun schwur er 200000 Chinesen seiner Rache zu opfern. Er drang in die Provinz Petcheli selbst ein, um Peking zu belagern. Zwar ward er damals geschlagen, und mußte sich in die Provinz Leatong zurückziehen. Hier nahm er demungeachtet den Kaisertitel an, und fiel im folgenden Jahre von neuem in Leatong ein. Während dessen starb der Kaiser von China; sein Nachfolger suchte sich dem Einbrechen der Mantcheous zu widersetzen. Taitsou, der erste Kaiser dieser Tataren starb, und hinterließ die Regierung seinem Sohne Tait-Zong.

In dieser Periode ereignete sich in China die furchtbare Rebellion des, vom niedrigsten Stande

sich emporgearbeiteten Chinesen, Lit-schings gegen den fahrlässigen, chinesischen Kaiser Tschoutsching. Da der Rebell die Ueberhand gewann, so riefen die treu gebliebenen Chinesen die Mandscheous dagegen zu Hülfe. Indeß war Lit-sching selbst in Peking eingedrungen, und der Kaiser Tschou-tsching, zu schwach ihm Widerstand zu leisten, und von den meisten seiner Völker verlassen, erhieng sich in seinem Pallaste (1644). Die Kaiserin und die Königin, seine Gemahlin, hatten sich zuvor selbst das Leben genommen, und der Kaiser entleibte kurz vor seinem willkührlichen Tode seine Tochter mit eigener Hand, um sie gleichfalls der Entehrung der Rebellen zu entziehen. Er hinterließ einen Brief an den siegenden Rebellen, den er auf einen Theil seines Kleides schrieb und der sich mit folgenden Worten endigte: „Du, der Du mich „in diese schreckliche Lage gebracht hast, zerstückle, „wenn Du willst, meinen Körper, nur schone mei„nes armen Volks. Es ist unschuldig, und es war „schon längst unglücklich, mich so lange zum Regen„ten gehabt zu haben.“

Tschou-tsching hatte 17 Jahr höchst nachlässig und drückend regiert, und mit ihm endigte in China die Dynastie der Ming.

Der von den Ministern des unglücklichen Kaisers zu Hülfe gerufene Tatarfürst Taitzong,

drang mit 80000 Mann in das Reich und in die Hauptstadt, vertrieb die Rebellen, setzte sich aber dagegen in China selbst feste und nöthigte die Regierung ihn für den Oberherrn anzuerkennen. Indeß starb er zu früh, um die Früchte seiner Thaten erndten zu können, allein dennoch ward sein Sohn Tschunti, obgleich nur ein Kind von 6 Jahren unter der Vormundschaft seines Onkels, eines sehr klugen Heerführers, als Kaiser anerkannt. Er war der erste chinesische Kaiser von Mantcheou tatarischem Ursprung, und eröffnete die jetzt noch regierende Dynastie der Tzim. Sein Sohn, der große Cangchi, *) folgte als zweiter Kaiser des volkreichsten Staates der gesammten Erde.

Das Benehmen der Mantcheou-Tataren bei dieser Reichsveränderung ist so außerordentlich, so treflich und so unerwartet, daß es schon verdient hier mit einiger Aufmerksamkeit beachtet zu werden.

Kaum sahen sich die Eroberer Herren des großen Reichs, so bewiesen sie eine, auf reine Vernunft gegründete Mäßigung, wovon man schwerlich bei den Eroberern unsers aufgeklärten Europas etwas ähnliches aufzuweisen hat.

Gänzlich davon entfernt sich durch den empörenden Stolz und die eben so niedrige als erbitternde

*) M. s. zuvor eine Anzeige von ihm.

Aufgeblasenheit gewöhnlicher Unterjocher freier Völker selbst zu entehren, behandelten sie die Chinesen mit der größten Milde, und äußerstem Zuvorkommen; sie verjagten keinen Fürsten noch großen Proprietär des chinesischen Reichs, ob sich gleich mehrere ihrer heftigsten Gegner darunter befanden; weder Ländereien noch Gerechtsame, noch irgend eine Art von Eigenthum vertheilten sie an ihre Generale oder sonstige Große als Belohnung ihrer Thaten; sie erhuben keine neue Contribution, belegten das Volk auf keine Weise mit neuen Lasten, ja sie entsetzten die Chinesen nicht der einträglichsten Stellen oder Staatsämter. Alles blieb der Originalnation, den Chinesen, aufbehalten, selbst die vakanten Stellen wurden vorzugsweise durch Letztere ertheilt. Gesetze, Finanzen, Polizei, Religion, Sitten und Gewohnheiten, nichts ward verändert. Die Tataren, obgleich Ueberwinder, suchten sich vielmehr gänzlich nach dem Originalvolk zu modeln; sie studirten und erlernten die Sprache der Chinesen; sie verheiratheten sich mit deren Töchtern; sie nahmen die Lieblingsmeinungen dieser Nation in Schutz, kurz sie suchten sich ihnen ähnlich zu machen, sie vermieden alles, wodurch der gemeine Eroberer mit Recht verhaßt und verächtlich wird; sie machten vielmehr die neue Dynastie dem Volk in jeder Rücksicht so wenig fühlbar, daß es kaum ahndete von

Fremden abzuhangen. Da nun die Mantcheous durch ihre überlegene Tapferkeit dem Reiche, das bisher so vielmals sowohl durch innere bürgerliche Unruhen, als durch äußere Feinde gelitten hatte, Ruhe und Sicherheit vergewisserten, so sah die Nation vielmehr mit Dank auf ihre großmüthige Ueberwinder hin, und hatte gerechte Ursache, die vorige Regierung leicht zu vergessen.

Der Lohn dieses eben so klugen als edlen Benehmens ward aber dadurch unendlich erhöhet, daß gerade die vier ersten Kaiser dieser neuen Dynastie Männer waren, bei welchen sich richtige Vernunft mit vieler Energie vereinigt fand. Reichten sie gleich nicht an die erhabenen Eigenschaften des zweiten Kaisers der Mantcheous, des Cang-hi, so unterließ dennoch so wenig sein Nachkomme Yum-tschin, als besonders der vor kurzem verstorbene Kien-long stets mit gespannter Thätigkeit und nach festen Grundsätzen das nun in einander geschmolzene, ungeheure Reich der Chinesen und Tataren zu regieren.

Dies alles wirft wahrlich ein schönes Licht auf den Charakter der Mantcheous Tataren. Aber auch dem Körper nach hat die Natur sie ausgezeichnet.

Schon die ältern Nachrichten beschreiben sie als gut gebauete, nervichte, wiewohl schlanke Menschen;

besonders rühmen sie die Vorzüge des weiblichen Geschlechts. Die Engländer der letzten Gesandtschaft nach China mahlen uns diesen Tataren-Stamm fast mit noch schöneren Farben.

„Die Mantcheous scheinen von einer vermischten Race entsprossen zu seyn. Wir fanden mehrere von ihnen, sowohl unter dem männlichen als weiblichen Geschlechte, von vorzüglicher Schönheit und von der blühendsten Farbe. Einige hatten blaue Augen, römische Nasen, schwarzes Haar und einen langen dicken Bart. Es ist wahrscheinlich, daß diese Gesichtsbildung bei ihnen von den Griechen des alten Sogdiana (im Süden des Sees Aral) herrührt, deren Nachkommen sich mit den westlichen Tataren sollen vermischt haben. Der Kaiser Kien-long rühmte sich von Gengiskan abzustammen. Uebrigens ist diese Physiognomie nur eine Ausnahme von der allgemeinen Gesichtsbildung der Tataren, welche im Ganzen mit der der Chinesen übereinkommt."

„So viel Aehnliches sich nun aber auch zwischen beiden Nationen findet, so entdeckt man dennoch beträchtliche Verschiedenheit in ihrem Charakter, sobald man sie genau betrachtet. Zieht man ein lebhaftes, ofnes Wesen, das sich freilich zu Zeiten selbst der Rohheit nähert, einer kriechenden,

„studirten Höflichkeit vor, so erkennt man sicher „den Tatären den Preis zu.“ (Barrow.)

Jetzt sind nur noch ein Paar, in der Nachbarschaft der Mantcheous wohnende tatarische Nationen übrig; dies sind die Yupi und die Ketchings.

Es ist höchst merkwürdig, sowohl für die Länder- als Völkerkunde, daß diese Küstenbewohner, wenn gleich von den Mantcheous umgeben, dennoch durchaus von ihnen, sowohl der Gestalt nach, als durch ihre Sitten und Sprache, verschieden sind.

Die Mantcheous erstrecken sich im Binnenlande der Tatarei, in Tungusien selbst bis über die Mündungen des großen Flusses Amur oder Segalien und da zugleich ihr Originalsitz in Süden unter und um den 45sten Breiten-Grad oberwärts der chinesischen Provinz Leatong angenommen wird, so schließen sie gleichsam die Stämme der Yupi und Ketchen von oben und unten ein.

Die Länder dieser beiden Völker, der Yupis und Ketchen, sind schon zuvor angegeben, als zu dem 2ten Gouvernement der chinesischen Tatarei gehörend, und die Nachrichten des Du Halde über diese Völker selbst, wenn gleich nicht so umständlich, als die neuesten des la Peroufe, treffen dennoch im Ganzen mit einander zu.

La Perouse traf einen Stamm dieser Völker unweit der Bay, der er den Namen des Marschall de Castries beilegte (51° 29′ n. Br. und 139° 41′ östl. L. von Paris). Dieser Stamm nannte sich die Orotchis, aber etwa 7 bis 8 Meilen (Lieues) weiter gegen Süden fanden sie einen andern Stamm oder Familie, welche von den Orotchis als Fremde angesehen wurden, und die sich auch sowohl in ihrer Sprache, als in der Bauart ihrer Böte oder Canoen von jenen völlig unterschieden.

Rollin, der Schiffsmedicus bei dieser Weltumsegelung, ertheilt uns folgende gründliche Nachricht von den Orotchis.

Diese Tataren, sagt er, sind von einer schwächlicheren und weniger angenehmen Bildung, als die Bewohner der ihnen so nahe gegenüber gelegenen großen Insel Tschoka (Okon-Jesso).

Die Männer sind gewöhnlich nur 4 Fuß 9 bis 10 Zoll (Pariser Maaß). Der Kopf ist unverhältnißmäßig groß gegen den übrigen Körper, das Gesicht flach und beinahe viereckig; die Stirn klein und rund, vorn und hinten etwas niedergedrückt; die Augenbraunen sind nur schwach, schwarz oder kastanienbraun wie das Kopfhaar; die Augen treten flach an der Stirn hervor und die Augenlieder sind so wenig getheilt, daß sie gegen die Winkel das

Auge faſt ganz verſchließen. Die kleine Naſe iſt an der Wurzel kaum bemerkbar; die Backen ſind aufgeblaſen, der Mund groß und die Lippen dick und dunkelroth. Die kleinen gut geordneten Zähne werden leicht verderbt, das Kinn tritt wenig hervor. Arme und Beine ſind klein und die Muskeln zeigen keine ſtarken Umriſſe. Die Haut iſt bräunlich mit Fiſchfett und Rauch überzogen.

Die Weiber ſind häßlich; in ihrer Phyſiognomie zeigt ſich auch kein ſanfter Zug, wodurch ſie ſich von den Männern unterſcheiden. Das Geſicht iſt platt, die Augen klein und rund, der Buſen iſt gut geformt und feſt, die Beine, Arme und Hände klein aber gut proportionirt.

Die Kleidung der Männer und Weiber beſteht hauptſächlich aus einem Ueberrock gleich einem Fuhrmannskittel, der bis auf die Waden herabfällt, und oben gegen den Hals hin durch einige kupferne Knöpfe befeſtigt wird. Dieſes Kleid iſt bald aus Fiſchhaut, bald aus Nankin oder aus Fellen von Thieren verfertigt. Die Weiber ſchmücken den untern Rand oftmals mit kleinen regelmäßig geſetzten Stücken Kupfer. Alle tragen Calecons wie die Chineſen und kurze Stiefel von Seehundsfell. Das Haar flechten ſie wie wir, den Weibern hängt es loſe auf den Schultern.

Ihr kaltes Klima nöthigt sie so wie die Kamtschadalen und ihnen ähnliche Völker Winter- und Sommerhäuser oder Jurten zu errichten. Beide bestehen aus festem Sparrwerk von Tannen, sind gut gebauet, der Grund ruhet auf horizontal gelegenen Balken, das Dach ist mit Baumrinde gedeckt, eine kleine Seitenthür bildet den Eingang und rings um die Hütte läuft inwendig eine Erhöhung zum Sitzen und Liegen; der Feuerplatz besteht aus einer viereckigen Erhöhung von Erde mit Bretern eingefaßt. Einzelne Sparren laufen queer durch die Cabane und dienen zum Aufhängen verschiedener Hausbedürfnisse, z. B. Netze, Matten und der zu trocknenden Fische.

Die Winterhütten sind zu größerer Wärme auf 4 Fuß tief in die Erde eingelassen. Das Dorf der Orotchis, welches la Perouse besuchte, bestand nur aus vier solcher Häusern. Er hat uns eine gute Zeichnung von dem Innern einer Cabane geliefert, sie erinnert zwar an die Jurten von Kamtschatka; allein die hier bei den Orotchis seitwärts angebrachte zu verschließende Thür verglichen mit jenem nur durch das Rauchloch selbst, vermittelst einer zur Leiter ausgehauenen Planke, hinabführenden Eingang in die Hütte, zeigt deutlich einen höhern Grad der Gescheidtheit und Civilisation.

Diese Völker ernähren sich hauptsächlich von Fischen. Sie bedienen sich zum Fange sowohl der Netze als der Angel, und für größere der Pike oder Lanze. Die Flüsse sind hier unglaublich reich von mehreren Lachsarten, die großen wiegen bis auf 40 Pfund. Diese trocknen sie und haben davon große Magazine für den Winter; sie benutzen den Fischthran und kleiden sich in die Häute. Zweimal im Tage halten sie gewöhnlich ihre Mahlzeit, gegen Mittag und am Abend.

Mit Erstaunen sahen die Franzosen, wie begierig die Orotchis die Haut, wie auch verschiedene knorpelichte Theile, die Schnauze und die Fischohren des Lachses roh verzehrten. Von vegetabilischer Nahrung genießen sie gleichfalls die Wurzel der oftmals erwähnten Sarana (Lilium Kamtschatkense). Beiläufig mögen sie auch von der Jagd leben, wenigstens sahe man bei ihnen Häute vom Elennthiere und vom Bären.

Ihrer Hunde, sie sind von der Race der Wolfshunde, bedienen sie sich ebenfalls wie die Kamtschadalen zum Schlittenfahren.

Die Böte sind gut gebauet.

Ihre Waffen bestehen in Lanzen, Bogen und Pfeilen. Uebrigens sind es die verträglichsten, gutmüthigsten und redlichsten Menschen. La Perouse sahe niemals einen Streit unter ihnen. Ge-

gen die Fremden bewiesen sie das ungemessenste Vertrauen, und selbst waren sie die strengsten Beobachter des Eigenthumsrechts. Dabei äußerten sie einen hohen Grad von Bescheidenheit in Rücksicht der ihnen angebotenen Geschenke. Man mußte sie ihnen sogar mit vieler Feinheit darbieten, um es nicht hartnäckig zurückgewiesen zu sehen.

Wie fein ihre Gefühle in dieser Rücksicht waren, bewies folgendes merkwürdige Beispiel. La Perouse wagte es nicht einer Familie geradezu ein Geschenk zu machen. Er näherte sich daher zweien Kindern von 3 bis 4 Jahren, liebkoseté sie und gab ihnen zugleich ein Stück rosenfarbigen Nanking, welches er in der Tasche hiezu mitgebracht hatte. Die ganze Familie gerieth hierüber in die lebhafteste Freude. Der Vater verließ sogleich das Haus und brachte seinen schönsten Hund als Gegengeschenk mit sich zurück. La Perouse überzeugt, daß dies für den Orotchis ein viel zu kostbares Gegengeschenk sey, da es zugleich für ihn selbst keinen großen Werth hatte, weigerte sich hartnäckig es anzunehmen. Wie fein nahm sich jetzt der Tatar? die kleinen Hände jener Kinder, welche den Nankin erhalten hatten, legte er auf den Hund, und so führte er diesen um Annahme bittend zum La Perouse; wer durfte dann das Geschenk zurückweisen?

Auch das Behandeln der Weiber spricht für die höhere Civilisation dieser Menschen. Die ersteren finden sich hier nicht als Lastthiere, wie bei den rohen Nationen, behandelt. Nur die Erziehung der Kinder, die Bereitung der Fische und der Nahrung sind ihre Geschäfte.

Sonderbar genug ist ihre Gewohnheit, die Kinder selbst bis gegen das vierte Jahr zu säugen. Ein Knabe, der bereits einen Pfeil abschoß, kehrte zum Busen seiner Mutter zurück.

Die Fischhäute verstehen sie auf eine so seltne Art zu gerben, daß sie die größte Geschmeidigkeit erhalten.

Die Regierung ist, so weit man sie bis dahin kennt, patriarchalisch.

Die wenigen Götzenbilder, welche man in den Wohnungen aufgehangen fand, waren, so wie die Begräbnisse, Beweise eines Kultus. Die Gräber zeigten aber auch bedeutende Unterschiede der Vornehmen und Aermeren. Die der erstern hatten die Größe eines Hauses, in jedem derselben fanden sich 4 bis 5 Körper in eigenen sehr gut gearbeiteten Särgen, die mit chinesischem seidenen Zeuge geziert waren. Innerhalb des Grabes sahe man Bögen und Pfeile, Netze und anderes Hausgeräth aufgehangen. Das Begräbniß selbst war mit einer Thür zu verschließen. Die Leichen der Geringerern wer-

den dagegen nur in einem Sarge, der auf einem Gestell von 4 Fuß hohen Pfeilern ruht, in freier Luft ausgesetzt.

Die Orotschis zeigten, so wie die Bitschis, viele Gescheitheit in den ihnen durch Zeichen vorgelegten Fragen über die Geographie dieser Länder. Letztern verdankte La Perouse hauptsächlich die Nachricht, daß die Insel Segalien oder Oku-Jesso nur durch einen engen Meeresarm, der vom Sande des Flusses Amur jährlich mehr und mehr verschlemmt wird, vom festen Lande getrennt sey.

Die Bitschis, obgleich nur wenige Meilen von den Orotschis entfernt, und ihnen im Ganzen ähnlich, reden dennoch eine sehr verschiedene Sprache. Dies ist aber auch genau der Fall bei mehreren einzelnen Volksstämmen der Küsten vom nordwestlichen Amerika, z. B. um Nutka und die dortigen Länder.

Beide tatarische Nationen stehen offenbar nicht bloß mit den Mantcheous, sondern, vielleicht nur durch diese, mit den Chinesen selbst im Verkehr. Dies zeigen verschiedene Waaren chinesischen Ursprungs.

Diesen gutartigen, gesitteten Tataren gereicht nur allein ihre Unsauberheit zum Vorwurf. Die große Masse der frischen und getrockneten Fische, der Fischthran und die Häute ertheilen ihren

Wohnungen und selbst ihrer Person einen höchst widrigen Geruch.

Mit diesen am Ostmeere wohnenden Völkerschaften schließen wir die Tatarei und gehen zu dem großen Kaiserreiche China selbst hinüber.

China.

Einleitung.

„Im östlichen Winkel Asiens, unter dem Gebirge, liegt ein Land, das an Alter und Kultur „sich selbst das erste aller Länder, die Mittelblume „der Welt nennet, gewiß aber eins der ältesten und „merkwürdigsten ist, — China. Kleiner als Europa, rühmt es sich einer größeren Anzahl Einwohner, als in Verhältniß dieser volkreiche Welttheil hat: denn es zählet in sich über 25 Millionen „und zweimal hunderttausend steuernde Ackerleute, „1572 große und kleine Städte, 1193 Castelle, „3158 steinerne Brücken, 2796 Tempel, 2606 Klöster, 10809 alte Gebäude u. s. *), welche alle von

*) Leontiew's Auszug aus der sinesischen Reichsgeographie in Büschings histor. und geogr. Magazin Th. 14. S. 411. u. f. In Herrmanns Beiträgen zur Physik (Berlin,

„den 18 Statthalterschaften, in welche das Reich „getheilt ist, samt Bergen und Flüssen, Kriegsleu„ten und Gelehrten, Produkten und Waaren in „langen Verzeichnissen jährlich aufgestellt werden. „Mehrere Reisende sind darüber einig, daß, außer „Europa und etwa dem alten Aegypten, wohl kein „Land so viel an Wege und Ströme, an Brücken „und Canäle, selbst an künstliche Berge und Felsen „gewandt habe, als Sina; die, nebst der großen „Mauer, alle doch vom geduldigen Fleiße menschli„cher Hände zeugen. Von Canton bis nahe bei „Peking kommt man zu Schiffe, und so ist das „ganze mit Bergen und Wüsten durchschnittene „Reich durch Landstraßen, Canäle und Ströme müh„sam verbunden. Dörfer und Städte schwimmen „auf Flüssen, und der innere Handel zwischen den „Provinzen ist rege und lebendig. Der Ackerbau „ist die Grundsäule ihrer Verfassung; man spricht „von blühenden Getreide- und Reisfeldern, von „künstlich gewässerten Wüsten, von urbar gemach„ten wilden Gebirgen; an Gewächsen und Kräu-

---

1786) Th. 1. wird die Größe des Reichs auf 110 tausend deutsche Quadratmeilen und die Volksmenge auf 104 Millionen 69 tausend 254 angegeben, und 9 Personen werden auf eine Familie gerechnet.

„kern wird gepflegt und genutzt, was genutzt wer-
„den kann; so auch Metalle und Mineralien, außer
„dem Golde, das sie nicht graben. Thierreich ist
„das Land, fischreich die Seen und Ströme; der
„einzige Seidenwurm ernährt viele Tausende fleißi-
„ger Menschen. Arbeiten und Gewerbe sind für
„alle Klassen des Volks und für alle Menschenalter,
„selbst für Abgelebte, Blinde und Taube. Sanft-
„muth und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und
„anständige Geberden sind das Alphabet, das der
„Sinese von Kindheit auf lernt, und durch sein
„Leben hin unabläßig übet. Ihre Polizei und Ge-
„setzgebung ist Regelmäßigkeit und genau bestimmte
„Ordnung. Das ganze Staatsgebäude in allen Ver-
„hältnissen und Pflichten der Stände gegen einander
„ist auf die Ehrerbietung gebauet, die der Sohn
„dem Vater, und alle Unterthanen dem Vater des
„Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Obrig-
„keiten, wie Kinder, schützt und regieret; könnte
„es einen schönern Grundsatz der Menschenregie-
„rung geben? Kein erblicher Adel; nur Adel des
„Verdienstes soll gelten in allen Ständen; geprüfte
„Männer sollen zu Ehrenstellen kommen, und diese
„Ehrenstellen allein geben Würde. Zu keiner Re-
„ligion wird der Unterthan gezwungen, und keine,
„die nicht den Staat angreift, wird verfolgt: An-
„hänger der Lehre Confucius, des Laotsee und Fo,

„selbst Juden und Jesuiten, sobald sie der Staat auf„nimmt, wohnen friedlich neben einander. Die Ge„setzgebung der Chinesen ist auf Sittenlehre, ihre „Sittenlehre auf die heiligen Bücher der Vorfahren „unabänderlich gebauet; der Kaiser, ihr oberster „Priester, der Sohn des Himmels, der Bewahrer „der alten Gebräuche, die Seele des Staatskörpers „durch alle seine Glieder; könnte man sich, wenn „jeder dieser Umstände bewährt, und jeder Grund„satz in lebendiger Ausübung wäre, eine vollkomm„nere Staatsverfassung denken? Das ganze Reich „wäre ein Haus tugendhafter, wohlerzogener, flei„ßiger, sittsamer, glücklicher Kinder und Brüder.“ (Herder.)

Schon der treffliche Urheber dieses reizenden Bildes von China zeigte, wie wenig das Original demselben entspreche. Dennoch bleiben, aller Einwürfe ungeachtet, so viele Grundzüge davon als wahr übrig, daß es unserer ganzen Aufmerksamkeit werth ist, ein solches Reich genauer kennen zu lernen.

Denn, würde sich nicht ein Wanderer überrascht fühlen, wenn er nach vieltägigen Mühseligkeiten, die ihm bald die traurigsten Einöden, bald ein kaum zu durchdringender Wald, dann schwer zu übersteigende Gebirge und gefährlich zu durchwandernde Gewässer entgegensetzten, kurz nach allem, wodurch

die rohe wüste Natur seine Schritte erschwerte und ihm die Reise widrig machte, sich nun ungeahnet auf einmal im Angesicht eines herrlich angebaueten Landes befände, das in unabsehbaren Dorfschaften und großen Städten eine ungeheure Bevölkerung im ruhigen Genusse aller Bequemlichkeit des Lebens und der hohen Kultur darböte?

Und wahrlich finden wir uns gerade in dieser Lage. Sahen wir doch bis jetzt (im nördlichen und nordwestlichen) Asien nur rohe Völkerschaften, welche auf dürftigen Steppen umhertrieben; denen nur der minder oder mehr von der Natur begrasete Weideplatz zur Boussole ihrer Wanderschaft diente; die daneben fast in steter Fehde gegen einander ihres Eigenthums, ja kaum ihres Lebens gewiß waren, oder auch, mit einander vereint, als mächtige Räuberbanden auf das Zertrümmern ruhiger Völker ausgiengen.

Kaum steigen wir die todte Wüste Cobi in Osten herab, so zeigt sich uns jenes so eben beschriebene, große, ruhige, hochkultivirte Reich, dennoch von Menschen bevölkert, welche jenen rauhen Nationen, die wir so eben verließen, dem Aeußern nach ähnlich sind.

Was enthält also dieses merkwürdige östliche Thal der alten Welt wirklich für ein Reich? Ist China etwa von der Natur selbst vor allen Ländern,

die wir bis jetzt durchwandert, als ihr Hauptgünstling ausgezeichnet? Ist sein Volk, aller Aehnlichkeit mit jenen Mongolen ungeachtet, ein durchaus verschiedenes, hochgeistiges Volk? Uebertrifft seine Bevölkerung, sein Staatshaushalt, seine Kultur selbst unsern Welttheil? Gedieh der Hauptzweck aller menschlichen Gesellschaft, das Volksglück, dort besser, als in Europa?

Diese Fragen mit einiger Genauigkeit zu beantworten, hiezu stehen uns anjetzt nicht blos die älteren Nachrichten der Jesuiten über China, sondern die neuesten Gesandtschaften der Engländer und Holländer zu Gebote.

Werden wir durch letztere in Stand gesetzt, die Uebertreibungen jener Missionäre auf ihren gehörigen Werth zurückzubringen, so können sie auf der andern Seite dazu dienen, den unbilligen Tadel eines Pauws und ihm ähnlicher Herabwürdiger der Chinesen Grenzen zu setzen. Hier also zuerst ein Entwurf von der natürlichen Erdkunde des großen Reichs, dem sodann eine unpartheiische Darstellung seiner Bewohner und ihres Staatsvereins folgen wird.

I. Das Land.

a) Lage, Größe, Grenzen und Bildung.

China, sonst auch Cathai, oder wie es längst bei den Arabern hieß, Sin, daher Sina, zwischen den 20sten und 41sten Graden nördlicher Breite gelegen, dehnt sich dabei von Osten nach Westen durch 24 Längengrade (von 116 — 140) ziemlich gleichförmig ohne starke Hervorragungen aus; denn nur in Nordosten und Nordwest, beim Vorgebirge der Provinz Schantong im Meerbusen von Korea (bei Tchin-chang-ou) und in dem diesen fast gegenüber gelegenen Punkte der Gobi in der Provinz Chensi (unweit Sout-cheou) und in Süden bei der Insel Hainam, laufen einzelne Erdzungen hervor; in Osten und Süden ins Meer; in Westen aber ins Land der Eleuthen.

Das eigentliche China wird auf 69000 geogr. Quadratmeilen angegeben; mit den von ihm abhängigen Ländern hingegen auf 163000; also nur einige 20 tausend Quadratmeilen kleiner, als ganz Europa.

Der Größe nach enthält es daher, selbst mit Inbegriff der tributairen Länder, nur etwa die Hälfte seines kolossalischen Nachbars, des russischen Reichs.

Nur in Osten und in Süden wird es von einem Theil des großen Ocean begrenzt, nördlich das gelbe und südlich das chinesische Meer benannt. Die Landgrenzen bildet in Norden die Mongolei; in Westen Tibet; in Südwest aber das Reich der Birmanen und Tunkin.

China, von allen Landseiten von großen Gebirgen eingefaßt, wovon, wie wir sahen, ein sehr beträchtlicher Theil seiner eigenen Herrschaft unterworfen ist, liegt zwar dadurch als ein ungeheures Thal in Osten vor uns; allein mehrere einzelne Gebirgszweige, Seitensprossen jener großen Bergländer, theilen es wiederum in verschiedene Theile oder Becken, welche je nach den Hauptströmen auf große Flußgebiete zurückzubringen stehen.

Der nordlichste dieser Flüsse ist der sogenannte gelbe Fluß oder Hoang-ho, dessen bereits zuvor im Allgemeinen gedacht worden ist, der je nach verschiedenen Karten weit in Westen, bald in gleicher (geogr.) Länge mit dem See Kokonor, bald noch weiter westlich in den Gebirgen unweit Tibet, zwischen den 35sten und 36sten Breitengraden seinen Ursprung hat.

Nachdem er durch die dortigen Gebirgsketten zu mancher Biegung gezwungen, und kleinere Flüsse

aufgenommen, erhebt er sich bald nach seinem Eintritt in die chinesische Provinz Chensi auf eine sonderbare Weise fast lothrecht längst der großen Mauer nach Norden bis über den 41sten Grad der Breite. Hier, im Lande der Ortous, bilden mehrere in ihn selbst zurückkehrende Arme verschiedene lange Inseln, wornach er sodann noch einige Längengrade hindurch ostwärts in der Mongolei fortgeht, und beim Zurücktreten in das eigentliche China plötzlich über 6 Breitengrade, oder über 90 D. Meilen beinahe lothrecht hinab geht, und sodann die ganze Provinz Honan gerade nach Westen durchströmt. Er läuft sodann durch die in Osten folgende Provinz Kiangnang unter noch einem Herabsenken von 2 Breitengraden gegen das Meer hin und ergießt sich, nachdem er sich etwas aufwärts erhoben, unter dem 34sten Breitengrade mit einer weiten Mündung ins eigentlich sogenannte Ostmeer von China. Gegen 600 Meilen (lieues) soll der Lauf dieses Flusses betragen. Er hat mit Recht den Nahmen des gelben Flusses, denn er führt eine so ungeheure Masse gelben Schlamm mit sich, daß es Barrow, genauen Rechnungen zufolge, auf 2 Millionen Cubikfuß für jede Stunde angiebt. Da ein großer Theil dieser Erde sich in den Meerbusen von Petscheli ansetzt, so muß das Land in dieser Gegend stets gewinnen.

So bedeutend auch dieser Strom ist, so wird er dennoch übertroffen von dem gleichfalls zuvor im Vorbeigehen angezeigten Yang-the-kiang, (Sohn des Meers) oder wie er schlechtweg genannt wird, der Kiang, der Fluß oder der große Fluß (Ta-Kiang).

Tief aus den Gebirgen Tibets lassen ihn die Geographen gegen den 36sten Breiten- und 90sten Längengrade (von Greenwich) unter dem Namen Peitschu, Pereutschu oder Portcho hervorgehen. Er durchläuft bereits in Tibet anfangs von Westen nach Osten, nachher aber hauptsächlich nach Süden über 100 deutsche Meilen, tritt hierauf als Grenzfluß an die Provinz Yunnan, woselbst ihm ein großer Strom der Yatong-Kiang zufließt, und geht nun, so verstärkt, nach einem geringen Hinabsteigen gegen Süden gerade nach Norden in die zweite chinesische Provinz Sutschuen; läuft nordöstlich durch Honan, woselbst er den größten See des Reichs, Tongting Hu, berührt, um von dort nach mehreren Biegungen die letzte Provinz, Kiangnan, zu bewässern. Hier ergießt er sich (unter 32 Grad Breite) mit einer Mündung von fast 15 Meilen ins Chinesische Meer.

Sein Strom bildete, nach einer Reise von 400 Meilen durch das chinesische Reich, die ansehnliche

Insel Tsongmin, von etwa 20 Meilen in die Länge, nebst mehreren kleineren Eilanden.*)

Diese Insel, in ältesten Zeiten eine wüste Sandbank, verdankt ihre heutige Fruchtbarkeit einem Haufen dorthin verwiesener Missethäter; diesem folgten bald freiwillig mehrere dürftige Familien, und so erwuchs, aus einem wahrscheinlich vom großen Flusse dem Lande abgespülten und durch dessen Triebsand vergrößerten, öden Eilande, eine jetzt blühende Insel, welche den Anbauern nun jährlich zwei Erndten gewährt.

Wenn die beiden hier aufgeführten Ströme gleich die größten natürlichen Kanäle des Reichs ausmachen und nach allen Richtungen eine kaum anzugebende Anzahl kleinerer Flüsse in sich aufnehmen, so zeigt sich dennoch noch ein dritter, wenn gleich minderer Hauptstrom in Süden. Dies ist der Siang. Dieser Fluß entspringt unter dem Namen Ou-kiang, in den Grenzgebirgen der Provinzen Yunnan und Koeitscheu, läuft von Westen nach Osten, bespühlt in dieser und besonders in den wichtigeren Provinzen Quangsi und Quantong mehrere Städte vom ersten Range und er-

*) M. s. besonders die Carte de la Province de Kiong nan im Nouvel Atlas de la Chine par Danville à la H.

gießt sich, nachdem er sich mit dem ansehnlichsten Pekiang, der aus den Grenzgebirgen der Kiang-si und Quang-si von Norden herabströmt, vereinigt hat, unter dem Namen des Taho oder großen Flusses unweit des größten Handelsorts von China, ohnweit Canton ins Meer. Seine Mündung ist für China von höchster Wichtigkeit. Beim Handel dieses Reichs kommen wir zur Stadt Canton zurück; hier bedarf es nur der Bemerkung, daß diese beiden Flüsse nebst einigen kleinern, welche in der Provinz Quantong zu ihnen hinzutreten, jenen berühmten Busen bilden, der gegen 100 Inseln befasset, worunter dann diejenige, worauf der den Portugiesen gehörige Handelsort Macao gelegen ist, seit Jahrhunderten berühmt ist. Der nähere Eingang zu dem Stapelort des chinesischen Reichs, zu Canton, ist unter dem Namen Bocca Tigris bekannt; er wird durch einige Schanzen gedeckt.

Noch verdienen unter den vielen Strömen, welche China bewässern, der Kan-Kiang der Provinz Kiang-si und der Hon-kiang der Provinz Huquang einer besondern Erwähnung.

Der erste hat seine Wurzeln in der südlichen Bergkette, welche die Provinz Canton von Kiang-si scheidet. Er läuft sodann nach Norden und ergießt sich in den berühmten See Poyang, nachdem

er vor seiner Einmündung ein Delta gebildet hat, das noch mehr Inseln befaßt, als das Delta des Nils.

Den See Poyang giebt Staunton für den größten Landsee des chinesischen Reichs an, da er hingegen dem Du Halde zufolge beträchtlich kleiner seyn soll als der See Tong-ting-hu, dessen wir sogleich erwähnen werden; dem erstern giebt nämlich Du Halde nur 50, dem zweiten hingegen 80 Meilen Umfang.

Dieser See wird aber nicht bloß von dem Flusse Kang-kiang gebildet. Es ergießen sich ebenfalls, besonders von Westen her, mehrere kleinere Flüsse in denselben; doch würde man ihn schwerlich mit Staunton das allgemeine Wasser-Reservoir des ganzen Landes nennen dürfen. Seine Umgebungen fand Barrow äußerst traurig und öde; selbst die Atmosphäre fühlt, durch die dortigen kalten Nebel, den widrigen Einfluß dieses großen Sumpfes.

Dabei ist dies Gewässer sehr stürmisch; es ist zu dem Ende die Pflicht eines Mandarinen durch seine Gegenwart zu verhindern, daß sich kein Boot bei ungestümen Wetter darauf wage, und die Schiffer opfern einer eigenen Gottheit, sobald sie dem gefährlichsten Passe glücklich entgangen sind. Uebrigens ist der See sehr nutzbar, sowohl wegen der Fische, als

wegen des vielen Wassergeflügels. Er ist deshalb in eigene Distrikte für die Fischer abgetheilt, und unter denen wichtigsten Fischen nennt Staunton besonders eine Art Sprotten, welche selbst eingesalzen benutzt werden. Der Hauptausfluß des Sees ist dann der größte Fluß des Reichs, der zuvor angeführte Yang-the-kiang, und an seinen Küsten finden sich verschiedene beträchtliche Städte und Ortschaften; die Stadt Nang-kang-fou ist darunter die ansehnlichste.

Der zweite Fluß, der Hou-kiang, entspringt in eben jenen Scheidegebirgen der Provinz Quantong, nur westlicher. Er nimmt auf seinem Wege nordwärts bedeutende Flüsse ein, und hat darin mit dem Kiang-nan die sonderbare Aehnlichkeit, daß er ebenfalls in einen großen Landsee, in den benannten Tong-ting-hu endigt, nachdem er kurz zuvor durch den ansehnlichsten Fluß Lokiang, der aus eben diesen Gebirgen entspringt, verstärkt ist.

Der See selbst wird aber, so wie zuvor der See Poyang, ebenfalls von jenem größten Strome des Reichs, von dem Yang-the-kiang, berührt. Außer diesen Flüssen nimmt er noch einen Fluß in sich auf, der dem Houkiang an Größe kaum nachsteht und mit ihm aus eben den Gebirgen stammet, dies ist der Yuen-kiang. Durch diese treffliche Bewässerung und durch einen großen Reichthum an Fischen, erhält

die Provinz Hou-quang einen doppelten Werth; sie ist nicht nur außerordentlich fruchtbar, sie gewährt auch den leichtesten Umsatz. Man nennt sie daher das Kornhaus des Reichs.

Endlich ist unter der kaum aufzuzählenden Menge Flüsse des zweiten Ranges, für uns anjetzt der Peihu merkwürdig worden. Er verdient nur aus Nebenursachen eine Auszeichnung vor den vielen, die ihm an Größe gleichkommen oder ihn wohl gar übertreffen. Da nämlich vormals nur zwei Zugangsplätze für uns Europäer im Reiche offen standen, so ist diese Anzahl seit der letzten Gesandtschaft der Britten mit einem dritten, oder vielmehr mit einem zweiten Landungsplatze vermehrt worden, der sich am gelben Meere (Hoong-hay) findet, nämlich auf der Mündung des Flusses Peiho, oder des weißen Flusses in der nördlichen Provinz Petscheli. Er hat seinen Ursprung in den Gebirgen der nördlichen Tatarei, geht durch die große Mauer, steigt dann nach Süden hinab, wendet sich sodann nach Osten und ergießt sich, nachdem er durch verschiedene Flüsse vergrößert worden, in den Busen von Petscheli. Er trägt zwar ansehnliche chinesische Fahrzeuge, sie gingen indeß bei ihren flachen Boden nicht sehr tief; für die englischen Schiffe des Gesandten war aber die Mündung unfahrbar.

Die hier nun aufgeführten Hauptströme von China können uns zu Führern dienen, um im Allgemeinen den Lauf der Gebirge und die durch sie in dem Reiche selbst hervorgebrachten natürlichen Abtheilungen einigermaßen zu übersehen.

Das erste große Becken zeigt sich in Norden. Dies ist das Becken des gelben Flusses.

Ist dieser einmal aus der Tatarei in das eigentliche China als Grenzfluß in die Provinzen Schansi und Schensi gedrungen, so treten aus beiden, sowohl von Norden als Osten und Westen sehr viele ansehnliche Flüsse zu ihm hin. Aber von Süden aus werden diese ihm zufließenden Ströme gegen den 34sten Breitengrad beschlossen; hier geht nämlich der wichtigste aller Nebenwurzeln dieses großen Flußbeckens der Hoei-ho, selbst ein mächtiger Strom, zu ihm hin und mündet sich unweit der Ortschaft Hoa-in-hien in den Hauptstrom ein. Ist also auch die Provinz Schensi selbst mit ansehnlichen Gebirgen überlaufen, so theilt dennoch eine Kette derselben in dieser Gegend das große Gebirgs-Becken des Hoang-ho fast bis zum Meere hinab, und dieses begreift sowohl die Provinz Schansi und Schensi, als selbst die südlichen Theile von Petscheli und Schanton.

Das nördlichste Flußgebiet ist das des kleineren Peihu, es begreift außer dieser Provinz gleichfalls einen Theil des östlichen Schensi.

Umfassend ist dagegen das Gebiet des großen Flusses, des Yang-thè-kiang. Sobald er aus der Mongolei in China eintritt, strömen ihm selbst bereits in Yunnan, in weit beträchtlicherer Anzahl aber in der großen Provinz Setschuen von Norden und Süden bedeutende Flüsse hinzu, worunter hoch aus Norden der Hya-kiang und in der Provinz Honan der Han-kiang; in Süden aber in jener Provinz der Ou-kiang die wichtigsten sind.

Das ganze, von Gebirgen abgetheilte Becken dieses größten Stromes begreift wenigstens sechs Provinzen. Freilich könnte man mit Recht hier die beiden kleineren Becken des Kan-kiang und Hou-kiang als besondere Gebirgsabtheilungen annehmen, sie verlieren sich indeß beide in dieses größere Becken, welches sich gegen Nordosten verenget, um dem Hauptstrome den Weg zur Einmündung in das chinesische Meer offen zu lassen.

Von der Provinz Yunnan an zieht sich aber eine bedeutende Bergkette, jedoch mit einigen Biegungen ganz bis zur Seeprovinz Fokien hin.

Hiedurch entsteht dann das südlichste Becken oder Flußgebiet, das der Provinzen Quangsi und Quantong.

Hierin strömen alle die Flüsse, welche durch ihr Zusammentreten den berühmten, zuvor angezeigten Handelsfluß Sikiang oder Taho in Quantong bilden.

Als merkwürdig verdient noch das Zusammentreten der Gebirgsrücken des Meili an den Grenzen der Provinzen Huquang, Kiangsi, Quangsi und Quantong. Knotenförmig ist hier das hohe Gebirge geschürzt und wird hier für uns deshalb besonders wichtig, weil die Reisenden von Peking aus einen Theil desselben zu übersteigen haben, und es ihnen mahlerische Ansichten gewährt.

China ist, dieser auf die Ansicht der neuesten Karten und Nachrichten gegründeten Darstellung nach, wenigstens in 7 bis 8 Hauptbecken oder Flußgebiete getheilt. Da indeß die westlichen, großen Provinzen wenig bekannt sind, und da die Beschreibung derselben durch die Jesuiten, fast die einzige von Bedeutung, welche wir hierüber kennen, viel zu wenig Rücksicht auf diesen wichtigsten Theil der Erdkunde genommen hat, so mögen dort noch mehrere natürliche Abtheilungen des Reichs durch Gebirgsketten vorkommen.

Selbst aber die hier gegebene Ansicht zeigt eine große Abwechselung des Bodens und daher des davon abhängenden Klima's, vorzüglich wenn man dabei weiß, daß sich noch viele, wenn gleich kleinere Landseen als die hier angeführten, im Innern befinden.

Die gebirgigsten Provinzen von China sind aber Yunnan, Kweitschou, Setschouen, Fokien, Tsche-

uantong.

klang, wie auch einige Theile von Kiangsi und Quantong. Einige Nachrichten zählen gegen 8000 einzelne Gebirge.

In den hier aufgeführten Gebirgsketten zeigen sich dann verschiedene höchst sonderbare Berggestalten. Hierunter sind uns verschiedene auf der Reiseroute von Peking nach Canton als sehr merkwürdig beschrieben worden. Besonders bei dem Zusammentreten der Provinz Kiangsi und Quantong fangen sie an die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen.

Schon die Höhe von einigen derselben in der Provinz Kiangsi ist bemerkenswerth, denn außerdem, daß Neuhof vormals überhaupt die Spitzen derselben in Wolken verhüllt sahe, giebt jetzt die Rechnung des Stqunton dem höchsten Theile des Gebirges Meiin über 8000 Fuß.

In der südlich hier anzrenzenden Provinz Quantong bilden dann die Granitberge, zwischen welcher darin entsprungene Pekiang sich ein enges Bett geschliffen hat, auffallende Naturscenen.

Besonders zeichnen sich die wilden Gebirge, welche man beim Herabfahren von Nang-tschon-fou, nach Canton an der linken Seite etwas landeinwärts bei Suitjeen erblickt, auf das merkwürdigste aus. „Sie waren, sagt Neuhof, so wunderlich gebildet, und in so zierlicher Ordnung, als

„ob sie nicht von der Natur entstanden wären, son„dern durch Kunst dahin gesetzt.“ Und so zeigt sie uns die genaue Zeichnung, welche er davon giebt *)

Nicht minder sonderbar ist dann die Bildung der Gebirge eines Theils des weiter gegen Canton hinab gelegenen engen Passes dieses Flusses, worauf uns ebenfalls Neuhof zuerst aufmerksam gemacht hat.

Nachdem die englische Gesandtschaft zwei Tage von Nang-tschon-fou, der ersten großen Stadt im nördlichen Quantong, auf kleinen Fahrzeugen herabgefahren, fand sie sich unter drohenden Granitfelsen. Sie schienen einander berühren zu wollen und die davon hinabgestürzten Blöcke waren kein geringes Hinderniß für die Fahrt. Hier sah sie an den Ufern des Flusses fünf steile Granitfelsen lothrecht aufgerichtet, einer über den andern, als wären sie von Menschenhänden geformt. Die Chinesen nennen sie Ou-ma-tou, d. i die fünf Pferdeköpfe. Neuhof hat uns von diesem Passe eine schöne Zeichnung gegeben.

Die Engländer fanden aber, daß die Gipfel der meisten dieser Gebirge an beiden Ufern des Flusses mit Fichten und mit der Cameline (Camelia sesangua), eine Staude, wovon wir bald zu reden Ge-

*) M. s. das Kupfer.

Gebirgs Pass Provinz Quantong

UNIV. OF WIS.

legenheit haben, besetzt waren, dabei enthielt das Innere von einigen derselben große Steinkohlen-Minen. Diese wurden sehr leicht bearbeitet, da sie mit dem Flusse fast gleiche Höhe hatten, und die Kohlen dann sehr bequem auf dem Flusse konnten ausgeführt werden.

Es wäre aber ein höchst sonderbares Phänomen, wenn man unter ihnen keine Vulkane kennete. Die Werke der Missionäre geben zwar Nachricht von Erdbeben, die sich in China ereignet haben, allein tebender Vulkane erwähnen sie im ganzen festen Lande von China nicht. Auch den neuern Reisenden entgieng diese Sonderbarkeit nicht; der achtsame Barrow bezeugt hierüber seine Bewunderung; indeß sahen diese nur einen geringen Strich des großen Landes. Außer den Vulkanen an den Küsten der östlichen Tatarei, die bereits angeführt sind, zeigen sich nur vulkanische Ueberbleibsel am Ostmeere auf den Inseln von Tschusan (30° 40′ Br.). Es wäre dies also nur eine Fortsetzung der unzählbaren Vulkane dieses Meeres.

Einige Nachrichten behaupten, in der Provinz Schensi finde sich eine Feuerquelle, deren sich die Einwohner zum kochen bedienten. Vielleicht ein Asphalte oder auch ein Gas, das wie unweit Bak oder Bologna stets bei Eröffnung des Bodens flam-

men giebt und sodann benutzt wird. Dies ist vielleicht der Brunnen von Borgoel und Neuhof.

Diese Ansicht des Landes, da sie eine bedeutende Mannigfaltigkeit des Bodens gewährt, deutet zugleich auf eine große Verschiedenheit in der Temperatur und im Klima des Landes selbst.

Die Lage von China zwischen den 41sten und 50sten Breitengraden ließe ein wärmeres Land vermuthen, als uns die Nachrichten der Reisenden angeben. Begreiflich müssen aber die hohen Umgebungen von Tibet und der Tatarei in Westen und Norden die anliegenden Provinzen des Reichs bedeutend abkühlen, und die großen Kettengebirge, die vielen Ströme und Seen bringen eine ähnliche Wirkung für die entfernteren, östlichen und südlichen Theile von China hervor.

Ohne hier weiter auf das zurück zu gehen, was bereits zuvor von dem salpeterreichen Boden der Tatarei, welche an die Provinz Petscheli grenzt, gesagt worden ist, sieht man leicht, daß die nordwestlichen Winde aus diesem gedoppelten Grunde den Chinesen Kälte und Frost zuführen.

Auch erfuhren dies die neuesten Reisenden selbst in einer, der Lage nach wärmsten Provinz. De Guignes fand den Winter in den Provinzen von Quantong und Kiang-si sehr stark; es fror in den gebirgigten Gegenden hart, obgleich dort Zucker

und Talgbäume und andere Produkte der heißen Zone gebauet werden, und unweit der Stadt Canton im December Rosen, Amaranthen, der Jasmin, Tuberosen und andere Blumen in Flor standen.

In den nördlichen Provinzen, z. B. in Petscheli, ist aber die Kälte sehr anhaltend und groß. Die Engländer fanden Fahrenheits Thermometer oft auf Null; De Guignes giebt das Maximum der Kälte in Peking beim Nordwind, also aus der Tatarei, auf 12 Grad geringer an, nämlich auf 9 Grad Reaumur, unter dem Gefrierpunkt; dies mag von der Verschiedenheit der Jahre selbst herrühren. Ebenfalls waren die Gegenden um den See Poyong, obgleich unter dem 28sten Breitengrade gelegen, höchst unfreundlich.

Bestimmte Angaben über die Witterung der tief in Westen liegenden Provinzen hätten uns die Jesuiten geben können, da nur sie vor allen Ausländern bei ihren geographischen Arbeiten unter dem Kaiser Canghi die Erlaubniß hatten, diese Länder zu bereisen.

Was sie uns davon im Allgemeinen angezeigt haben, läßt sich nur aus den Produkten einigermaßen auf das dortige Klima zurückschließen.

Natur-Erzeugnisse.

Bei so ausgedehnter Fläche, bei so verschiedenartigem Boden, unter so abwechselndem Klima sind sicher die Erdprodukte ebenfalls sehr mannigfaltig. Indeß werden wir gleich sehen, daß hier auch verschiedene vorkommen, die diesem Reiche gleichsam ausschließlich anzugehören scheinen.

Wenn wir mit den todten Erdkörpern anheben, so ist, wie fast überall die Natur des Gesteins und Bodens selbst auf eine geringe Anzahl Arten von Mineralen zurückzuführen.

Die Reisebemerkungen des hierauf etwas aufmerksameren De Guignes zeigen, daß im Ganzen auf seinem langen Wege von Peking bis Canton, ein Weg, der sich doch durch fünf Provinzen erstreckt, eine röthliche, also wahrscheinlich eisenhaltige Thonerde das herrschende Fossil war. Zwar zeigte sich zuweilen Sand und kalkartiger Boden, allein beide machten gleichsam nur kurze Zwischenräume gegen obige Erdart aus.

Die Gebirge bestanden oftmals aus Granit, indeß stieß man dennoch auf mehrere Flözgebirge, vom Gewässer ausgespühlte stratificirte Bergmassen, die dann ebendeßhalb gar seltsame Gestalten darboten. Ja es scheint fast, daß ein großer Theil von den zuvor beschriebenen Gebirgen von Melin

und den gleich darauf folgenden lothrechten Felsen, nur aus solchen ausgeschwemmten, ausgewaschenen Säulen bestand.

Auch finden sich in mehreren Provinzen sehr schöne Marmorarten, Porphyr und Jaspis, vorzüglich, so viel uns bekannt ist, in Setschuen, Kouetscheou, Fokien u. a., doch ist dieses schöne Gestein für die Chinesen beinahe verloren; sie wenden es weder bei ihren Gebäuden an, noch viel weniger aber zur eigentlichen Kunst, zur Bildhauerei. Nur in dieser letzten Provinz sieht man in der Stadt Tschun-tschou-fou einen Tempel, dessen Thürme mit Marmor belegt sind. Sonst finden sich höchstens bei einzelnen Kaufleuten und Liebhabern kleine polirte Platten aus den Steinbrüchen von Talifu als Beweise, was man dort benutzen könnte.

Auch feinere Steinarten zeigen sich hinreichend in China, z. B. Lasur (Lapis Lazuli) besonders in Yunnan und Setschuen; von Bergkrystall, der sich in den Gebirgen von Fokien findet, verfertigt man in der Stadt Tschan-tschou-fou, Knöpfe, Siegel und Bilder. Der Rubin soll in den entfernten Provinzen vorkommen.

An Metallen aller Art ist China reich. Eisen, worunter auch Magnet, Blei, Kupfer, Zinn, Quecksilber und Silber, kommen in mehreren Pro-

binzen vor. Yunnan liefert gediegenes Kupfer, aber überdies noch eine Art sehr weißliches Kupfer unter dem Namen Tse-tong, vielleicht ist es indeß mit Galmei und etwas Silber versetzt. Vielleicht ist es das Mineral, welches uns unter dem Namen Tutanego sonst von dort zugeführt ward; es ist nur ein ruinirter Zink als der unsrige. Ein bedeutendes Silberwerk ward vormals in Huquang bearbeitet.

Daß China wichtige Goldwerke haben könnte, bezeuget das Waschgold, welches mehrere Flüsse, vorzüglich in Setschuen und Yunnan, liefern. Auch sind einige Goldbergwerke wirklich bearbeitet worden, allein schon der Kaiser Canghi hintertrieb diesen weiteren Bergbau, weil die Regierung es dem Ackerbau schädlich hielt, auf die Weise viel edles Metall in Umlauf gebracht zu sehen.

Einigen Nachrichten zufolge soll indeß die Regierung in den westlichsten Provinzen, Gruben von beiden Metallen für sich bearbeiten lassen.

China hat die Natur auch nicht in dem für den Haushalt des Menschen wichtigsten Mineral vernachlässigt; es finden sich viele Salzquellen, und die südlich am Meer gelegenen ziehen Salz aus dem Seewasser.

Wir dürfen hier aber zwei Erdarten nicht übergehen, wodurch China vormals so berühmt und dem

Auslande so kostbar war, und die noch jetzt einige Millionen seiner Einwohner ernähren; dies sind die Hauptbestandtheile seines Porcellans, der Kaolin und Petuntse. Der erste ist ein Porcellan-Thon, der etwa 3/4 Kieselerde und 1/4 Thonerde enthält; der Petuntse hingegen, ein Granit, dessen Feldspath in Verwitterung geht. Beide Materien nähern sich mit einander, da der Feldspath selbst viele Thonerde enthält, und der Porcellanthon auch Kieselerde. Eine dritte Stein- oder Erdart, welche zu einem theurern Porcellan angewandt wird, nennt der Pater d'Entrecolles (er hat uns den umständlichsten Bericht über die Porcellanfabriken der Chinesen beim Du Halde geliefert) Hoasche. Sie wird statt des Kaolins genommen, und soll eine Art Topfstein seyn; auch jene beiden Hauptsubstanzen, da sie in verschiedenen Provinzen gegraben werden, weichen sicher häufig von einander in ihren Elementartheilen ab; sie sind oftmals kalkartiger oder kieselartiger, woraus denn die Verschiedenheit der Güte des chinesischen Porcellans entspringt. Das aus der Provinz Kiangsi, besonders aus dem großen Porcellandorfe King-te-ching, welches gegen eine Million Menschen enthalten soll, die größtentheils Porcellanarbeiter sind, wird dem meisten übrigen vorgezogen. Jene beide Substanzen werden nicht weit von dieser großen Ortschaft,

an den Grenzen der Provinzen Kiangsi und Kiangnan unweit dem Dorfe Kiuwen gegraben, und zu Wasser nach der großen Porcellanfabrik gefahrt. Freilich ist der Absatz in den übrigen Welttheilen, der hohe Tribut, welchen ganz Europa vormals China für sein Porcellan zollte, als unsere Fürsten noch ganze Cabinette davon zu erstaunlichen Preisen sammleten und unsere Tafeln damit prunkten, unendlich vermindert, seitdem der Erfindungsgeist eines Deutschen, des dadurch mit Recht zum Baron erhobenen von Böttchers 1706 zuerst ein röthliches Porcellan zu Stande brachte, das bereits drei Jahre darauf in gutes weißes Porcellan verwandelt ward, und wovon man 1710 die erste Porcellanfabrik in Meißen anlegte. Dennoch erhält sich noch jetzt das Porcellan der Chinesen, sowohl wegen seiner schönen, feinen weißen Masse, als besonders wegen der außerordentlichen Größe einiger ihrer Gefäße, als ein treffliches Kunstprodukt.

In China kennt man den Namen Porcellan nicht, ja der Chinese könnte ihn nicht einmal aussprechen; er nennt es Tse-ki, und der Nahme Porcellan soll ihm von den sehr früh dorthin handelnden Portugiesen beigelegt seyn, da bei ihnen eine Schale oder Becher Porcellana benannt wird. Indeß nennen sie jetzt selbst das Porcellan Loca,

Es bleibt indeß merkwürdig genug, daß man sogar in China selbst das Alter der Erfindung des Porcellans nicht angeben kann. In jenem berühmtesten Orte für diese Fabriken, woselbst sich nach der Angabe des Jesuiten d'Entrecolles zu seiner Zeit 3000 Porcellan-Oefen befanden, könnte man eben so wenig als in den ihm nahe gelegenen Städten Fouleang oder auch in der großen Stadt Faatschou die mindeste Nachricht auffinden, wann und von wem diese wichtige Kunst erfunden sey. Dennoch ist es ein Gesetz, daß jede Stadt, ja jede bedeutende Ortschaft des Reichs in einem eigenen, stets fortdaurenden Archive oder einer Chronik jedesmal alles genau anzeige, was sich dort in jedem Monat zugetragen hat. Selbst merkwürdige Familien-Ereignisse und Thaten einzelner Personen dürfen nicht übergangen werden. Aus diesem gänzlichen Mangel einer archivalischen Nachricht einer so wichtigen, den Unterhalt mehrerer Millionen betreffenden Sache, hat der berühmte Gegner der Chinesen, der Hr. v. Paw geschlossen, das Porcellan sey nicht in China erfunden, sondern durch irgend ein anderes Volk Asiens dorthin gebracht. Denn daß wir Europäer den Chinesen diese Erfindung nicht zugeführt haben, ist gewiß genug. Sey dies indeß, wie ihm wolle, dies sonderbare Volk hatte diese Kunst stets zu einer bewundernswürdigen Vollkommen-

heit gebracht, als wir Europäer mit ihm bekannt wurden. China hat noch jetzt, wie gesagt, besonders darinn lange vor uns den Vorrang gehabt, daß man dort Vasen von drei Fuß Höhe zusammen zu fügen verstand, ja daß man sogar halb durchsichtige große Schiffslaternen aus einem einzigen Stücke verfertigte, wie dies der Pater d'Entrecolles als Augenzeuge angiebt. Bei so außerordentlichen Arbeiten gehen freilich sehr viele Proben zuvor verloren, und verschiedene Regenten von China haben die äußersten Anstrengungen selbst durch tyrannische Mittel hervorzubringen gewußt, um ihrer thörigten Eitelkeit Genüge leisten zu lassen. Einer dieser Tyrannen befahl einige große Stücke Porcellan zu Stande zu bringen, von welchen er die Muster gesandt hatte. Da die unglücklichen Arbeiter, nachdem sie deshalb viel vergebliche Versuche gemacht und das Ihrige aufgeopfert hatten, sich auf die grausamste Art fortdauernd angehalten sahen, für den Tyrannen das Unmögliche möglich zu machen, stürzte sich ihr Oberhaupt aus Verzweiflung in den glühenden Porcellan-Ofen. Er ward augenblicklich verzehrt, und das verlangte Porcellan, so erzählt der Aberglaube, kam in Vollkommenheit aus dem Ofen! Der Märtyrer wird noch jetzt eben so angebetet, als der Gott des Porcellans, der Pousa.

Nach dieser Abschweifung verlassen wir die todten Produkte, um zu dem Merkwürdigsten des Pflanzenreichs überzugehen.

Wäre es nicht schon zweckwidrig, so wäre es doch unmöglich, eine chinesische Flora aufzustellen, denn wer schrieb sie, und wer könnte sie bei der Unbekanntheit des größten Theils des Binnenlandes schreiben? Das wenige, was uns in ältern Zeiten Boym, Parennin und Petiver davon lieferten, ist nur ein Zeugniß mehr, was für Schätze dort für den Botaniker verborgen liegen.

Hier nur die dem Chinesen wichtigsten Pflanzen, sei es zur Nahrung oder zu sonstigen Bedürfnissen.

Diesen mögen dann einige Merkwürdigkeiten folgen, wodurch sich, so viel wir wissen, die dortige Flora vor der der übrigen Länder auszeichnet.

Unter den großen Ernährungsquellen stehen in China, wie überall bei kultivirten Völkern, die Gras- oder Getreidearten oben an, und davon nimmt wiederum der Reiß die oberste Stelle ein. Kein Volk der Erde ist mehr abhängig vom Reißbau als die Chinesen. Der Reiß ist bei ihnen alles; der gekochte Reiß ist ihnen nothwendiger, als Brodt.

Alle Mahlzeiten tragen daher den Nahmen vom Reiße; das Frühstück nennen sie Tsau-fan, wörtlich, das Morgenreiß, Ouan-fan das Abend-

essen, wörtlich, der Abendreiß, und Tsche-fan heißt überhaupt jede Mahlzeit, wörtlich, Reiß-essen.

Es werden daher auch einige Bemerkungen über den Anbau einer Kornart, welche fast ganz allein über 100 Millionen Menschen ernährt, hier nicht am unrechten Orte stehen.

Der Reiß, Oryza, (Hexandr. Digyn. L.) hat, nach Loureiro's Cochinchinesischer Flora, vier verschiedene Abarten, welche höchst wahrscheinlich alle mit einander auch in China gebauet werden.

Die wichtigsten Unterschiede dieser Arten in Rücksicht des Anbaues sind die, welche einen nassen und die, so einen trocknen Boden erfordern. Der schwedische Schiffscapitain Eckeberg hat uns über den Reißbau der Chinesen folgende Belehrung mitgetheilt.

Die Lage des Bodens bestimmt in China die Art des Reißes. Canton und überhaupt solche Gegenden, welche dem Meere nahe gelegen, durch die Ebbe und Fluth bewässert oder auf andere Weise durch Flüsse und Seen feucht erhalten werden, bedürfen weniger Achtsamkeit beim Reißbau. Man theilt die Reißfelder der Ufer durch breite Gräben, welche man dann, um zu verhüten, daß die Ueberschwemmungen die Erde nicht fortreisse, mit Cypressen ein-

faßt. Hiedurch entstehen Alleen, die durch das Ineinandergreifen der Baumwurzeln, dem Erdreich Festigkeit, und dem Auge einen schönen Anblick gewähren.

Die Erde selbst ist dort ein ziemlich fester Thon, und da dieser fast eine doppelte Ausbeute gegen sonstige Ländereien giebt, so düngt man sie mit besonderer Sorgfalt.

In diesen Küsten-Provinzen zeigt sich die Achtsamkeit der Chinesen für den Reißbau auf eine merkwürdige Art. Die Flüsse bilden nämlich bei ihrem Einmünden ins Meer, z. B. in der Provinz Fokien bei Emouy weite, sonst unbenutzte Flächen; auf diese legt der Chinese große Flöße, bedeckt letztere mit Matten, über welche er dann eine starke Lage Erde bringt und hierin den Reiß pflanzt. Zwar leiden diese schwimmenden Felder mahrmals bei starker Veränderung des Windes; da sie indeß fortdauernd von unten bewässert und daher außerordentlich einträglich sind, so überwiegt dies dennoch jene Unfälle.

Sie bedienen sich zur Bestellung des Ackers theils eines sehr einfachen, nur von einem Ochsen gezogenen Pfluges, theils der Hacke. Alles kommt hiebei darauf an, die alten Reißstoppeln als Dünger wiederum unter die Erde zu bringen. In einigen Provinzen giebt es auch Sämaschinen.

Da der Reiß so viel Wasser bedarf, und die Jahrszeiten hier wie bei den Tropenländern sich in nasse und trockne theilen, so suchen sie diesen Wechsel der Witterung auf das genaueste zu benutzen.

Um dem Reiße ein desto schnelleres Wachsthum zu geben, werfen sie ihn zuvor in Mistwasser, das mit etwas Kalch versetzt ist. Sodann wird ein kleiner Fleck Landes von etwa 60 Quadratfuß stark gedünget, und sehr dicht mit dem eingeweichten Reiß besaamet. Sobald er anfängt zu keimen, werden die jungen Pflanzen ausgehoben und in ein gut bewässertes Land gesetzt. Der Chinese scheuet überhaupt bei diesem Anbau die Feuchtigkeit nicht; gewöhnlich sieht man ihn dabei bis über die Waden im Schlamme.

Im Herbst, da das Erdreich durchnäßt ist, ackert man das Land um, und später gegen den December wird es besäet. Die Kälte verhindert alsdann die zu starke Verdünstung der Feuchtigkeit, und so wird der Reiß bereits im April geerndtet. Gleich nach der Erndte wird das Land abermals bearbeitet und gedüngt. Im Mai oder gegen den Junius fällt die zweite Saat, aber nur gegen den September die neue Erndte. In den noch heißern Ländern Asiens, z. B. in Indostan, darf man, der genauern Anzeige des Herrn le Goux de Flaix zufolge, auf

drei, ja wohl gar auf vier Reißerndten in einem Jahre rechnen.

Ebenfalls scheint ein sehr bedeutender Unterschied in Ansehung der Einträglichkeit des Reißes, je nach den Ländern, zu herrschen. Barrow giebt den Reiß in China nur für 25 bis 30fältig an; Eckeberg sagt hingegen, er trüge hundertfältig, nämlich 100 Körner von einem Saamenkorn. So bedeutend letzteres nun uns auch dünken möchte, so ist dies dennoch nur ein geringes gegen die Angaben von le Gour. In Indostan giebt nämlich ein einziges Korn 7 bis 8 Stämme oder Halme; ist man nun achtsam genug, daß die Reißpflanzung fortdaurend hinreichendes Wasser hat und daß dies Wasser nicht faul, sondern stets erfrischt wird, so bringen diese mehrere Aehren von 50 bis 70 Körnern, so, daß der volle Ertrag bis auf 600 steigt.

Die Höhen benutzen die Chinesen auf die Art zum Anbau, daß sie sie stufen- oder terrassenmäßig abtheilen, von etwa 6 Fuß Höhe jede Terrasse, und jede derselben dann mit Bäumen einfassen. Auf die Weise kann der Regen die Saat nicht herabschwemmen, und die Bäume schützen zugleich vor zu starker Sonne und heftigem Wind. Um diese hochgelegenen Terrassen, wenn es nöthig wird, zu bewässern, bedient man sich eines Wasserrades, das unsern sogenannten Paternosterwerken ähnlich ist.

Mehrmal wechselt man, besonders in trocknern Ländereien mit andern Kornarten ab, bald mit unserm Korn, bald mit Hirse oder auch mit kleinen Bohnen oder auch Pataten. Brach läßt man indeß das Feld niemals liegen. Kaum einen Monat, sagt Eckeberg, gönnt man jenen Terrassen Ruhe. Dafür ist der Chinese dann auch auf eine kaum glaubliche, ja oftmals äußerst lästige, und dem Fremden höchst widrige Art auf allen Dünger gesteuert. Den Urin bewahrt er so wie jeden andern thierischen Auswurf in großen irdenen Gefäßen auf. Ueberall sieht man Greise und Kinder, welche in kleinen Körben Mist aufleſen. Die Bedienten der englischen Gesandtschaft fanden sich mehrmals in einer höchst unangenehmen Lage, da ihnen stets einige Chinesen auf jedem Schritt folgten, und sie gerade dann am wenigsten verließen, wenn der Anstand sie jede Gesellschaft meiden hieß. Aus eben diesen Gründen sieht man besonders auf der Landstraße, unweit der Stadt Canton von Peking her, eine lange Straße von geheimen Gemächern stets offen stehen, um die Reisenden einzuladen. Weniger widrig, aber sonderbarer ist folgende Art der Oekonomie des Düngers. In China lassen sich alle Mannspersonen den Kopf fast durchaus kahl scheeren; nur ein einziger Strang von Haaren bleibt am Hinterkopfe stehen. Daher ist das Heer der Bar-

biere fast zahllos. Das Haar ist aber, wie die Chinesen behaupten, ein trefflicher Dünger. Jeder Barbier führt deshalb einen eigenen Sack zum Einsammlen des abgeschornen Haares. Nun giebt es in China bedeutende Mist- oder Düngerhändler im Großen; sie ziehen mit ihren Barken überall, zum Abscheu der Ausländer, in jeder Tageszeit umher; an diese wenden sich jene Einsammler alles thierischen Auswurfs und der Schweineborsten, wie auch die Barbiere.

Sowohl das Korn als der Reiß wird auf ähnliche Weise wie bei uns geschnitten, jedoch der Reiß mit Handsicheln oder krummen gezähnten Messern. Man drischt die Kornarten wie bei uns, allein um den Reiß auszuhülsen giebt es eigne Maschinen, sehr einfache Mühlen, die unsern Stampfmühlen ähnlich sind. Ueberdies bedienen sich viele Chinesen nur eines starken topfähnlichen steinernen Gefäßes, in welches eine hölzerne Stampfe paßt, die vermittelst eines Hebels, mit dem Fuße darauf zu treten, in Bewegung gesetzt wird *).

Die große Bevölkerung von China, oder wenigstens einzelner Theile des Reichs, und der sehr ungleiche, mit vielen Bergen und Seen bedeckte Bo-

*) In Macartnay's Reise findet sich hievon eine Zeichnung.

den, muß der Regierung jede Art des Landbaues sehr wichtig seyn lassen. Daher bauet man nicht nur die meisten unserer Kornarten, und viele Hülsenfrüchte und mehrere andere Vegetabilien, wovon wir sogleich reden werden, man sucht auch zugleich den Ackerbau auf die ehrenvolleste Art auszuzeichnen und dazu zu ermuntern. Mag immerhin das dort so berühmte Fest des Ackerbaues anjetzt eine sehr herabgesunkene Ceremonie seyn, die Idee davon war zweckmäßig und daher klug.

Im Frühlinge läßt der Kaiser durch seine Astronomen, eigentlich Astrologen, den Tag bestimmen, der zu dieser Volksfeierlichkeit glücklich seyn wird. Der Kaiser sowohl als die Großen des Reichs bereiten sich sodann durch dreitägiges Fasten und Beten auf das Fest. An dem wichtigen Tage selbst wird hierauf eine Kuh geopfert. In einigen Gegenden des Reichs führt man ein ungeheures, aus Thon verfertigtes Bild einer Kuh mit vergoldeten Hörnern umher. Ihr folgt ein kleines Kind, das nur an einem Fuße einen Schuh trägt, mit dem zweiten aber bloß gehet. Es soll den Schutzgeist des Ackerbaues andeuten, und schlägt stets auf das Bild, als treibe es die Kuh. Diese ist mit ähnlichen kleinen Figuren angefüllt. Die große Kuh wird zerschlagen und die kleinen Bilder theilt man unter das Volk aus.

In der Hauptstadt sendet der Kaiser am Abend vor dem Feste 12 von ihm zu seiner morgenden Begleitung auserwählte Große des Reichs zu den Gräbern seiner Vorfahren, und läßt ihnen, unter Bezeugung der tiefsten Ehrfurcht, als wären sie noch am Leben, kund thun, er werde morgen das große Fest begehen.

Am folgenden Festtage begiebt sich der Monarch nebst seinem Hofstaat in Ceremonienkleidern an den zum Pflügen bestimmten Ort. Hier bringt er zuerst dem Gott des Landbaues ein feierliches Opfer, worauf ihm sodann ein lackirter Pflug, bespannt mit Ochsen, deren Hörner vergoldet sind, gegeben wird. Er pflügt und besäet hierauf ein kleines Stück Feld, und die von ihm gewählten Prinzen und ersten Mandarinen folgen ihm hierin nach.

Dieses kleine Feld wird als heilig angesehen, und das davon erhaltene Korn sorgfältig zum Besaamen aufbewahrt.

Daß in einem Lande, woselbst, wie wir bald sehen werden, der Monarch fast für ein überirdisches Wesen gilt, in einem Lande, das zugleich wegen Ueberbevölkerung einzelner Provinzen nur zu oft die fürchterlichen Folgen eines unglücklichen, unfruchtbaren Jahres gefühlt hat, woselbst man daher den Ackerbau durch seinen Kaiser zur ersten Stufe der Ehre erhoben glaubt, ein solches Fest und ein

solches Beispiel von höchster Wichtigkeit werden muß, ist unleugbar.

Nach dem Kornbau ist dann diesem Reiche kaum etwas so wichtig als die Theepflanzung. Zwar gewährt der Reiß dem Chinesen gleichfalls ein Getränk, den sogenannten San-tschou, ein starkes Wasser oder schlechter Branntwein, vornehmlich aus Reiß nebst einem Zusatz von Anis und Knoblauch, allein dieses widrige Getränk ist weder allgemein und viel weniger für den ausländischen Handel.

Der Thee (Thea; Polyandr. monogyn Linn.) dient dagegen nicht blos zu einem eben so allgemeinen Getränk als in Europa das Bier und der Wein, er ist zugleich das große, vorzüglichste Handelsprodukt, wodurch der Chinese jährlich Millionen edler Metalle aus der Fremde in seine Heimat hineinlockt. Linné behauptet, der uns von dort zugeführte Thee komme von zwei verschiedenen Pflanzenarten, von dem Thee mit sechsblätterigen Blumenkronen (Thea flor. hexapet.) und mit 9blättrigen Blumenkronen (Th. fl. 9 petalis). Lettsom und Sonnerat bezeugen hingegen ausdrücklich, aller Thee, welcher in unserm Handel vorkommt, gehöre zu ein und derselben Art; nur die Zubereitung und die Verschiedenheit der Blätter gäbe bald Theebou, bald grünen, bald Saothon (Sutschun) Thee.

Und dies scheint deshalb entscheidend zu seyn, da Sonnerat ein guter Botaniker war, und selbst anzeigt, er habe überhaupt dort 6 verschiedene Arten von Thee angetroffen; allein von allen diesen werde nur eine Art in China gebauet. In andern südöstlichen Ländern Asiens, z. B. in Cochinchina und Japan, mag man, wie wir künftig sehen werden, auch eine der übrigen Arten benutzen.

Dem Du Halde zufolge sind die Blätter des Thees, wovon wir den grünen Thee erhalten, länglichter und spitzer, als diejenigen, wovon wir den braunen oder Theebou bekommen; diese haben eine rundlichere Form. Bei beiden Varietäten stehen die Blätter wechselsweise und sind stumpf gezähnt.

Der Thee, die Chinesen nennen ihn in den meisten Provinzen Tscha, bei den Japanern Tsia, ist ein Strauch, oder, wenn man will, ein kleiner Baum, welcher, wenn er nicht beschnitten wird, gegen 12 Fuß hoch wird. Die weiße Blüthe öffnet sich vom October bis zum Winter hin, und hat einige Aehnlichkeit mit der wilden Rose, ist aber ohne Geruch. Ihr folgt eine runde Frucht von der Größe einer Schlehe, welche aus zwei, gewöhnlicher aus drei an einander gewachsenen Kapseln besteht; jede derselben schließt einen Kern in sich, woraus die Chinesen ein Oel pressen.

Der Theebaum wird durch den Saamen fortgepflanzt, man säet ihn in eigenen großen Pflanzungen; in Japan dient er indeß besonders als Befriedigung der Felder.

Der Boden wird aber zuvor stark gedüngt. Uebrigens ist der Thee von einigen südlichen Provinzen, besonders von einigen Gebirgen, z. B. denen in Kiang-nan in China ganz vorzüglich. In Japan ist aber der Thee des Gebirges der Landschaft Udsi von so vorzüglichem Werthe, daß er ausschließlich für den kaiserlichen Hof bewahrt wird.

In den zwei ersten Jahren läßt man den jungen Bäumen alle Blätter. Nach dem dritten bis gegen das siebente Jahr, da die Stämme dann zuletzt abgehauen werden, damit sie von neuem ausschlagen, sammtet man die Blätter zum Verbrauch.

Dem trefflichen, für seine Zeiten nicht hinreichend geschätzten Deutschen, Kämpfer, verdanken wir zuerst eine sehr genaue Nachricht und Abbildung von dem Thee der Japaner. Er hat uns zugleich mit dem wundervollen Ursprunge dieses göttlichen Krauts bekannt gemacht.

Darma, ein König der Hindus und großer Heiliger, wanderte im Jahr 519 nach China, um dort die Religion des wahren Gottes zu lehren, und das rohe Volk zur Tugend zu führen. Hiezu war es ihm aber nicht hinreichend, sie täglich durch Pre-

digten zu unterrichten, er wollte ihnen zugleich an sich selbst ein Beispiel großer Enthaltsamkeit, Bändigung der Leidenschaften und Selbstverläugnung geben. Er entzog sich deshalb die Annehmlichkeiten des Lebens, brachte Tag und Nacht in Gebet und Betrachtung Gottes und seiner Werke zu und that, um hierin ungestört Vollkommenheit zu erreichen, ein Gelübde, sich gänzlich des Schlafes zu enthalten. Jedoch, der Geist ist stark aber der Leib ist schwach, wie erschrak Darma, als er nach vielen im Gebet durchwachten Nächten endlich vom Schlaf überwältigt ward, und nun erwachte. Entrüstet sein Gelübde gebrochen zu haben, strafte sich der heilige Mann, um jeden Rückfall unmöglich zu machen, beraubte sich der Augenlieder, und warf sie zornig gegen die Erde. Aber der Himmel belohnte diese heilige Wuth! diese Augenlieder faßten sofort Wurzel in dem Boden, und siehe da! vor den Augen des erstaunten Darma's war plötzlich der Theebaum daraus hervor gewachsen! Begierig genoß der Heilige seine Blätter, und fand sich geheilt und wunderbar gestärkt. Mit neuen Kräften beseelt verkündigte er dieses Wunder seinen Schülern. Der Thee, welchen man von nun an durch das Zeichen der Augenbraunen (des Darma) in der Schriftsprache aufnahm und ausdrückte, ward von dieser Epoche das wichtigste Heil- und

Stärkungsmittel, die Universalmedicin des großen Volks.

Kämpfer giebt uns eine genaue Nachricht über die Benutzung des Theebaums und die Zubereitung der Blätter. Auf das erste, auf das Einsammlen beruhet sehr viel, sowohl in Ansehung der Zeit als der Methode. Einige Pflanzer lassen jährlich dreimal die Blätter einsammlen, und die erste Lese fängt mit dem Februar oder März an. Zu dieser Arbeit werden aber eigene Leute gedungen, denn es liegt sehr viel an der Wahl der Blätter und an Genauigkeit und Reinlichkeit im Pflücken. Man erlaubt aber dem Theeleser nur mit Handschuhen die Blätter zu pflücken. Ja in Udsi müssen sie sich sogar dazu einige Wochen zuvor der Fischspeisen enthalten, weil sonst der Athem den Blättern nachtheilig seyn soll. Während der Lese selbst waschen sie sich überdies mehrere Male.

Jedes Blatt wird, für die guten Theesorten, einzeln gebrochen; nur bei dem groben Thee nimmt man es nicht so genau. Dennoch sind diese Einsammler so geübt, daß ein einzelner Mensch wohl 9 bis 10 Catti (der Catti etwa 1 Pfund 4 Unzen) täglich zu pflücken versteht.

Die Blätter der ersten Monate sind äußerst zart und nicht zahlreich. Diese geben den schönsten Thee; er ist in Japan so theuer, daß ihn nur, wie

Kämpfer sich ausdrückt, Fürsten bezahlen können. Dies ist der sogenannte Kaiserthee, oder Blumenthee; denn es ist falsch, daß dieser aus den Blüthen des Theebaums bestände. Er mag den Nahmen wohl daher erhalten haben, weil viele der jungen Blätter, da sie noch nicht völlig entwickelt sind, knospenartig erscheinen, die Blüthen selbst werden aber nie zum Thee gepflückt.

Die zweite Lese, welche im April fällt, giebt bereits stärkere Blätter, also einen minder feinen Thee. Indeß wird dennoch nach dem Einsammlen eine Wahl unter den Blättern angestellt, da dann die feinern, jungen, jenem Kaiserthee dem Preise nach nahe kommen, die übrigen aber wiederum in verschiedene Klassen getheilt werden.

Die letzte Lese dauert nun mehrere Monate hinter einander. Diese giebt sodann den schlechten, überall getrunkenen Thee. Die allergröbsten Blätter benutzen aber die Chinesen und Japaner nicht mehr zum Getränk, sondern um seidene Zeuge damit caffeebraun zu färben.

Nach dem Einsammlen des Thees folgt das Rösten und Bereiten. Hiezu wird eine Reihe, drei Fuß höher Oefen mit eisernen Platten erfordert. Der Röstmeister wirft die Theeblätter, je nach ihren verschiedenen Gattungen, nachdem sie zuvor eine halbe Minute in kochendes Wasser gethan worden,

auf die vom gelinden Feuer erhitzten Platten, läßt sie dort bis er sie knistern hört, und sieht, daß sie anfangen sich zusammen zu kräuseln. Dann bewegt er sie schnell hin und her, um sie sodann mit einer breiten Schaufel auf einen großen, in der Nähe stehenden Tisch zu schütten. Mehrere um den Tisch sitzende Personen nehmen diese Blätter und rollen sie mit vieler Vorsicht, so, daß die Blätter nach einer Richtung zusammen gerollt erscheinen. Bei diesen Operationen schwitzt der Thee stark, er läßt einen gelben Saft fahren, der sehr narkotisch ist und leicht schädliche Schwindel hervorbringt. Eben wegen dieser bösen Eigenschaft ist der frische Thee überhaupt sehr schädlich; man trinkt nur Thee von Blättern, die ein Jahr lang fertig zubereitet gestanden haben. Sobald die Blätter erkalten, werden sie von neuem den Röstmeister übergeben, der dann das Feuer nun gemäßigter hält, und den Thee schneller auf den Pfannen umwendet. Dieses Rösten wird mehrmals wiederholt. Es ist eine den Arbeitern empfindliche Operation, da die Hände wegen des ätzenden Saftes sehr leiden, und sie erfordert große Vorsicht, indem ein einziger Grad zu starker Hitze den Blättern ihre grünliche Farbe, und zugleich Kraft und Geruch benimmt. Die auf diese Art zu schwarz gedörrten Blätter können nur zu einer besondern Art von Thee mit benutzt werden,

der übrigens eigens hiezu über stärkerm Feuer bereitet wird und den Nahmen Pulverthee, Ficki, führt, weil er vor dem Gebrauch zu Pulver zerstoßen wird.

Nach diesem Zubereiten wird dann der Thee in große zinnerne, und der beste für das Binnenland selbst, in Porcellan-Vasen aufbewahrt. In Japan ist man auch hierin äußerst vorsichtig. Den besten, oder den Kaiserthee, verwahrt man nur in großen, sehr seltenen und theuren Gefäßen von altem Porcellan, welche dort Töpfe von Maatsubo, einer Insel, die nachmals beim Erdbeben untersank, benannt werden.

Alles kommt aber hiebei darauf an, daß die Luft nicht zu dem Thee eindringen, und sein feiner Geruch und dessen begeisternde Kraft verfliegen kann. Daher dann wahrscheinlich die große Lobeserhebung des dortigen Thees, das Rühmen seiner erfrischenden, belebenden Kraft, welche bei dem weiten Transport nach Europa großentheils mag verlohren gegangen seyn. Besonders soll ihm die Seeluft und die ihr anhängende Feuchtigkeit, seine Vorzüge und den feinen Geschmack rauben. Der sogenannte Caravanen-Thee, den wir über Land von den Russen erhalten, steht deshalb nicht ohne Grund in so hohem Preise.

In Chiza muß es indeß noch eine feinere Sorte Thee geben. Der Kaiser beschenkte nämlich den englischen Gesandten mit Thee in Kugeln zusammen gebaut, die aus der südlichen Provinz Yunnan kamen. „Diese Sorte Thee, sagt Staunton, war vermittelst eines klebrichten Safts, der ihm aber nichts „von seinem Geruch entzog, in Klumpen zusammen „gebäut; er wird gar nicht ausgeführt und gilt hier „zu Lande für das Köstlichste. Aber sey es die „Macht der Gewohnheit oder die Schuld unserer „Organe, sie wollte keinem von uns so gut schmek„ken, als die andern Sorten."

Man benutzt in China den Thee hauptsächlich, wie bei uns durch Aufguß; in Japan wird er hingegen zerrieben, und in jede Tasse etwa eine Messerspitze von Theepulver geschüttet, dieses breiartige Gemisch schlürft man dann hinunter.

Von dem feinsten Thee, den Kämpfer am Kaiserlichen Hofe in Japan erhielt, ward diese einzelne Tasse auf mehr als 1 Dukaten geschätzt. „Laß „es Dir gut schmecken," sagte der Hofpage, welcher ihm die Tasse reichte, „denn jede Tasse kostet ein Itzebo (1 1/4 Dukaten).

Wie die Kalmucken und ihre nahen Verwandten, die Mongolen, den Kuchen- oder Ziegelthee trinken, sahen wir bereits früher.

Die Chineſen, und beſonders Japaner, genießen den Thee ohne andern Zuſatz. Doch ſetzte man zu Neuhofs Zeiten (1655) Milch zu wirklich gekochten Theeblättern. Auch findet man in Japan bei der ärmern Volksklaſſe, beſonders bei dem Landmann, Keſſel, in welchen Thee in einem Korbe hängt, und ſo über dem Feuer kocht. Hieraus ſchöpft dann ein jeder, der zur Familie gehört, um ſeinen Durſt zu löſchen, und trinkt ihn kalt oder warm.

So ſtark iſt, Gott ſey es Dank, freilich der Gebrauch dieſes Krauts in Europa noch nicht; indeß iſt es doch ſicher nicht ohne Betrübniß zu bewundern, wie ungeheuer die Verſchwendung unſers Welttheils hierin anjetzt wirklich iſt.

Die Portugieſen lehrten ihn uns zuerſt kennen; doch ſoll er nicht vor Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Europa, und zwar durch die Holländer, eingeführt ſeyn. Die holländiſch-oſtindiſche Geſellſchaft ſuchte auch dieſen Artikel zu einer Goldgrube zu machen, und beſoldete daher einige dortige Aerzte. Boutekoe führte den Zug der Lobpreiſer an, und nun ward der große Kampfplatz für und wider den Thee eröffnet. Mundinus, Pechlin, Gehima, Waldſchmidt, Detharding, James, Conthier, Andronicus und wohl mehr als ein halbes Hundert lobten, beſangen oder tadelten und verwünſchten den Thee. Dem Kaiſer Kion-

tsong verzeihet man seine Lobgedichte auf den Thee als Regenten von China und in so fern als ersten Handelsmann*) des Reichs. Duncan machte aber vorzüglich auf die traurigen Folgen aufmerksam, welche die Masse des hiebei eingeschlürften warmen Wassers erzeugen werde.

Da die frischen Blätter, wie es selbst die Chinesen und Japaner bei dessen Zubereitung erfahren, ätzend sind und die Haut anfressen, da die Ausdünstung des Thees narkotisch ist, und böse Schwindel erregt, so ist es unleugbar in seiner vollen Stärke ein der menschlichen Natur widriges, giftiges Kraut.

Haben wir indeß nicht, daß der Manihot, obgleich er, frisch genossen, ebenfalls zu den giftigsten Pflanzen gehöret, dennoch seine böse Eigenschaft durch Zubereitung ablegt und sodann dem Menschen eine gesunde Nahrung gewährt?

Mag daher der durch Feuer und Wasser geläuterte Thee von jenen starkwirkenden Kräften gerade nur so viel behalten, um die Lebensgeister zu erfrischen und den Menschen zu erheitern. Auch findet man sich nach starker Ermüdung, nach heftigen Bewegungen allerdings durch einige Tassen guten Thee wirklich erquickt, ja nach zu viel genossenen starken

*) M. s. seine Beschreibung von Moukden.

Getränken scheint er ebenfalls das Blut zu beruhigen und den Kopf zu erleichtern.

Dagegen wirkt er allerdings bei empfindlichen Personen zu heftig auf die Nerven; er macht schlaflos und erregt, stark getrunken, Zittern der Glieder. Dies ist besonders der Fall, sobald man ihn rein trinkt, ohne Zusatz von Milch, oder ohne sonst etwas dabei zu genießen.

Der Thee hat zugleich eine sehr zusammen ziehende (adstringirende) Kraft, auch giebt er mit Eisenvitriol eine Dinte. Die Schädlichkeit der Kräfte des Thees hat in unsern Tagen besonders der berühmte Professor White in Edinburg, durch genaue Versuche dargethan; sie sind desto entscheidender, da er, selbst ein Liebhaber dieses Tranks, hoffte das Gegentheil beweisen zu können; denn er glaubte, daß die Beschwerden, welche er nach dem Genuß des Thees selbst empfand, z. B. Schwindel, nur dem warmen Wasser würden zuzuschreiben seyn. Er bemerkt, daß der Thee bei Kindern, die nicht daran gewöhnt sind, eine wilde Lebhaftigkeit hervorbringt, daß er das Gesicht ungewöhnlich roth macht und einen vollen heftigen Puls erregt; Schlaflosigkeit erzeugt, auf welche sodann ein tiefer Schlaf folgt, der Tages darauf eine Schwere im Körper zurück läßt.

Um nun bestimmt die Wirkung des Thees angeben zu können, suchte er sie mit der, verschiedener heftiger, besonders narkotischer Vegetabilien zusammen zu stellen. Diese waren: das Lorbeerkirschwasser (des Lauro cerasus, wodurch sich der unglückliche Goldmacher Pryce vergiftete) das Opium und der Fingerhut (Digitalis L.). Außerdem machte er auch Versuche mit andern Aufgüssen, z. B. mit dem Aufguß von Cantharіden.

Da mehrere giftige Substanzen heftiger und geschwinder auf kaltblütige Thiere, als auf Quadrupeden und Menschen wirken, so wählte er zu diesen Versuchen den Frosch. Er machte eine Oefnung durch die Haut und die Bauchmuskeln an 12 Fröschen, und spritzte bei den verschiedenen Individuen gleiche Quantitäten des Aufgusses von jenen drei oben genannten Substanzen ein. Da zeigte sich dann, daß die so behandelten Frösche von dem Aufgusse des Thees eben so schnell starben, als durch das Opium, den Kirschlorbeer und den Fingerhut. Dr. White hält daher den Thee eben so schädlich, als jene Gifte.

Er machte nun gleichfals ähnliche Versuche mit dem schwarzen oder Sanschang-Thee, und fand, daß diese nicht völlig so gefährlich ausfielen; diese Theesorten würden daher, besonders bei jungen empfindlichen Körpern, auenfals eher zu dulden, oder

vielmehr würde ihre Schädlichkeit durch Zusatz zu mildern seyn.

Man sieht aber auch hiedurch von neuem, was für ein herrlicher Bau der des Menschen seyn müsse. Seit vielen Jahrhunderten bedient sich der Japaner und Chinese dieses schädlichen Krauts, dennoch ist er nicht völig zu Grunde gerichtet. Indeß findet man bei beiden Nationen, besonders bei ihrer dürftigern, größern Volksklasse, welche der bessern Nahrung entbehren müssen, nur einen hagern, ausgedorreten Körper, und ein bleiches, schwächliches Ansehen. Dagegen soll der Chinese fast nie von Podagra und Gicht gefoltert werden, und man will bemerkt haben, daß seit der Einführung des Thees in England (also nur erst nach 1660) oder vielmehr seitdem er dort so übermäßig getrunken wird, die Hautkrankheiten sich vermindert haben.

Dagegen ists unleugbar, daß seit dem ungeheuren Gebrauch des mit dem nahrlosen Thee und Kaffee hinab zu schluckenden warmen Wassers die Summe aller Nervenkrankheiten, Schwäche des Magens und der Eingeweide, ja die gänzliche Erschlaffung der Europäer an Körper und an Geist unendlich vermehrt wurde, daß besonders unser weibliches Geschlecht an den widrigsten Schwächen, hysterischen Zufällen, Mutterkrämpfen u. dgl. unter so mancher Gestalt leidet; daß sich bei ihm jene Reizbarkeit oft

so furchtbar äußert, deren wir zuvor bei den Samojeden erwähnten; daß frühzeitige oder schwächliche Geburten jetzt so sehr an der Tagesordnung sind, kurz, daß das Menschengeschlecht in Europa, vornehmlich in den nördlichen Theilen unsers Nordens, woselbst keine sehr reiche kraftvolle Nahrung diesen Uebeln stärker entgegenwirkt, weit mehr Stumpfsinn und Charakterlosigkeit zeigt, die jedem noch so entehrenden Joche ruhig den Nacken darbieten. Denn wo sind jene erhabene Weiber der Teutonen, die ihre geschlagene Männer mit bewaffneter Faust wieder in den Kampf hineintrieben? oder die edlen deutschen Jungfrauen, die sich gemeinschaftlich in den Strom stürzten, um der Schändung frecher Buben zu entgehen?

Der Britte dämpft noch jene Schädlichkeit durch nährende Substanzen, die er daneben genießt. Er macht aus seinem Theetisch ein förmliches Mahl, und die ätzende, den Magen angreifende Kraft des Thees wird durch mehl- und milchartige Speisen gebrochen.

Frankreich, das die Natur durch den Wein begünstigte, bietet eben durch dieses geistige Getränk jenen traurigen Folgen Trotz. Aber der Deutsche, der Holländer —— ! man sehe nur was aus ihnen geworden ist!

Indeß ist auch selbst für den kraftvollen Britten jener Theewäsche bei weitem zu viel; und wäre

nicht bei ihm der Handels- und selbst der Staatsgewinn mit dem Verbrauch des Thees so innigst verflochten, daß daraus eine Reichsangelegenheit geworden ist, dann würde vielleicht dieses kluge und muthige Volk es wohl gar aus seinen Grenzen verweisen, oder wenigstens dessen Gebrauch zu mäßigen suchen.

So aber ist jetzt England gerade der Großhändler jener verderblichen Waare, und man erstaunt, wie die Sucht nach diesem Getränke, als griffe seine narkotische Kraft epidemisch weiter in Europa um sich, fast mit jedem Jahre sich so furchtbar vermehrt.

Hier dazu die traurigen Belege. Englands Theehandel theilt sich in mehrere Epochen.

Die erste kann man rechnen von Anfang des Handels, nämlich von Anfang der starken Einfuhr des Thees in England. Zwar wird bereits des Thees in der Bill von 1660 gedacht, worin dem durch Mönk damals wieder hergestellten Könige Carl II. die Accise auf Lebenszeit zugesprochen wurde; allein obgleich dessen Gemahlin Catharine von Portugal den Gebrauch des Thees am Hofe gewöhnlicher machte, so wird dies doch wohl nicht sofort den Thee zu einem bedeutenden Handelsartikel erhoben haben.

Im 18ten Jahrhunderte aber ergeben die Zollregister, daß dies wirklich geschehen sey. Im Jahre

1753. 1754. wurden nur 720900 Pf. in England eingeführt. Diese Einfuhr stieg zwar 1759 auf 1,974600 Pf.; allein die Einfuhr war stets sehr schwankend, denn in den Jahren 1743 und 1744 blieb sie zwischen 8 und 9 hunderttausend Pfund. Dennoch wußte man, daß eine weit größere, auf mehrere Millionen sich belaufende Quantität wirklich heimlich eingeführt wurden. Da hieran der große Zoll von 4 Shilling (über 1 Rthlr. auf jedes Pfund) schuld war, so brachte die Vorstellung des Lord Major, Janssen's, eine Parlamentsacte zuwege, wodurch dieser Zoll auf die Hälfte gesetzt ward. Dies bewirkte eine völlige Revolution im Handel. Die Einschwärzer (Smugglers) traf ein gefährlicher Schlag; die Regierung erhielt eine weit stärkere Einnahme, und Europa ward durch die erstaunlich wachsende Menge Thee fast in diesem Getränke ersäuft und unglaublich mehr geschwächt.

Kaum war nämlich jene neue Einrichtung getroffen, so stieg die Einfuhr des Thees schon im folgenden Jahre (1745. 1746) auf 1,800000 Pfund. Dies nahm fast mit jedem Jahre zu, und bereits 1757 führte man 5,700000, 1762 aber 4,593903 Pfund Thee auf den Schiffen der Ostindischen Compagnie in England ein. Janssen's, dem Parlamente vorgelegte Tabelle bewieß, daß, da vor dieser Erniedrigung des Zolles in 17 Jahren öffentlich nur

14,345560 Pf. Thee eingeführt seyen, in den darauf folgenden 17 Jahren diese Summe bis auf 67,279777 Pf. sich erhoben habe; die Regierung, welche zuvor nur im Durchschnitt jener frühern 17 Jahre, jährlich an Abgaben auf den Thee 175222 Pf. Sterling gewonnen habe, nahm dagegen nach jener Herabsetzung der Accise in den letzten 17 Jahren jährlich 490553 Pf. Sterling ein; sie gewann mithin jährlich über 300000 Pf. Sterl. mehr als zuvor. Dies beweist zugleich, daß ein kluges Vermindern der Zölle den Regierungen eine beträchtliche Vermehrung ihrer Einnahme hervorbringen kann.

Dennoch war der Schleichhandel hiedurch noch nicht getödtet; selbst die Herabsetzung auf 25 Procent vom Werth und bis auf 1 Shilling vom Pfund hatten ihn nicht vernichtet. Die Mode des Theetrinkens hatte erstaunlich um sich gegriffen, und England sah sich genöthigt, viele Millionen Pfund Thee von fremden Seemächten zu kaufen.

In diesem Zeitraum sollte der Thee eine sehr wichtige Rolle in der Geschichte der Menschheit selbst spielen; er sollte ein Phänomen veranlassen, das mit Recht die Bewunderung von ganz Europa auf sich zog; die amerikanische Revolution!

Wem ist es unbekannt, daß 342 Kisten Thee, welche England den Amerikanern 1773 (im December) in Boston aufdringen wollte, das Losungs-Zeichen

zu dem großen Bruch gaben, der zuletzt beiden Staaten wohlthat, und jetzt der gesamten Menschheit einen zweiten glücklichen Zufluchtsort gegen Tyrannei und Aberwitz darbietet?

Indeß wuchs die Mode des Theetrinkens in Großbritannien mit jedem Jahre. Die besten Vorkehrungen gegen den Schleichhandel wurden mehr und mehr fruchtlos, und England sah sich daneben gezwungen, eine erstaunliche Quantität Thee von fremden Seestaaten einzuführen.

Der große, patriotische Pitt setzte es daher 1784 durch, daß jene 25 Procent vom Werthe bis auf 12 1/2 vermindert, und zugleich die Abgabe von 1 Shilling auf das Pfund Thee gänzlich aufgehoben wurden. Der daraus erwachsene Abgang an Abgaben ward auf andere Artikel geworfen. Durch diese sogenannte Commutationsacte, begleitet von mehreren neuen Vorrichtungen gegen den Schleichhandel, gewann die Regierung im Jahre 1788 gegen 800000 (781657) Pf. Sterling! Freilich war nun die Theesauferei unermeßlich. Sie greift jetzt tief in die untersten Volksklassen Britanniens, und Englands Thee-Consumtion ist jetzt nach L. Macartney's Angabe bis auf 18 bis 20 Millionen gestiegen! Das übrige ganze Europa verbraucht etwa gegen 6 Millionen.

Die genauesten Untersuchungen haben indeß ergeben, daß Großbritannien nicht mehr als 13,338000 Pfund wirklichen Thee aus China einführt. In China selbst bezahlt die Ostindische Compagnie nur 8 Pence das Pfund für den schlechteren Thee und gegen 2 Shilling (also etwa 14 bis 15 gGr.) für die feineren Sorten. Dies beweiset hinreichend, daß es eine beträchtliche Quantität verfälschten, oder eigentlich aus völlig verschiedenen Vegetabilien gemachten Thee geben müsse. Dieser unächte Thee soll, eigenen Untersuchungen zufolge, größtentheils aus jungen Schleen oder Eschenblättern bestehen.

Kenner unterscheiden freilich den wahren Thee bald, sowohl durch die Bildung der entwickelten oder im Wasser zerlassenen Blätter, als besonders durch den Geruch und den Geschmack.

Ein guter, grüner Thee hat bei einer angenehmen grünen Farbe völlig gekrümmte und so gut getrocknete Blätter, daß man ihn leicht zwischen den Fingern zerreibt. Sein Geruch ist zwar wie der von frischem Heu, allein er verbindet hiemit etwas vielenartiges, aromatisches, daß, sobald es durch Kunst, z. B. durch feine Oele hervorgebracht ist, zu stark wird und sich daher leicht entdecken läßt. Der Geschmack ist, wenn man ihn trocken käuet, ein wenig bitter und zusammenziehend, jedoch nicht widrig. Die letztern Eigenschaften müssen sich auch beim Thee-

bou finden; der beste Theebou hat kleinere Blätter, und färbt das Wasser dunkler als jener. Eine vorzügliche Art desselben zeigt kleine weiße Pünktchen, man nennt ihn Pecko-Thee, so wie es noch eine andere Sorte von etwas minderer Güte unter dem Nahmen Congo-Thee giebt. Von grünen Thee wird außer dem Kaiserthee, auch Bingh genannt, eine Sorte von länglichten Blättern sehr geschätzt, die unter dem Nahmen Hyson-Thee vorkommt. Der Nahme rührt von dem Kaufmann Hyson, der ihn zuerst bei uns einführte.

Man hat den Anbau des Thees in Europa gewünscht und versucht. Die Grenzen, zwischen welchen der Thee in China gut bekommt, fallen zwischen 23 1/2 und 30 Grad nördl. Breite. Da nun mehrere chinesische Provinzen jener höheren Grade, aus Lokalursachen, beträchtlich kalt sind, so scheint es höchst wahrscheinlich, daß die Theepflanze in verschiedenen Theilen des südlichen Europa gedeihen würde. Linnäus brachte sogar die Theepflanzen aus den vom Cap. Eckeberg ihm zugeführten Saamen in Schweden glücklich auf. Bekommt aber auch der Thee in einigen Provinzen von China, welche nicht übermäßig warm sind, so gedeihet er dennoch in den südlichern weit vollkommener. Indeß verlangt diese Pflanze nicht nur Wärme, sondern daneben einen hügelichten Boden und wahrscheinlich ihr eigenes

Erdreich. Auch wäre es eine wichtige Frage für den Staatshaushalt, ob der Anbau des Thees in Europa zu wünschen sey? Freilich wäre die Erspa-rung vieler Millionen Silbers ein bedeutender Ge-genstand, allein einmal raubte abermals eine unnütze Pflanze den nahrhaften Vegetabilien vieles Land, und sodann würde vielleicht die Sucht des Theetrin-kens so allgemein, daß auch der Landmann das Bier dagegen verachtete. Was für eine herrliche Aussicht eröffnet sich aber hiedurch für die Zukunft! Die Kraft, die Stärke der Fiber sänke fast in Nichts; die thörichten Grillen von Menschenwürde, die über-spannten Ideen von Freiheit schwänden gänzlich hinweg; die schlaffen Bewohner Europens ertrügen alles ohne eine Falte an der Stirn; jedem Zwiste, jeder Fehde wäre ein Ende, sie kenneten kaum den Nahmen von Revolution, von Widersetzlichkeit ge-gen die Regierung kurz eine Heerde von 175 Mil-lionen verträglicher und ertragender Geschöpfe wür-de, wie in China, von einem oder ein Paar Halb-göttern nach Willkühr patriarchalisch regiert, und es bedürfte kaum einiger hunderttausend Büttel, um die kleinen Unordnungen, traurige Ueberbleibsel der unseligen allzukraftvollen Zeiten, durch Bastonna-den, Staupbesen, Strangulieren u. dgl. väterliche, sanfte Zurechtweisungen auszugleichen?

So wären also nicht bloß jene ungeheuren Geldsummen für Europa erspart, der Tempel des Janus wäre auf immer geschlossen, der ewige Friede, der heiße Wunsch der großen Weltweisen, wäre endlich erreicht, und dies alles bewirkte — der Thee!

Unter die schätzbaren Bäume und sonstigen Pflanzen, wodurch sich China auszeichnet, gehören dann noch folgende:

Der Litschi-Baum oder das chinesische Kernholz (Barrow nennt ihn Sapindus edulis, beim Sonnerat heißt er hingegen, nach dem Jussieu, Euphoria Chinensis, beim Loureiro aber Dimocarpus Liche) wächst nur in den südlichen Provinzen. Es ist ein großer Baum von weichem, weißem Holze. Die Blätter sind an den Seiten bebrämt oder geflügelt, und bestehen aus 5 kleinen lancettförmigen Blättchen, beinahe von der Consistenz der Lorbeerblätter. Die Blumen sind sehr klein. Die Blumenkrone besteht aus 5 Blättern. Der Staubfäden sind 6 bis 8 (Sonnini zählt 7); das Pistill theilt sich in zwei Lappen.

Die Frucht besteht aus einer länglichten Nuß von feiner, braunröthlichter etwas höckerichter Schale. Das darin enthaltene Fleisch ist von säuerlichem aromatischen Geschmack, dabei so zart, daß es im Munde zerschmilzt. Es umgiebt einen ovalen Kern von fester Substanz wie unsere Eichel.

Die Chineſen halten die Lytſche für eine der ſchmackhafteſten Früchte der Welt, ſie wird daher ſo ſchnell als möglich nach der Hauptſtadt für den Hof geſandt, damit ſie dort noch friſch genoſſen werde; ja man ſendet blühende Bäume mit großen Koſten zu Waſſer nach Peking, damit der Kaiſer bei der Ankunft reife Früchte genieße. Sonſt pflegt man ſie in Branntwein zu erhalten oder auch im Ofen zu trocknen; auf letztere Art macht ſie einen Handelsartikel aus. Du Halde ſagt, ſie werde getrocknet ſchwarz, wie unſere Pflaumen, mit welchen ſie überhaupt einige Aehnlichkeit haben mag.

Zu eben dieſem Pflanzengeſchlecht rechnet Sonnerat gleich die Longane, oder Long-yen der Chineſen. Bei dieſer iſt aber die Frucht kleiner, weiß und das Fleiſch wäſſerichter, jedoch geſunder als das der Lytſche.

Wir dürfen hier nur im Vorbeigehen des Zukkerrohrs erwähnen. Sein Anbau iſt aus den vorhergegangenen Jahrgängen hinreichend bekannt. China bauet nur in ſeinen ſüdlichen Theilen Zucker. Lediglich in den Provinzen Tſchekiang, Kiangſi und weiter nach Süden fanden die Engländer beträchtliche Zuckerpflanzungen.

Zwar wird der Saft vermittelſt zweier Cylinder, die von Büffeln getrieben werden, aus dem Rohre gepreßt, allein man verſteht ihn nicht zu

raffiniren. Da aber der Syrop durch sein natürliches Anschießen in Crystallen die Chinesen von selbst auf den Zuckercandi gebracht hat, so machen sie diesen in großer Reinheit, stoßen ihn dann, und verkaufen, auf die Weise, schönen weißen Puderzucker.

Auch setzen sie den Syrop zu der Destillation ihres Reißbranntweins, Saout-schu, allein Rum brennen sie nicht daraus.

Wir dürfen hier mehrere der in den meisten Theilen der heißen Zone überhaupt, also auch im südlichen China einheimischen Gewächsarten übergehen, z. B. den Zimmt- und Kampferbaum, den Indigo, die Bananen, Jambusen, Carambolen, Jaca, viele Orangen, die Pampelmus, viele Feigenarten, mehrere derselben werden uns bei einer andern Gelegenheit näher bekannt werden. In den nördlichern Provinzen gedeihen Oliven, Pfirschen, Mandeln und die meisten europäischen Obstarten.

Da die Chinesen, wie wir nachmals sehen werden, vor andern Nationen einen ungeheuern Aufwand von Oele bedürfen, so benutzen sie daher zu dieser Absicht außer den Oliven eine bedeutende Anzahl Gewächse.

Hierunter steht zu oberst die Camelie (Camelia Sesanqua, Monadelphia Polyandr. L.), der Tsubacki unsers Kämpfers, auch unter dem Nahmen der chinesischen Rose von Edwards abgebildet.

Dieser Strauch erreicht, wie der Thee, mit dem er viel Aehnlichkeit hat, die Höhe eines Baums. Die Chinesen nennen ihn wegen dieser Aehnlichkeit Tschaouha, Theeblume, und Kämpfer bezeugt, daß von einer kleinern Sorte die Blätter oftmals zum Thee genommen würden. Die hochrothen Blumen haben viel Aehnlichkeit mit einer Heckenrose. Die Blätter kommen mit unsern Kirschblättern ziemlich überein. Die Frucht ist birnförmig, anderthalb Zoll lang; jedes ihrer drei Fächer enthält einen Saamen von der Größe einer Haselnuß. Die Nüsse haben einen schmierigen Geschmack, geben aber ein sehr angenehmes Oel.

Der Handel mit diesem Oele muß sehr bedeutend seyn. Die Engländer sahen, als sie über das Gebirge Melin von Peking nach Canton reiseten, über 1000 Personen beiderlei Geschlechts, jede mit einem großen Oelgefäße von 10 bis 12 Gallons belastet, zur Stadt Nan-gan-fou tragen, und Deguignes fand, daß die noch südlicher liegende Stadt Tschatschou-fou ihren Hauptthandel damit treibt.

Mit dem Aufguß der Blätter dieser Pflanze färbt das Frauenzimmer das Haar.

Von den übrigen Gewächsen, aus welchen man in China Oel zieht, sind uns bis jetzt besonders bekannt: 1) Der chinesische Rettig. Linné hält ihn unter dem Nahmen Raphanus chinensis annuus

für eine bloße Varietät unſers Rettigs. Er hat sehr feine Wurzeln, giebt aber viel Schoten, die an Oel sehr ergiebig ſind; der Saame iſt viel reichhaltiger als unſer Rübſaamen.

Der Nuß dieſer, und beſonders der vorhergehenden Camelia wird vorzüglich zum Tuſch der Chineſen benutzt; denn wenn auch der Nuß von Fichtenholz, wie du Halde behauptet, hiezu angewendet wird, ſo iſt dennoch der der Camelie feiner und daher geſchätzter. 2) Der morgenländiſche Kohl (Brassica Orientalis L.). 3) Das Fingerlöcher-Gras (Tripsacum dactiloides L., Sesamum Zannoni). 4) Oſtindiſcher Citiſus (Citisus Cajan L.). 5) Eine Art Faſeln oder Bohnen (Dolichos.). 6) Der gemeine Wunderbaum (Palma Christi). Von letzterm, deſſen Oel bei uns bekanntlich ein heftig abführendes Mittel iſt, bedienen ſich, wie Barrow bezeugt, dennoch die Chineſen des Oels bei den Speiſen, ohne Unbequemlichkeit. Sie behaupten, das Florentiner Oel habe gar keinen Geſchmack und ſcheinen überhaupt die ranzigen Oele vorzuziehen.

Für ihren Haushalt iſt ihnen aber ganz beſonders wichtig, ja faſt unentbehrlich, das Bambus-Rohr (Arundo Bambos L. Triandr. Digyn.). Dieſes Rohr, wovon Adanſon über 29, andere gar einige 50 Spielarten angeben, gehört zu den ſchätzbarſten Naturgaben der heißen Zone, hierin aber vor-

zugeweise Ostindiens und vieler noch östlicher gelegenen Südseeinseln.

Der Hauptstamm des Bambus treibt auf drei Klafter gerade aufwärts, bevor er sich in Aeste theilt. Von hier aber schießen viele Aeste hervor, und das ganze Gewächs oder der Rohrbaum erreicht mehrmals eine Höhe von 50 bis 60 Fuß. Das Rohr ist rund und hohl, und hat, wie die übrigen Rohrarten, Absätze oder vielmehr Knoten; bei jedem dieser Knoten zeigen sich steife länglichte Stacheln, und eine holzigte Scheibe macht zugleich daselbst, queer durch den hohlen Cylinder, eine Scheidewand. Sowohl der Stamm als die Aeste sind mit einer grünen Rinde bedeckt, die mit der Zeit aber völlig holzartig und von Farbe gelbbraun und glänzend wird; dies zeigt sich am deutlichsten an den dünnesten Schößlingen, welche uns die Knotenröhre oder Spazierstöcke mit Absetzen (Bamboches) geben.

Um die Knoten zeigen sich einzelne grüne, schmale Blätter, etwa von 3 bis 4 Zoll Länge, die da spitz zulaufen. Die Blüthe, welche sich nur erst im 60sten Jahre zeigen soll, bildet eine Blüthenrispe oder Aehre an einem langen Schafte, und die Blumenkrone enthält den länglichten Saamen. Die Bambus pflanzen sich ebenfalls gern durch Schößlinge fort. Wenn die Stämmchen zuerst aus der Erde hervorbrechen, gleichen sie unserm Spargel;

alsdann machen die Indier sie in Essig ein. Sie dienen zur Grundlage einer sehr geschätzten Composition, welche unter dem Nahmen Atschar bekannt ist, und dort für eine sehr große Leckerei gehalten wird; auch genießt man diese jungen Sprossen in Scheiben geschnitten, als einen äußerst schmackhaften Salat.

Das baumartige Rohr hat dennoch ein so erstaunlich schnelles Wachsthum, wie keine andere uns bekannte Pflanze. Nach den Versuchen des berühmten englischen Kunstgärtners Miller wuchsen Sprößlinge im Treibhause innerhalb 6 Wochen gegen 20 Fuß hoch. Zugleich geben ihm bei seiner Leichtigkeit die Knoten bei den Absätzen eine erstaunliche Stärke. Die in seiner Jugend deshalb bereits zu Tragebäumen besonders gebogenen Stämme tragen, hinreichend ausgewachsen, auf 1500 Pfund.

Innerhalb des Rohrs wird ein milchigter Saft abgesondert, der um die Gelenke oder Absätze erhärtet und den berühmten Tabar oder Tabashir, einen von den Orientalern und besonders von den Arabern und Persern sehr hoch geschätzten Zucker bildet. Bomare glaubt, die Alten hätten keinen andern als nur diesen Zucker gekannt, da er sich von selbst zeigt, indem er an den Knoten ausschwitzt. Und es ist unleugbar, daß der Zucker, welchen Plinius unter dem Titel Saccaron beschreibt, nur der Tabaxis

und nicht unser Zucker ist. Er giebt ihn als eine honigartige Substanz an, von der Weiße eines Gummis, der sich in der Größe einer Haselnuß innerhalb des indischen Rohrs erzeugt, mit den Zähnen zerbrechbar und als Arznei schätzbar sey*).

Wird dieser Saft zu alt, so erhält er einige Aehnlichkeit mit dem Bimsstein.

Dieser Zucker und jene eßbare Sprößlinge sind aber bei weitem das mindeste von dem, wodurch das Bambus-Rohr dem Menschen wichtig wird. Ein ganzes Buch würde es erfordern, sagt mit Recht Barrow, um den vielartigen Nutzen aus einander zu setzen, welchen der Bambus den Chinesen gewährt. Balken, Palankine und dessen Hebebäume, Stühle, Tische, große hohle Trommeln, Gefäße zum Aufbewahren jeder Flüssigkeit, Spanische Wände, Schirme, Bettstellen und dessen Unterlage, alles liefert der Bambus auf das beste; noch mehr, kleine Böte von 10 bis 12 Fuß, Segelstangen und zerspaltene Matten, Segel, Taue, dünne Stricke und den Werg zum Kalfatern, das Mark giebt Papier und das jüngere Rohr Tabackspfeifen; mit einem Worte, dies einzige Rohr ist in seinem verschiedenen Alter eine wahre Schatz- und Vorrathskammer.

*) Plin. Hist. nat. Lib. XII. C. 8.

fast für jedes Bedürfniß des Lebens. Daher hat man es auch nach Ostindien verpflanzt; besonders wird es auf Jamaika mit dem besten Erfolg gebauet.

Allein in China erhielt der Bambus noch einen höhern Werth; ihm ward eine wahre Würde ertheilt, denn er ist gleichsam der Hauptregent dieser großen Nation. Alles, selbst den ersten Staatsminister kaum ausgenommen, verehrt in dem Bambus den väterlichen Zuchtmeister; er führt jeden zu seiner Pflicht, und auf die sanfteste Weise schlichtet er oftmals die wichtigsten Fehden *).

Bemerkenswerth sind wegen ihrer Einträglichkeit noch folgende Bäume. Bei dem bedeutenden Handelswerth der chinesischen Firnißarten, in Rücksicht ihrer lackirten Sachen, verdienen die dortigen Firnißbäume zuerst genannt zu werden.

Hievon sind berühmt:

1) Der Firniß-Sumach (Rhus Vernix L. Pentandr. Trigyn.). Daß dieser Baum am häufigsten von den Chinesen zu ihrem Firniß benutzt wird, zeigt die Beschreibung der Einsammlung des Firniß beim du Halde. Nicht bloß die Größe und Gestalt, sondern die giftigen Eigenschaften seiner Ausdünstungen lassen schwerlich darüber bedeutenden Zweifel.

*) Hievon weiter unten die Beweise.

Der Baum erreicht, bei einer Dicke von einem Fuß im Durchmesser, nur gegen 15 Fuß Höhe und kommt der Farbe und dem Laube nach einigermaßen mit unsern Eschen überein. Er liebt sumpfiges Erdreich und heißt daher in Nordamerika, woselbst er gleichfalls vorkommt, der Schwamp-Sumach.

In China sind besonders die Provinzen Kiangsi und Setschuen wegen ihrer Firnißbäume berühmt. In Amerika scheint er übrigens nicht so sehr wegen seiner guten, als wegen seiner bösen Eigenschaften bekannt zu seyn. Wenigstens, sagt Kalm, nur sehr im Allgemeinen, er gäbe, wenn man Einschnitte darin mache, einen weißgelblichen Saft, welches offenbar der berühmte Firniß ist, dagegen erzählt er umständlich von den höchst giftigen, gefährlichen Wirkungen, welche dieser Saft, ja sogar seine Ausdünstungen hervorbringen. Auch du Halde bemerkt, daß die Firnißsammler bei dieser Operation sich das ganze Gesicht auf das genaueste verbinden, so daß ihnen nur kleine Oefnungen zum Sehen übrig bleiben. Zugleich wird ihnen von demjenigen, welcher sie hiezu gemiethet hat, stets ein Oel, du Halde nennt es Huile de rabette, bereit gehalten, in welchen Schweineschmalz geschmolzen worden, um sich hiemit, vor dem Einschneiden der Bäume, die Stirn und die Hände zu reiben, und überdies ein Wasser aus einem Absud von Castanien und Tannenrinde,

nebst Zusatz von Salpeter und Kräutern, zum öftern Abwaschen. Der ganze Körper ist daneben durch eine Gemsenhaut geschützt, die vom Halse herabhängt und in der Mitte des Leibes fest gegürtet wird. Ohne diese Vorbereitungen läuft der Einsammler Gefahr, selbst wenn er nur die Ausdünstungen des angeschnittenen Baumes einathmet, oder gar von dem Saft berührt wird, daß ihm der ganze Körper in 24 Stunden, mit Flecken bedeckt, aufschwillt, und zuletzt, wenn er ohne Hülfe bleibt, völlig unbeweglich in Starrsucht verfällt. Daher heißt der Baum mit Recht der Giftbaum (Toxicodendron).

Man hilft in China dem Kranken, indem man ihm jenes Waschwasser zu trinken giebt und mit der Asche der dazu genommenen Kräuter den Körper reibt. Nach heftigem Abführen und starkem Abgehen der Haut, hebt sich das Uebel und es erzeugt sich eine neue Haut.

Der Firniß selbst wird auf folgende Art gewonnen. Im Frühjahr, und vorzüglich im Sommer, macht der Arbeiter zu Abend mit einem eigenen krummen Messer den ersten Einschnitt in den Baum, etwa 7 Zoll oberhalb der Erde; der Schnitt wird schräg von unten nach oben geführt, jedoch nicht tiefer als die Rinde. Mit solchen Einschnitten steigt er nun von 7 Zoll zu 7 Zoll stets höher hinauf, sowohl im Hauptstamme als an seinen großen Aesten.

In jeden Einschnitt drängt er eine, in China häufige, Muschelschale, vielleicht eine Flußmuschel, da jene beiden chinesischen Provinzen nicht an das Meer grenzen. Die Muscheln sind von der Größe eines großen (gewöhnlichen) Flußkrebsschale. Diese füllt sich in der Nacht mit dem hervorquillenden Firniß und wird am folgenden Morgen abgenommen.

Diese Muschelschalen werden sodann zusammen in ein Gefäß von Ochsenleder mit vieler Vorsicht ausgeleert. Der Baumsaft wird nachmals in dem Hause des Unternehmers durchgeseihet, und man ist mit der Erndte sehr zufrieden, wenn man von 1000 Bäumen in einer Nacht 20 Pfund Firniß erhält.

Das Pfund des frischen Firnisses kommt etwa 40 Sous oder 10 gGr., und der Unternehmer oder Kaufmann nimmt gegen 100 prCent. So treflich nun aber auch der hievon bereitete Firniß ist, so soll der der Japaner den Vorzug behalten, der vielleicht, wie wir bei Japan sehen werden, von einem andern Baume herrührt.

2) Der chinesische Glanzbaum (Augia Sinensis Loureiro Flor. Cochin. Polyandr. monog.). Er wächst in China und Cochinchina zu keiner bedeutenden Höhe, hat ungleich gefiederte, lanettförmige, kleine glatte, ungezähnte Blätter; die Blumen

stehen in Rispen an den Enden der Zweige; die Frucht ist eine linsenförmige Steinfrucht.

Aus seiner rauhen Rinde fließt durch Einschnitte ein harziger Saft, der einen treflichen Firniß von schönstem Glanze giebt. Zum Schwarzlackiren bedarf es keines Farbenzusatzes, zum Rothen setzt man Zinnober hinzu. Es scheint mithin dieser, wenn gleich schöne Firniß, nicht so allgemein nutzbar wie ersterer, wegen minderer Durchsichtigkeit und Farbenlosigkeit.

5) Der Bergfirnißbaum (Vernicia Montana Lour. Fl. Cochin. Monadelph.). Auch dieser wächst sowohl in China als in Cochinchina, woselbst ihn ebenfalls Loureiro vorfand und bekannt machte. Es ist ein großer Baum mit herzförmigen Blättern und vielblüthigen Blumenstielen. Man zieht nur aus den länglichten Kernen der Steinfrucht ein zähes, gelbes, durchsichtiges Oel und bestreicht bald damit Holzwerk, bald mischt man es aus Sparsamkeit mit dem gewöhnlichen Firniß, um diesen flüssiger zu erhalten und zu verlängern. Dies ist wohl der Tong-schu des du Halde, der ihn in Ansehung der Gestalt mit unserm Nußbaum vergleicht. Um große Parthien, z. B. Fußböden, damit zu lackiren, überzieht man diese zuerst mit Kalch, läßt alles trocken werden und trägt sodann die Farbe, welche man ihm zu geben Willens ist, nachdem sie

zuvor in diesem Oele oder Firniß gekocht ist, auf das Holz. Auf die Weise, sagt du Halde, sind die kaiserlichen Fußböden lackirt. Da dieses Oel ungleich wohlfeiler ist als der eigentliche Firniß, so dient es leider zu sehr zum Verfälschen des letztern.

Unstreitig besitzt China noch ein Paar andere Bäume, welche jene ihm so einträgliche Substanz erzeugen, da sich dergleichen in dem benachbarten Cochinchina finden *), bis jetzt ist dies, indeß nicht bestimmt bekannt.

Die hier durchgegangenen Pflanzen, welche in diesem Reiche vorzugsweise einheimisch sind, zeigen bereits einen außerordentlichen Reichthum im Grossen zu benutzender Produkte, dennoch bleiben uns noch mehrere übrig, welche fast eben so ausgezeichnet sind.

Hieher gehören:

1) die Talgbäume. China bringt nämlich in seinen südlichen Provinzen zwei Bäume von ganz verschiedenen Geschlechtern hervor, welche beide einen brauchbaren Talg erzeugen. Der erste ist der gewöhnlich sogenannte Talgbaum, oder Talgcroton (Croton sebiferum. Monoecia Monadelph. L.) mit rautenförmig eirunden, ungezähnten, glatten,

*) M. s. nachmals Cochinchina.

röthlichen Blättern. Er wird, dem Osbec zufolge, bei den Chinesen O-ka-o, nach du Halde aber Ou-kieon-mon genannt, hat einige Aehnlichkeit mit unsrer Zitterpappel, wird aber selten über Manns hoch. Seine Blumen sind gelb und wachsen traubenförmig an den Enden der Zweige. Die Frucht ist, dem du Halde zufolge, dreieckig und enthält unter einer harten glatten Schale erbsengroße Saamen, welche mit einem natürlichen, schneeweißen Talge umgeben sind. Die Saamenkapseln springen von selbst auf, und alsdann hat der Baum das Ansehen, als wäre er ganz mit Blüthen bedeckt. Aus dem Kern selbst wird ein Oel zum Brennen bereitet. Um nun aber den Talg zu erhalten, zerstößt man die Schale und die darin enthaltene Saamen, und kocht sie mit Wasser aus. Der Talg schwimmt sodann oben, und wird fest, wie unser Talg. Man thut unter 10 Pfund etwas Wachs und 6 Pfund Leinöl, hiedurch erhalten die Lichter eine größere Festigkeit und Weiße. Die Stelle des Dochts vertritt eine Art Binsen. Diese Lichter sind dick und schwer, schmelzen aber leicht, wenn man sie angreift. Ihr Licht ist indeß hell, nur gelblich. Da der Docht sich leicht verkohlt, so putzt man sie mit einer eigenen Scheere.

2) Der schleimige Talgbeerenbaum (Sebifera glutinosa Loureiro Fl. Coch. Dioec). Es

ist ein großer Baum, der sich in den Wäldern von China, wie auch von Cochinchina findet, und dessen Holz zum Bauen benutzt wird. Die ovalen Blätter sind ungezähnt. Von den Blüthen, welche an den Spitzen der Zweige hervorkommen, sitzen 2 bis 3 beisammen. Die Frucht besteht in kleinen schwärzlichen Beeren. Diese geben, ausgekocht, ein dickes, weißes Oel, woraus man Lichter verfertigt, welche aber unangenehm riechen. Auch die Zweige selbst enthalten einen zähen Saft, den man durchs Kochen daraus zieht, nachdem sie zuvor zerstoßen sind. Er wird zum Mörtel hinzugesetzt, der dadurch mehr Festigkeit bekommt.

China erzeugt auch einen Baum, aus dessen zerhackten Zweigen man ein grünlichtes Wachs kocht, woraus gute aber theure Wachslichter verfertigt werden.

Du Halde gedenkt zwar eines zweiten Wachsbaums, den er Pelachu nennt; allein da dieses Wachs auf dessen Blättern von Insecten zurückgelassen wird, so gehört dies Wachs nicht zu den vegetabilischen Körpern.

Ebenfalls ist der Seifenbaum (Sapindus Saponaria L.) hier einheimisch. Die Chinesen bringen ganze Säcke seiner Früchte, oder Nüsse, nach Amboina und andern Theilen Ostindiens, woselbst der Baum nicht wächst, zum Verkauf. Man bedient

sich ihrer nicht allein als Seifkugeln, sondern auch zum Reinigen des Goldes und Silbers. Der Baum selbst ist hochstämmig, hat eine glatte Rinde; die Früchte oder Nüsse wurden ehemals als Knöpfe gebraucht und deshalb eingefaßt.

Noch verdient hier der Kon-chou erwähnt zu werden, der, du Halde'n's Beschreibung zufolge, unserm Feigenbaume, auch selbst in Ansehung der tief eingeschnittenen Blätter, ähnlich ist. Selbst die Milch, welche seine Zweige enthalten und wodurch er eigentlich seinen Werth bekommt, scheint ihn dem Feigenbaum zu nähern. Dieser milchigte Saft wird ihm vermittelst mehrerer Einschnitte abgezapft und auf eben die Art wie der Firniß gesammlet. Man bedient sich aber dieser Milch zum Vergolden als eines Leims, der auf die zu vergoldenden Sachen mit dem Pinsel aufgestrichen wird, um das darauf getragene Gold festzuhalten.

Mit Recht hätten wir längst eines weit bedeutendern Vegetabils gedacht, des Baumwollen-Baums und Strauchs, da beide für China von so großer Einträglichkeit sind; sie sind aber zu bekannt und in früheren Theilen von uns hinreichend beschrieben *). Indeß muß hier die schöne natürlich gefärbte chine-

*) M. s. den 2ten Jahrgang.

fische Baumwolle nicht übergangen bleiben, sie liefert uns den so sehr beliebten Nanking, der einen sehr wichtigen Handelsartikel ausmacht. Sie wird in China von Natur röthlich erzeugt, daher widersteht diese Farbe dem Waschen. Man behauptete dort, daß, wenn diese Varietät des Baumwollenbaums in südlichere Provinzen verpflanzt würde, so verliere die Wolle diese Farbe nach ein Paar Jahren. Barrow hat sie auf das Vorgebirge der guten Hoffnung verpflanzt, und fand nach dreien Jahren, daß die Ballen eben so viele und eben so dunkel gefärbte Wolle lieferten, als im ersten Jahre. Wir Europäer dürften indeß nicht so weit nach dieser gefärbten Baumwolle suchen. Ich habe sie im Königreich Neapel angetroffen, und selbst die von dieser natürlich gefärbten Baumwolle eingewickelten Kerne mitgebracht. Es käme nur darauf an, große Versuche in Calabrien und Sicilien damit zu machen.

Des Maulbeerbaums und seines Anbaues besonders zu erwähnen, scheint wohl überflüssig. Da bekanntlich durch ihn die große Quantität der trefflichen Seide in China erzeugt wird, deren wir nachmals besonders gedenken werden.

Es bleiben noch mehrere merkwürdige Bäume übrig, die meisten von ihnen sind nur sehr oberflächlich bekannt; wir dürfen mit Recht dereinst mehr zu wissen wünschen. Der erste ist wegen seiner tref-

lichen Blumen berühmt; Loureiro, dem wir überhaupt in Rücksicht der Flora dieses Reichs vieles verdanken, nennt ihn Aglaia (Aglaia adorata. Pentand. Digyn.). Dieser wohlriechende Glanzbaum wird etwa 8 Fuß hoch, und seine kleinen glänzenden Blumen, die da traubenförmig aus dem Blattwinkel hervortreten, geben einen treflichen Geruch; deshalb wird er auch in den Gärten gezogen. Vielleicht ist dies der Mo-li-wha des du Halde. Eben dieser Jesuit zeigt uns noch mehrere blumentragende Bäume an, davon bei einigen die Blumen unsern Rosen oder unsern Tulpen ähnlich sehen. Wiederum gedenken andere Missionaire einer alles an Geruch übertreffenden gelblichen Blume, welche auf einem Baume mit Nahmen Lomelishwia wächst. Sie blühet im Januer und wird so hoch geschätzt, daß nicht etwa bloß das Frauenzimmer sie in die Haare flicht, sondern selbst die Gelehrten tragen sie oft an einer herabhangenden Haarlocke.

Von der großen Menge Arzneikräuter, die man mit Recht in einem so weit ausgedehnten, unter dem besten Himmel gelegenen Lande erwarten kann, sind bereits zwei der wichtigsten vorgekommen, nämlich der Ginseng *) und die Rhabarber **).

*) M. s. S. 39.

**) Taschenb. der Reisen 8ter B. 2te Abth.

Denn wenn auch der Ginseng hauptsächlich aus der chinesischen Tatarei gezogen wird, so findet sich dennoch die Rhabarber sowohl in der Provinz Sutschuen, als auf den Gebirgen von Schensi, welche die Schneegebirge genannt werden. Hier trafen die Missionaire viele Kameele damit beladen an, und sahen die Pflanze auch in der Blüthe.

Eine dritte Wurzel, ebenfalls ein bedeutender Handelsartikel, ist dann die bei uns sogenannte China-Wurzel, sehr von der unrichtig sogenannten Chinarinde zu unterscheiden.

Die Wurzel China, dort Pe Fouling, in Japan Sanki genannt, stammt von einem Rankengewächs, von einer Smilax (Smilax China L. Hexandr. Dioec.). Ohne Stütze wächst sie nur ein Paar Fuß hoch, sucht sich aber an Bäumen in die Höhe zu schlingen. Ihre Ranken sind holzartig, von der Dicke eines kleinen Fingers, knotig und haben Stacheln; die Blätter fast rund mit einer kurzen Spitze, die Blumen klein und gelblich; die Frucht ist fast von der Größe unserer Kirsche und enthält 4 bis 6 schwärzliche Saamenkörner. Das wichtigste ist die Wurzel. Sie ist oval und etwas zusammen gedrückt, oft eine Hand breit, schwer, von außen dunkel, inwendig hat sie ein blaßrothes Mark, ohne Geruch und besondern Geschmack. Sie ist die officielle China-Wurzel, welche in großen Quantitäten ausge-

führt wird und zum Versüßen der Säfte eben so viel wirken soll, als die Sassaparille, auch ist sie schweißtreibend und zertheilend. Sie soll ebenfalls sehr nahrhaft seyn; in Ostindien bereitet man daher ein Mehl daraus, das dem Sagu nahe kommt. Gewinnsüchtige Kaufleute füllen die Löcher bei wurmstichichen Wurzeln mit rothem Bolus, oder wohl gar mit der schädlichen Bleiglätte aus. Vormals kaufte man den Pickel (von 120 Pfund) zu 3 bis 4 Tael (der Tael zwischen 3 bis 4 heu. Gulden) ein. Diese orientalische China-Wurzel wird der occidentalischen, denn sie wächst ebenfaus in Westindien, vorgezogen.

Auch die wirksame Galgant-Wurzel kommt hauptsächlich aus China zu uns, obgleich sie auch in Siam einheimisch ist. Nur hat man Zweifel, welchem Gewächse sie eigentlich angehöre Rumph, der für die Naturhistorie von Ostindien sicher von großem Gewicht ist, behauptet, die ächte kleine Galgant-Wurzel der Apotheken komme in China aus dem Wanhom unseres Kämpfers, einer Pflanze, welche Linné diesem vorzüglichen Manne zu Ehren Kaempferia benannt hat. Dagegen behauptet der neuere Botaniker Loureiro, und wohl mit mehrerem Rechte, sie gehöre zu der Moranta Galanga des Linné, also einer Ingwer-Art (Amomum Galanga, Monandr. Monogyn.), und werde

in China und Cochinchina gebauet. Die Wurzel ist ästig, knotig, rund, eines Fingers dick, von außen braunroth, inwendig helle. Sie ist magenstärkend und hilft zur Verdauung, und bei vielen Uebeln eines schwachen Unterleibes.

In China wird sie überdies zum Würzen der Speisen, besonders der Fische, benutzt, auch mit Zukker oder auch Essig eingemacht. Diese Kräfte und Benutzungsarten scheinen jene Aehnlichkeit mit den übrigen Ingwerarten noch mehr zu bestätigen. Endlich setzt man sie zum Reiße, um daraus einen Weingeist zu ziehen.

Die Kräuterbücher der Chinesen, besonders dasjenige, welches unter dem Titel Pent-sao so berühmt ist *), geben eine unzählbare Menge Arzneikräuter an. Hierunter sind mehrere, welche in den so lang und so eifrig von ihnen gesuchten Trank der Unsterblichkeit aufgenommen werden, z. B. außer dem zuvor angezeigten Ginseng, eine Wurzel Huchu-u und viele andere. Dieser Wahnsinn, sich unsterblich zu machen, war besonders in den früheren Zeiten in China zu einer unbegreiflichen Höhe gestiegen. Die Kaiser setzten erstaunliche Preise dazu

*) M. s. nachmals von der Arzneikunde der Chinesen.

aus. Wie sollte auch ein Mensch, der einige 100 Millionen seines Gleichen nach Willkühr behandeln darf, und dem daher alles, was Natur und Kunst angenehmes erzeugen, zu seinem Gebote steht, nicht innigst begehren, diesen Zustand zu verlängern oder gar zu verewigen? Glücklicherweise bekam diese Tendenz ihren Despotismus zu verlängern einigen Kaisern sehr übel. Der junge Kaiser Ven ſ ti (157 Jahr vor Chr. Geb.) starb sehr schnell an diesem mit grossen Kosten, aus vielen Kräutern und Mineralen zusammen gesetzten Trank der Unsterblichkeit, und befreiete seine Unterthanen nur desto schneller von seinem Despotismus; er starb bald nachdem er diese Panacé genossen hatte, und es ist höchst wahrscheinlich, daß einige schlaue Hofleute den Trank hiezu hatten einrichten lassen.

Auch wäre wahrscheinlich dies dasselbe Schicksal des Kaisers Houanti gewesen, hätte ihm nicht einer seiner Hofleute diese kostbare Arznei der Unsterblichkeit entwendet. Indeß ist es freilich zu bedauern, daß bis jetzt kein geschickter Botaniker das Innere von China hat bereisen dürfen; sicher würden dadurch viele höchst wirksame Medikamente bekannt werden.

Ebenfalls hat China einen reichen Vorrath an Bau- und Tischlerholz. Schon die ungeheure Menge Fahrzeuge und Böte aller Art beweisen den großen

Ueberfluß der dortigen Tannen und Fichten. Von sehr festen Holzarten finden sich hier die Horneiche und wohl auch die geringelte Eiche (Quercus cornua und concentricatus L.); ferner das Eisenholz (Dracaena ferrea, L.), es dient besonders für Tischler und Ebenisten, wahrscheinlich auch das eigentliche Eisenholz (Sideroxilon spinosum L.), da dies in Ostindien wächst und die Missionaire ausdrücklich des Eisenholzes in China erwähnen. Indeß scheint der Tye-lu-mu, wie sie den Baum dort nennen, aus welchem die Chinesen die Anker kleinerer Fahrzeuge verfertigen, dennoch von einer andern Art zu seyn, denn sie geben diesen chinesischen Eisenholzbaum als größer an, als den gewöhnlichen. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß noch mehrere Zimmerhölzer, welche Loureiro in Cochinchina fand, auch hier zu Hause sind, z. B. das Brückenholz (Polyozus bipennata, Tetrandr. Monog.), welches dem Wasser und den Würmern widersteht, und daher besonders zum Brückenbau gewählt wird, so wie auch das aus ähnlichen Gründen zu gleichem Behuf brauchbare Dauerholz (Aidia Cochinchinensis Loureiro Pentandr. Monog.).

Von schönen Holzarten für Ebenisten gedenken die Missionairen vorzüglich des Tie tans oder Rosenholzes. Es ist röthlich, schwarz, streifigt und hat sehr schöne Adern. Allein dieser Baum sowohl, als

ein ihm ähnlicher gelber schätzbarer Baum, Nan-mu genannt, scheinen bis jetzt noch nicht botanisch bestimmt zu seyn. Dies mag auch von mehreren Färbepflanzen in China gelten, doch werden dort der Carthamus, das Polygonon chinense, zum Färben benutzt, auch ist wohl dort die Lawsonia (Lawsonia spinosa) zum Rothfärben; und mehrere der vorzüglichsten Färbepflanzen hat China sicher mit einem Theile von Ostindien und Cochinchina gemein.

Nach dieser kurzen Uebersicht der bis jetzt bekannten, dem Menschen wichtigsten Pflanzen dieses großen Reichs, gehen wir zu der animalischen Welt.

Unstreitig folgten mehrere der Gebirgsthiere in China den Bergketten, welche mit denen der Tartarei in Verbindung stehen. Es ist daher sehr begreiflich, wie sich in den Gebirgen von Schensi und Schansi sowohl der Moschus und wilde Maulthiere, als vielleicht auch der Argali und der Steinbock vorfindet; auch wohnen dort wohl einige der Gazellen-Arten, deren wir zuvor bei der Tatarei gedachten.

Die südlichen Provinzen, z. B. Sutschuem, Quangsi und Yunnan, bewohnen nun auch bereits die größten Thierarten der heißen Zone, das Nashorn und der Elephant; von letztern sollen sich in den beiden letzten Provinzen zuweilen ganze Heerden

zeigen, und die chinesischen Aerzte, welche überhaupt, wie wir nachmals bestimmter sehen werden, viele thierische Substanzen als Arzneien rühmen, benuzzen mehrere Theile dieses Thiers, z. B. das zu Pulver gebrannte Fleisch, die Galle, die Augen und das Elfenbein. In der Provinz Yunnan, an den Grenzen von Tibet, findet sich gleichfalls der Brummochse (Bos grunnion), dessen seidenhaariger Schweif hier, wie in Indien, zu Fliegenwedeln sehr gesucht wird *).

Unter den Quadrupeden dieser südlichsten Provinzen, und der zu ihnen gehörenden Inseln Hainan und Formosa, finden sich dann auch einige Affenarten, z. B. der Sin-sin (Simia Silvanus?) und der schwarze Affe auf Hainan, vielleicht der Gibbon (Sim. longimana L.), auch wohl der Sisak (Cercopith. Nemaeus). Neuhof sagt, man habe auf dem Berge Toyurg in Sutschuem einen sehr menschenähnlichen Affen gefunden.

Sind diese Thiere der heißen Zone auf Süd-China beschränkt, so ist dies, wie man doch vermuthen sollte, leider nicht der Fall mit dem eigentlichen Königstieger (Felis Tigris).

---

*) Hievon im folgenden die genauere Bestimmung.

Dieses furchtbarste aller Raubthiere findet sich nicht bloß in dem Gebirge der Provinzen von Quangsi und Yunnan, wo die Tieger als sehr reißend gefürchtet werden, sie bewohnen selbst die nordwestlichen Theile des Reichs; der chinesische Tieger soll von minder lebhafter Farbe, nur wenig gestreift, seyn.

Unter den unschädlichen Quadrupeden nennt man auch einen Zwerchhirsch der Provinz Yunnan. Er soll sich von dem gemeinen Hirsche lediglich durch seinen sehr kleinen Körper auszeichnen, und nur die Höhe eines großen Hundes erreichen, daher man ihn als eine Seltenheit in den Häusern hält. Ferner die schnelle Kuh, offenbar eine Gazellenart, wovon China sicher mehrere Arten hat; Bären, Wölfe, Luchse, Ottern und mehrere Wieselarten, wovon man das Pelzwerk benutzt. Der Aufwand der Peltereien, selbst der feineren, ist sehr beträchtlich, und macht, wie wir nachmals sehen werden, einen sehr bedeutenden Handelsartikel aus. Als Merkwürdigkeit gedenken wir noch des von seinem Wohnplatze sogenannten Formosanischen Teufelchen, oder des kurzgeschwänzten Schuppenthiers (Manis brachyura).

Kleinere Thiere, z. B. Mäuse, oder überhaupt Maaethiere, dürfen wir, da hier von keiner eigentlichen Fauna des chinesischen Reichs die Rede seyn kann, übergehen.

Dagegen verdienen die dem Menschen schätzbarsten Quadrupeden wenigstens ein Paar Worte.

China hat weder vorzügliches Mast- noch Wollenvieh, noch Pferde. Toreen sowohl, als der weiter das Binnenland mit Aufmerksamkeit bereisende Barrow spricht den Chinesen gänzlich eine gute Viehzucht ab. Zwar behauptet du Halde, die Provinz Yunnan habe viele Heerden Wollenvieh, allein andere Missionaire fanden doch im Innern höchstens weiße Ziegen, und das Land war überhaupt arm an Hausvieh. Alle stimmen auch darin überein, daß die dortigen Pferde in den gebirgigten Gegenden zwar lebhaft, aber nur klein sind, und daß die tatarischen Pferde sie unendlich übertreffen; dennoch sagt Barrow selbst von diesen, ein kleiner irländischer Klepper, so eben wild aus den Gebirgen gezogen, sey mehr werth, als das beste tatarische Cavallerie-Pferd.

Ueberhaupt halten nur wenige Chinesen Pferde, denn hiezu finden sich nur die wenigen Reichen und Großen im Stande; und da der Ackerbau sowohl als die Fabriken und Manufakturen, fast gänzlich durch Menschen betrieben werden, so scheint den Chinesen die Zucht der Hausthiere überhaupt gar nicht von hohem Werth zu seyn. Dies allein wirft schon kein günstiges Licht auf die Landeskultur, denn wie kann man sich einen reichen Landbau überall

denken, ohne eine bedeutende Viehzucht? Esel werden aus dem doppelten Grunde hier gezogen, weil man sie nicht bloß als Lastthiere benutzt, sondern auch ihr Fleisch vorzüglich findet. Toreen sahe in Canton zu dem Behuf Eselsfleisch verkaufen. Die Tataren sind besonders lüstern darnach.

Das einzige Hausthier, worauf der Chinese besondere Sorgfalt wendet, ist das Schwein; denn er verbraucht eine unglaubliche Quantität Schweinefleisch. Es ist aber die kurzbeinigte siamische Race des Schweins, welche in China gezogen wird und sehr gut bekommt. Die Saumütter werfen hier bereits ehe sie ein Jahr alt sind, und nach dem dritten oder vierten Wurfe werfen sie gewöhnlich 17 bis 18 Ferkel, wovon nur selten einige umkommen.

Die Branntwein-(Samtschu) Brenner und die Fischer ernähren große Heerden Schweine, und alle die vielen kleinen Familien, welche auf den Sampanen, oder schwimmenden Häusern, die wir bald bestimmter werden kennen lernen, leben nicht nur selbst von Schweinefleisch, sondern auch vom Schweinehandel. Allein da sie diese Thiere hauptsächlich mit Fischen erhalten, so bekommt das Fleisch einen besondern, ranzigen Geschmack. Die Ferken des ersten Wurfs werden als Spanferkel gebraten, und diese werden zu diesem Verbrauch geschnitten.

Ein Fremder erstaunt über die ungeheure Quantität von Schweinen, welche er in Canton zu jeder Jahreszeit feil findet.

Allein nicht nur alles genießt hier Schweinefleisch, und fast alle übrigen Speisen werden, um sie schmackhaft zu machen, mit Schweinefleisch bereitet, sondern in den Pagoden bratet man ganze Schweine als Opfer für die Götzen, begreiflich für die Priester. Der Chinese, der übrigens fast kein Thier, selbst die Katzen, die Ratten und Mäuse nicht verschmähet, ist auch viel zu haushälterisch, als daß er verrecktes Vieh sollte ungegessen vermodern sehen; ämsig fischten sie die am Bord der Engländer gestorbenen Schweine auf, und fanden sie sehr wohlschmeckend.

Noch schmackhafter deucht aber dem Chinesen das Fleisch der Hunde. Wenn die Schlächter mit todten und lebendigen zum Schlachten bestimmten Hunden beladen über die Gasse gehen, so haben sie genug zu thun, sich der umherlaufenden Hunde zu erwehren, welche das Geschrei und der Geruch ihrer Mitbrüder gegen sie wüthend macht. (du Halde.)

Dies sey genug von den Quadrupeden, jetzt zu den Vögeln.

China scheint ganz vorzüglich der Sitz der Fasanen zu seyn, sowohl in Ansehung der Verschiedenheit der Arten, als der Schönheit.

Außer dem seltnen und schönen Fasan der Tatarei, dem Argus, dessen wir zuvor gedachten *), der höchst wahrscheinlich ebenfalls in den nordwestlichen Provinzen von China anzutreffen ist, prunkt China vorzugsweise mit den beiden reichgeschmückten Vögeln, den Gold- und Silberfasan (Phasianus pictus und Phas. nycterus L.). Diese herrlichen Thiere sind zu bekannt, um einer weitern Beschreibung zu bedürfen, aber die bunten, grell neben einander gestellten, wenn gleich schönen, Farben des ersten, scheinen stets an die schönen, oft ohne Nuanzen neben einander gesetzten Farben der geschmacklosen Bilder der Chinesen zu erinnern. Man sieht diesem Fasan gleichsam seine Heimath an. Dieses schöne Thier ist besonders häufig in der Provinz Tschensi.

Eine vierte Art dieser Vögel in China ist dann der prächtige Fasan des Lathams (Phasianus Superbus). Auf dem roth, blau und grün schattirten Körper trägt er einen grünen Hals mit hervorstehenden Federn; den grünen Scheitel ziert ein blauer Kamm, die grünen Schultern sind weiß gefleckt und die Schwungfedern blau und roth.

Endlich darf man hieher den Spornpfau (Pavo bicalcuratus; Pavo Chinensis Brisson) setzen, der

*) S. 32.

gleichsam zwischen dem Pfau und dem Fasan in der Mitte steht, und sich beim Hahn durch die doppelten Fußsporn auszeichnet. Auch er gehört unter die schönsten Vögel. Den glänzend braunen Körper zieren große viele güldene Spiegel. Man findet ihn in China in den Gärten der Reichen.

Nur Unkenntniß des großen Reichs ist es, wenn man die Arten der Raubvögel nicht angeben kann, denn wie sollte es ihm daran mangeln, nach dem, was uns der Kaiser Kienlong von denen der angrenzenden Tatarei bekannt machte*). Eben so wenig fehlen dort kleinere Vögelarten. Sonnerat gedenkt mehrerer Tauben, Sprechte und sonstiger chinesischer Vögel; hierunter finden sich auch in den südlichen Provinzen drei Arten von Papageien.

Noch schätzbarer sind aber für die Chinesen die Wasser- oder die Schwimmvögel. Nicht wie in Europa ist bei ihnen das Geschlecht der Hühner das beliebteste Geflügel, sondern die Enten. Auch behauptet Barrow, daß diese uns dumm scheinende Thiere dort gelehrig seyn sollen.

Sonderbar genug ist es, daß die Chinesen, welche der ältere Desguignes von den Egyptern abstammen ließ, den Enten eben so große Sorgfalt

*) M. s. S. 53.

widmen, als die Egypter den Hühnern. Zwar nähren sie gleichfalls Hühner, jedoch mehr für die Ausländer, als zu eigenem Gebrauch. Dagegen ist, nach dem Schwein, die Ente ihrem Haushalt selbst von so großer Wichtigkeit, daß sie, wie jenes berühmte Volk des Alterthums, eigene Einrichtungen erfanden, um stets eine große Menge Enten zu ihrem Unterhalt vorräthig zu haben.

Es giebt in den Städten große Entenhändler verschiedener Art. Einige derselben handeln nur allein mit den Eiern, andere bloß mit jungen Enten, noch andere hingegen haben bedeutende Vorrichtungen zum Ausbrüten der Eier. Hiezu bedienen sie sich sehr einfacher Oefen. Ueber einen aufgemauerten Heerd legen sie eiserne Platten, worauf Kasten gestellt werden, die einen halben Fuß Höhe haben, und mit Sand angefüllt sind. Hierin werden die Enteneier nach der Ordnung gestellt, und mit einem Siebe bedeckt, über welches eine Matte gelegt wird. Der Ofen oder Heerd wird sodann mit einem langsam und gleichförmig brennendem Holze geheizt. Anfänglich giebt man nur gelinde Hitze, nachmals wird sie vermehrt, bis daß die Eier ausgebrütet worden. Indeß gehört hiezu eine große Genauigkeit. Kriechen die jungen Enten nämlich zu früh aus, so sterben sie bald nachher. Die Kaufleute

dieser so ausgebrüteten jungen Thiere bedienen sich daher folgender Prüfungsmethode.

Sie hängen die jungen Enten beim Schnabel auf; wenn diese alsdann munter mit den Flügeln und den Beinen schlagend sich hiegegen sträuben, so ist es ein Zeichen ihrer Güte, ihrer hinreichenden Reife; lassen sie dagegen diese Operation ruhig, mit schlaffen, niederhängenden Flügeln geschehen, dann sind sie zu sehr getrieben, dann sterben sie bald.

Auch für das Aufkommen der jungen Enten hegen die Chinesen dann die größte Sorgfalt. Anfänglich ernährt man sie mit gekochten und zerhackten Krabben oder Krebsen; bald darauf setzt man hiezu gehackte Kräuter und gekochten Reiß.

Nachdem sie hinreichend angewachsen sind, um sich selbst Nahrung suchen zu können, bringt man sie auf Sampanen, Flößen von Bambus-Rohr, die jedoch etwas über das Wasser erhaben und mit einer Gallerie eingefaßt sind. Man legt die Sampane an gut bewachsene Ufer dieses Flusses an. Eine alte abgerichtete Ente führt die jungen Thiere auf einem von der Sampane herablaufenden Brete in eine futterreiche Gegend; hier fressen sie bis die Alte das Zeichen zum Aufbruch durch einen lauten Ruf angiebt. Es ist zu bewundern, mit welcher Genauigkeit die Jungen jetzt nicht nur zu der Alten zurückkehren, sondern wie diese Thiere, welche bei uns

einen hohen Grad von Stupidität äußern, durch diese Erziehungsmethode sich schnell zu helfen wissen, und selbst bei einer großen Anzahl solcher oftmals neben einander liegenden Sampanen, dennoch sofort die ihrige, unter allen übrigen, niemals verfehlen.

Ebenfalls gehorchen diese Enten dem Rufe der Kinder, welche man bei ihrer Erziehung gebraucht, mit einer Gelehrigkeit, deren die europäischen Enten gänzlich unfähig scheinen. So sieht man selbst bei den dümmsten Thieren den hohen Werth einer aufgeklärten Pädagogik!

Auf die Art versorgt der Chinese fast jeden Monat hindurch, die drei eigentlichen Wintermonate ausgenommen, seine Haushaltung mit Enten.

Sollten wir nicht in Europa ähnliche Erziehungs- und Ausbrütungs-Institute nachahmen können?

Hat uns doch bereits Reaumur gelehrt, durch Eier, welche in eine Tonne sich selbst erhitzenden Mist gelegt waren, junge Hühner auszubrüten, dennoch scheint diese Methode nachmals vernachlässigt zu seyn; vielleicht würde uns das Ausbrüten der Enten leichter und einträglicher.

China hat mehrere wilde Enten-Arten; hierunter ist aber keine so berühmt, als die sogenannte Mandarinen-Ente (Anas galericulata, crista

dependente, dorso postico utrinque penna recurvata, compressa, elevata L.). Dieses treffliche Thier, das sich nicht nur durch die schönen, längs dem Kopfe hinabhängenden grünen und röthlichen Federn auszeichnet, sondern noch merkwürdiger ist durch die rothen, sichelförmig am Rücken in die Höhe stehenden Ruderfedern, macht einen kleinen Handelsartikel in China aus; man fängt sie nämlich zur Zierde der Gewässer in den Parks und in den Gärten der Vornehmen. Barrow traf eine Menge davon in der Provinz Schantong auf dem See Tsie-ning.

Die Vorliebe der Chinesen für die Enten als Nahrung, hat sie eine merkwürdige Art gelehrt, die wilden Enten zu fangen, die man, sonderbar genug, ebenfalls bei einigen der Ur-Nationen von Amerika angetroffen hat *).

Dies ist nämlich der wilde Entenfang vermittelst hohler, schwimmender Kürbisse. Der Entenfänger, ein guter Schwimmer, senkt den ganzen Leib ins Wasser und bedeckt den nur allein hervorragenden Kopf mit einem ausgehöhlten Kürbis. Mehrere Oeffnungen sind darin so geschnitten, um ihm nicht nur freien Athem, sondern gleichfalls hinreichendes

*) Beim Debry findet sich eine gute Darstellung dieses amerikanischen Entenfangs.

Essen zu vergönnen. Die wilden Enten pflegen sich gern auf diese Kürbisse zu setzen, die sie wahrscheinlich für natürliche schwimmende Wasserpflanzen halten. Alsdann ergreift sie der darunter verborgene Vogelfänger geschickt bei den Beinen, zieht sie unter das Wasser, erstickt sie, und hängt sie an den Gürtel, den er mit zu dieser Absicht um die Mitte des Leibes trägt.

Ein andrer Schwimmvogel bringt aber den Chinesen noch einen bedeutenden Vortheil; er beweist zugleich von neuem den hohen Werth der Pädagogik bei den Thieren. Dies ist der sogenannte Wasserrabe, richtiger Pelican (Pelecanus chinensis), vielleicht nur eine Spielart des über mehrere Theile der Erde verbreiteten Cormorans, er hat fast die Größe einer kleinen Gans. Barrow sahe ihn in großer Menge eben auf jenem See Tse-ning. Bekanntlich hat das Geschlecht der Pelicane überhaupt ein besonderes Talent im Fischfange. Sie holen nicht nur durch Untertauchen die Fische hervor, sie treiben oftmals in Gesellschaft mit einander auf den großen Strömen Asiens die Fische zusammen, indem sie mit ihren großen Flügeln gegen das Wasser schlagen.

Der Chinese hat diese Fischertalente bei diesem Pelican, den er Leutzé nennt, durch Zähmung des Vogels benutzt. Er erzieht ihn zum Hausthiere,

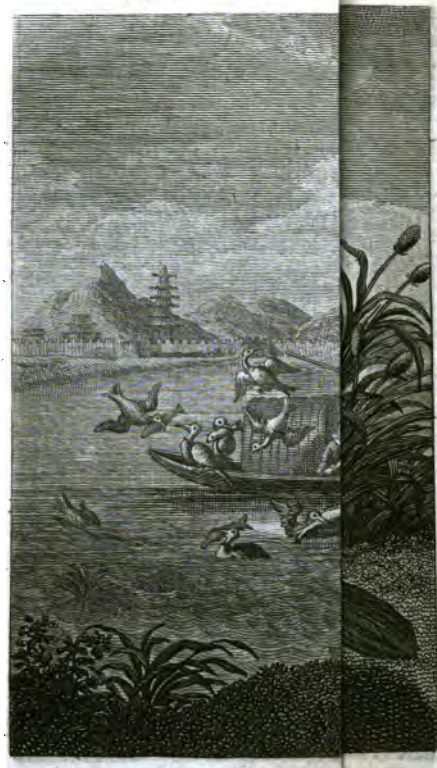
UNIV.
OHIO

führt ihn des Morgens zu einem fischreichen Gewässer, und gewöhnt ihn, die natürliche Geschicklichkeit für seinen Herrn geltend zu machen. Die Fischerfahrzeuge sieht man in der Frühe an den Gewässern mit 10 bis 12 dieser Pelicane besetzt, alle mit einem eisernen engen Ringe um die Kehle. Hier erwarten sie ruhig und begierig, da sie noch nüchtern sind, daß ihre Herren ihnen durch einen Ruderschlag den Befehl zum Anfangen der Fischerei ertheilen. Jetzt stürzen sie sich in das Wasser, holen gewöhnlich einen Fisch aus der Tiefe heraus und bringen ihn an Bord des Fahrzeugs. Ihr Herr bemächtigt sich sogleich des Fisches und sie eilen von neuem zum Fang *).

Ist irgend einer der Fische dem einzelnen Leutze zu mächtig, dann eilet ein zweiter, ja ein dritter Vogel, ihm sofort zu Hülfe und schleppen ihn gemeinschaftlich zum Fahrzeuge. Den mehrmal wiederholten Fang lohnt ihnen ihr Herr durch einige Fische, nachdem er ihnen zuvor das Band löset, welches sie am Verschlucken ihrer Beute bis jetzt hinderte.

Dies führt uns dann zugleich zu den eigentlichen Bewohnern der Gewässer dieses Reichs. Denn das

*) M. s. das Kupfer.



Chinesischer Fischerey.

fährt ihn des Morgens zu einem fischreichen Gewässer, und gewöhnt ihn, die natürliche Geschicklichkeit für seinen Herrn geltend zu machen. Die Fischerfahrzeuge sieht man in der Frühe an den Gewässern mit 10 bis 12 dieser Pelicane besetzt, alle mit einem eisernen engen Ringe um die Kehle. Hier erwarten sie ruhig und begierig, da sie noch nüchtern sind, daß ihre Herren ihnen durch einen Ruderschlag den Befehl zum Anfangen der Fischerei ertheilen. Jetzt stürzen sie sich in das Wasser, holen gewöhnlich einen Fisch aus der Tiefe heraus und bringen ihn an Bord des Fahrzeugs. Ihr Herr bemächtigt sich sogleich des Fisches und sie eilen von neuem zum Fang *).

Ist irgend einer der Fische dem einzelnen Leutzé zu mächtig, dann eilet ein zweiter, ja ein dritter Vogel, ihm sofort zu Hülfe und schleppen ihn gemeinschaftlich zum Fahrzeuge. Den mehrmal wiederholten Fang lohnt ihnen ihr Herr durch einige Fische, nachdem er ihnen zuvor das Band löset, welches sie am Verschlucken ihrer Beute bis jetzt hinderte.

Dies führt uns dann zugleich zu den eigentlichen Bewohnern der Gewässer dieses Reichs. Denn das

*) M. s. das Kupfer.

was wir von dortigen Amphibien zu sagen hätten, wäre für unsere Absicht nicht von Bedeutung.

Merkwürdig genug scheint es übrigens, daß gerade die beiden Arten der chinesischen Amphibien, von welchen wir einige, wiewohl nur unbestimmte Nachricht haben, eine dort in den Häusern gewöhnliche Eidechse und eine Schlangenart, zu Gegenständen des Aberglaubens dienen.

Das Fleisch der Eidechse soll, zu einer Salbe bereitet, sich zu einem strengen Keuschheitswächter eignen. Die Schlange fand dagegen Barrow sogar in der Provinz Kiangsi unweit Nang-tschan-fu, als eine Gottheit in eigenen Tempeln geehrt. Die Schlangenpriester hatten indeß durch genaue Beobachtung diesem Kultus einige Nutzbarkeit abgewonnen. Wenn nämlich diese Schlangen sich auf der Oberfläche ihrer wasservollen Behältnisse zeigen, dann sagen sie Regen und Ueberschwemmungen voraus. Wann wird unser Laubfrosch (Rana arborea) oder unser Wetterfisch (Cobitis fossilis) zu gleichen Ehren gelangen?

Die Fische sind aber, als ein Hauptnahrungszweig des chinesischen Volks von höchster Wichtigkeit. Sowohl an See- als an Flußfischen hat China einen großen Ueberfluß. Eckeberg fand in Canton von den meisten Geschlechtern der bei uns bekannten Flußfische; ob die Karpfen, Lampreten,

Barsche, Hechte u. dgl. von eben der Art mit den unsrigen, dies zu bestimmen war er indeß nicht kundig genug, doch fand er dort unsern Aal.

Es ist fast überflüssig zu bemerken, daß wir aus China die schönen vielfarbigen Gold- und Silberkarpfen (Cyprinus) erhielten; sie zierten schon seit mehreren Jahrhunderten dort die Lusthäuser der Großen. Dieses herrliche Geschöpf wird hauptsächlich aus einem Teiche der Provinz Tschekiang, am Fuße des Berges Tsyenking gefangen, man nennt es dort Kiug-yu, den goldenen Fisch. Er wächst aber bei uns in dem milden Italien zu der Größe eines gewöhnlichen Karpfen. So sah ich ihn in Menge in den Gärten Leopolds des Edlen in Florenz und in den Wasserbecken der Promenade zu Neapel. Am auffallendsten schien er stets in den holländischen und englischen Vogelbauern mit Glasbehältern über dem Canarienvogel oder dem Stieglitz.

Was häuft er nicht zusammen, der Mensch, wie zwingt er doch jedes Thier, jede Weltgegend, ja jedes Element, seinen Sinnen zu fröhnen! Die geschmücktesten Bewohner der Atmosphäre von Europa und Afrika tragen hier gleichsam den goldenen Fremdling von Chinas fernen Gewässern auf ihren Rücken! und während jene die Luft mit ihrem Gesange erheitern, strahlet der Crystall und sein klarer Ju-

halt von dem vielfarbigen Spiele des goldenen Fisches!

Unter die schmackhaftesten, und wahrscheinlich seltenen Fische, denn der Kaiser sandte sie den Engländern von seiner Tafel, gehört der Mu. Ferner rühmen die Missionaire den sogenannten gelben, wenn gleich großen Fisch, der zuweilen gegen 800 Pfund wiegt, dennoch als sehr schmackhaft. Vielleicht gehört er zu den Störarten, da das Fleisch als sehr derb beschrieben wird.

Hieher ist dann auch wohl der vom du Halde sogenannte Mehl-Fisch zu rechnen. Was aber ein von den Chinesen viel gegessener sehr häßlicher Fisch, der Hay-seng genannt, sey; ob er nicht vielmehr unter die Mollusken gehöre, wie sich aus der Beschreibung zu ergeben scheint, wird nur ein Naturalist durch Autopsie uns lehren.

Nützlicher für das zahlreiche Volk sind dann die gewöhnlichen Fische. Unter sie gehörten für die am Meere und an den Mündungen der großen Ströme gelegenen Provinzen sowohl eine Art der Seebrachsen als der Stockfisch, und selbst eine Häringsart, welche du Halde die Alose nennt.

Besonders haben hierin die Provinzen Schantong und Kiangnan den Vorzug; erstere wegen ihrer weiten Hervorragungen ins Meer, letztere ebenwohl wegen der Küstenlage und zugleich wegen der

beiden größten Ströme des Reichs, welche beide durch sie hingehen; und endlich wegen der großen unfern derselben gelegenen Landseen.

Die hoch hinauf laufenden weiten Mündungen dieser Riesenströme führen aber selbst seltene Meerthiere in das Land; z. B. das Meerschwein, wahrscheinlich eine Delphinenart. Zu gleich seltnen Arten rechnet man dann ebenfalls einige Stachelbäuche (Tetredon) und Panzerfische (Ostracion).

Von den Seebrachsen und Alosen wird eine sehr große Menge eingesalzen und so aufbewahrt, auch ins Innere gesandt.

Daß die Fischereien selbst von jeder Art sind, kann man der gescheiten Betriebsamkeit dieses Volks schon zutrauen. Daher sahe Eckeberg vielartige Netze, Fischkörbe und Reusen, und die Methode des Harpunirens. Aber außer der so eben angeführten Fischerei durch den dazu abgerichteten Leutze, findet sich hier eine andere nicht minder sinnreiche Methode; sie ist folgende: Längs den Seiten langer, schmaler Fahrzeuge hängen sie an eigenen Hespen, mit einem hellen Firniß überzogene, daher glänzende Breter, die beinahe das Wasser berühren, aber dabei etwas aufwärts gebogen sind. Beim Mondenlichte verleiten sie durch eine Stellung, welche die Strahlen zurückwirft, den Fisch, der hier glänzendes Wasser zu sehen glaubt, darauf hin zu springen und

hiemit in das Boot selbst hinab zu gleiten. Barrow sahe auf dem großen See Poyang diese listige Fischerei mit gutem Erfolg betreiben.

Endlich gewährt der Fischlaich selbst den Chinesen einen einträglichen Handel.

In den Frühlingsmonaten zeigt sich auf dem größten Strome Santschian eine so ungeheure Menge Fischlaich, daß selbst die niedern Flüsse und Gräben damit bedeckt scheinen. Sodann sieht man, besonders um die Stadt Kian-kiang in der Provinz Kiangsi, eine übermäßige Anzahl Fischerbarken, um diesen Theil des Flusses auf 9 bis 10 Meilen mit Matten und Hürden gleichsam abzudämmen, und hiedurch den obenschwimmenden Fischlaich aufzufangen. Das mit dem Laich geschwängerte Oberwasser wird abgeschöpft, in große Gefäße gefüllt, und so in entlegene Provinzen zum Verkauf verführt. Hier vertheilt man den Laich in die Flüsse und Teiche und erzielt dadurch eine Menge Fische.

Freilich bleiben, aller dieser gescheiten Thätigkeit ungeachtet, die Fischer selbst eine magere, dürftige Volksklasse. Borrow fand sie von den Landbauern eben dieser Provinz durch ihr elendes Aeussere sehr ausgezeichnet, indeß fristeten sie sich doch, wenn gleich kümmerlich, ihr Leben *).

*) M. s. weiterhin über die Bevölkerung des Reichs.

Auch die kleinsten Thierarten, die Insekten, sind diesem Reiche von ganz vorzüglicher Wichtigkeit.

So wenig Jemand zweifeln wird, daß in einem so weit gestreckten, größtentheils unter dem schönsten Himmel gelegenen Lande, wovon ein bedeutender Theil sogar der heißen Zone angehört, ein sehr grosser Reichthum von Insekten vorhanden seyn müsse, eben so wenig wird man leugnen, daß unter allen diesen dem Seidenwurme, dem Werthe nach, der oberste Rang gebühre.

Es hieße die Leser verkennen, wenn hier eine Beschreibung dieses kostbaren Insekts folgte. Auch ist's hinreichend bekannt, daß die Seide selbst aus Sina stammt; daß der Occident die erste Seidenzucht zweien Mönchen verdankt, welche im 6ten Jahrhunderte den Saamen von Seidenwürmern aus China nach Constantinopel brachten, und daß nur erst mehrere Jahrhunderte darnach der Seidenwurm auch bei uns bekannt ward.

Wie alt aber die Kultur des Seidenwurms und des ihm angehörenden Maulbeerbaums in China selbst ist, dies geht so weit in die Vorzeit zurück, daß selbst die Chinesen nichts Bestimmtes darüber anzugeben wissen. Nur behaupten sie, daß Leizou (du Halde nennt sie Sieling) eine der vier Gemahlinnen des Kaisers Hoangty (er war der größte Beförderer der Manufakturen überhaupt, und soll

fast 5000 Jahr vor Christi Geburt in China geherrscht haben) die Zucht der Seidenwürmer und die Seidenspinnerei zuerst lehrte.

Mag hiebei viel übertrieben seyn, wie dies bei diesem auf sein hohes Alter lächerlich eiteln Volke fast überall der Fall ist, stets bleibt es sicher, daß in China der Gebrauch der Seide auf mehrere Jahrtausende weiter hinaufreicht, als bei uns.

Daher waren dann auch bei dieser industriösen Nation die Maschinen, welche zur Seidenweberei gehören, wirklich seit mehreren Jahrtausenden im Gange.

Kaum erhielt aber Constantinopel den Seidenwurm, so errichtete bereits Kaiser Justinian sowohl dort, als in mehreren Orten Griechenlands, Seidenfabriken. Hier fand sie König Roger, als er einen Theil Griechenlands eroberte, und verpflanzte sie 1130 nach Sicilien.

Wie sich von nun an die Seidenkultur verbreitet hat, liegt außerhalb unsers Weges; genug, wir haben seitdem China einen sehr wichtigen Vorrang abgewonnen, und dieses treffliche Produkt hat sich über unsern Welttheil bis hoch nach Norden ausgedehnt, zu einem der ersten Erwerb- und Handelszweige erhoben.

Indeß ragt China durch seine lokale Vortheile, in Rücksicht der Güte der Seide, stets über Europa

hinaus. Noch jetzt ziehen wir von dort nicht bloß eine Menge roher Seide und fertiger Zeuge, Europa ist nicht vermögend, die hochglänzende Seide vom reinsten Weiß zu erzielen, welche bei unsern weißen Atlassen und Sammetten, und vorzüglich bei unsern Blonden und Gazen unumgänglich nothwendig ist.

Im Jahre 1766 zog England aus China 104000 Pfund dieser Seide, und Frankreich 80000; doch hat man sich seitdem, besonders in Frankreich, es sehr angelegen seyn lassen, die dortige Seide zu ähnlicher Weiße und Schönheit zu bringen.

Diese vorzügliche Art Seide bringt aber hauptsächlich die Provinz Tschekiang hervor. Sie ist bei uns unter dem Nahmen der Seide von Nanking berühmt. Diese Provinz erzielt überhaupt einen solchen Reichthum von Seide, daß du Halde, freilich zu seiner Zeit, zu behaupten wagte, sie allein könne alle Fabriken Europens hinreichend versorgen.

Wahrscheinlich ist es, daß der Vorzug der chinesischen Seide in dem Klima und dem Boden selbst liegt. Wissen wir doch, daß bei uns die Güte der Maulbeerblätter, also der Fütterung, bedeutende Unterschiede unter den Würmern, und dadurch unter dem Gespinste hervorbringt.

Merkwürdig ist es indeß, daß die Chinesen unter dem Kaiser Canghi es versucht haben, die Seidenraupen mit jungen Eichenblättern aufzufüttern. Es gelang; jedoch scheint davon weiter kein Gebrauch gemacht worden zu seyn. Wahrscheinlich wäre oder war wirklich die Folge eine schlechtere, minder benutzbare Seide, so wie bekanntlich auch bei uns die Seidenraupe auf eine Zeitlang mit Lactukblättern sich begnüget, aber dadurch erkranket und nur ein schlechteres Gespinst erzeugt.

China liefert aber ebenfalls sehr an Güte unterschiedene Sorten von Seide. Eine Art der Seidenwürmer wird, sobald sie aus dem Ei gekrochen, ins Freie auf die Blätter der wilden Maulbeerbäume gesetzt. Hier überläßt man sie sich selbst. Sie spinnen sich darauf ein, und geben dann eine grobe aber sehr starke Seide, welche dort statt der Darmsaiten auf den musikalischen Instrumenten dienet.

Bei der Wartung der übrigen in den Zimmern erzogenen Seidenraupen ist es merkwürdig, daß die chinesischen Vorschriften vom Seidenbau, wovon uns du Halde einen Auszug geliefert hat, ausdrücklich verlangen, der ganz jungen Brut anfangs bis auf 3mal im Tage frische Blätter zu reichen. Ueberhaupt scheint die Sorgfalt dieses Volks beim Erziehen der Raupen die der Europäer weit zu

übertreffen. Die Säle der Seidenraupen sind mitten innerhalb der Maulbeer-Plantagen, um die Blätter stets frisch zu haben. Man bewacht die Raupen Tag und Nacht, und sucht jedes starke Geräusch zu verhüten, bedeckt sie bei Gewittern gegen den Blitz mit Matten, und reiniget sorgfältig die Bäume, damit sie stets jüngeres Laub liefern. Dieser Sorgfalt verdankt man dann auch wahrscheinlich das schönere feinere Gespinst.

Freilich muß den Chinesen unendlich mehr an dem Seidenbau gelegen seyn, als dem Europäer, denn dort kleidet die Seide ein Volk von 100 Millionen. Selbst der Bauer hüllt sich oftmals in Seide, und der Reiche trägt, wie wir bald sehen werden, bis auf funfzig verschiedene Seidengewänder über einander. So wird die Seide durch das, was bei uns die Wolle ist, die allgemeine Bedeckung des zahllosen Volks, und die Seide ist daher in China unglaublich wohlfeil. Hiegegen ist also selbst jener auswärtige Handel mit diesem Produkte, so einträglich er uns auch scheinen mag, ein völlig Unbedeutendes.

China kann sich indeß noch einer Art Seide rühmen, welche wir nur durch Beschreibung, oder höchstens aus einzelnen Proben kennen. Dies ist die berühmte Seide der Provinz Schantong, wovon man das merkwürdige Zeug Kient-schou webt. Die

Raupe, welche diese Seide spinnt, ist gänzlich von dem gewöhnlichen Seidenwurm verschieden, und lebt auf Waldbäumen. Auch ist das Gespinst, nicht wie bei jenen, das Gewebe oder die Hülle der Puppe; die Raupen spinnen vielmehr ihr Gewebe in die Bäume in langen Fäden, und der Wind treibt diese dann hin und her. Von diesen Seidenraupen soll es dort zwei verschiedene Arten geben, wovon die erstere größer und schwärzer, die andere dagegen kleiner ist, als die gewöhnliche Maulbeerraupe. Das Gespinst der ersten ist röthlichgrau, das der zweiten aber schwärzlich. Man sammlet jene Fäden, und webt daraus sehr geschätzte, theure Zeuge. Zwar haben sie ein grobes Ansehen, allein sie sind nicht nur sehr fest, sondern man kann sie waschen, und sie bekommen durch das Waschen einen hohen Glanz; dabei nehmen sie keine Flecke an, selbst kaum Oelflecke, und sind von unglaublicher Dauer.

Den Chinesen genügt indeß der gewöhnliche Nutzen des Seidenwurms nicht. Er macht ihn sogar zu seiner Nahrung. Würde man es wohl glauben, wenn es nicht der genau beobachtende Eckeberg bezeugte, daß die Puppen (Chrysaliden), von welchen man die Seide abgewickelt, dort gekocht werden, um sie getrocknet zu genießen. Man ißt sie begierig, und ihre ungeheure Menge bringt

keinen unbedeutenden Nahrungs- und Handelszweig hervor.

Wenn gleich unendlich weniger einträglich, als die Seide, ist dagegen das Wachs, welches ein anderes Insekt hervorbringt, desto merkwürdiger, je weniger wir das Thier selbst kennen.

Der Tschang-pe-la, so nennt der Chinese ein weißes Wachs, welches das Bienen-Wachs an Weiße und Härte übertrifft, wird von kleinen Insekten erzeugt, denen der immergrünende Baum Tongtsin, oder auch der Baum Yo, zu ihrer Heimat dient. Dieser Baum trägt weiße Blüthen in Bouketten im 5ten Monate des Jahrs, er trägt auch Früchte wie der Baum Kin (?), die beim Reifen schwärzlich werden.

Das Insekt, wahrscheinlich eine Schildlaus (Coccus), setzt sich in großer Menge traubenförmig an den Baum; man könnte sie dann leicht für seine Früchte halten. In ihrer Jugend sind sie weiß, älter werden sie schwärzlich. Ihre Eier legen sie nesterweise; ein jedes Nest hat einige hundert kleine Eier. Man sammlet diese Eier im Frühling und hängt sie an die damit zu bepflanzenden Bäume; einen Monat darauf wimmelt alles von den ausgeschlafenen Insekten; sie geben einen weißen Schleim von sich, der mit der Zeit zu einem weißen Wachs

gewinnt. Die Chineſen ſcheinen hiebei eine beſondere Genauigkeit zu beobachten, denn es heißt ausdrücklich: wenn die Sonne in der Mitte des Stierzeichens ſteht, werden die Eier geſammlet und im 15ten Grade der Zwillinge ſchliefen die Inſekten aus, im 15ten Grade der Jungfrau, alſo etwa drei Monate nachher, nimmt die Wachsernte ihren Anfang. Das Wachs läßt ſich alsdann von den Zweigen ablöſen, aber iſt dieſe Zeit verſäumt, mit gröſſerer Schwierigkeit.

Das Wachs iſt glänzend und hart. Man ſchmelzt es beim Feuer, ſetzt es darauf mit dem Gefäß in kaltes Waſſer. Wenn man es zerbricht hat es Adern wie ein weißer Stein. Man vermiſcht es mit Oel und zieht Lichte daraus, auch bedienen ſich die Wundärzte deſſelben zu Pflaſtern.

Dieſes Wachs iſt unter der Dynaſtie der Yuen, (alſo nur erſt etwa 1280 n. Chr.) bekannt worden, ſeitdem iſt es allgemein. Die Provinzen Setſchuen, Houguang, Yunnan und Tokien, alſo die ſüdöſtlichen, bringen dieſes Wachs hervor, jedoch kommt das beſte aus Setſchuen und Yunnan. Die Inſekten ſind, wie das Cochenill-Inſekt, ſorgfältig gegen die Ameiſen zu ſchützen. Vielleicht iſt dieſes Wachs das wachsähnliche weiße Lack, das man bei Madras entdeckt hat, welches zellenförmige Abtheilungen

zeiget, deſſen auch Herr Hofrath Blumenbach erwähnt *).

Auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß eine der Schildlausarten (Coccus) von Oſtindien, deren bereits Dr. Anderſon als Gummilack erzeugende Inſekten erwähnt (Letters to Sir J. Banks Madras 1788. p. 18.), hieher gehöre, und dereinſt dort eben ſo einträglich werden könnte.

Wie nahe aber dieſes chineſiſche Inſekt mit demjenigen verwandt iſt, welches uns durch Staunton in Cochinchina als ein Thier bekannt worden iſt, das da gleichfalls Wachs hervorbringt, und den Angaben und der Zeichnung nach **) zu den Blattſaugern (Chermes) gehört, und, wie mehrere dieſes Geſchlechts, mit Wolle bedeckt iſt, iſt noch unentſchieden. Wahrſcheinlich möchte ſich auch dieſes Inſekt in China finden. Und warum ſollte nicht auch ein Chermes etwas ähnliches erzeugen, als ein Coccus?

Endlich findet ſich noch eine beſondere Gallweſpe in China, welche Galläpfel von vielartigem Nutzen und von einer erſtaunlichen Größe hervorbringt. Die kleinſten ſind von der Größe einer Caſtanie,

*) Handbuch der Naturgeſch.

**) M. ſ. Macartneys Reiſe.

die größten kommen einer Faust gleich. Man braucht sie sowohl zum Schwarzfärben des Papiers, als zum Schreiben oder bei der Dinte selbst; zugleich rühmen die dortigen Aerzte sie als schleimauflösend in der Wassersucht, wie auch in Entzündungen und Hämorrhagien. Diese Gallen nennt man Ou-po-tsse.

Dem Nutzbaren mag nun das Angenehme folgen. China erzeugt Insekten, welche nur allein wegen ihrer Schönheit berühmt, mühsam gesammlet und theuer bezahlt werden. Hieher gehört eine sehr große Phaläne, oder wohl eher ein Abendvogel (Sphinx) der Gebirge Lo-feou-chan in der Provinz Quantong, unweit der Stadt Hoeit-schou-fu. Sie hat die Größe einer Fledermaus, kommt auch mit ihnen darin überein, daß sie nur am Abend zu schwärmen anfängt, am Tage hingegen mit zusammengefaltenen Flügeln an den Bäumen sitzt. Hier sucht man sie auf wegen ihrer herrlichen Farben und sendet davon die größten und schönsten an den Hof des Kaisers, woselbst sie zur Ausschmückung des Pallasts dienen. Eine andere nur kleinere Art wird gleichfalls wegen ihrer Schönheit emsig gesucht, sie ist in der Provinz Petscheli auf dem Gebirge Sichan einheimisch.

Was für Naturschönheiten und Seltenheiten ist der Entomologe nicht berechtigt in China zu erwarten!

Diese Thierklasse bringt aber dort ebenfalls zu Zeiten Landplagen hervor. Ungeheure Schwärme von Heuschrecken verheeren oftmals die reichsten Erndten. „Sie erschienen, sagt ein chinesischer „Schriftsteller, in so erstaunlichen, und so dicht an „einander gedrückten Heeren, daß der ganze Himmel „bedeckt war; sie glichen grünen Bergen, welche in „die Höhe schwebten.“ Besonders ist die Provinz Schantong dieser Plage ausgesetzt.

Uns beschenkte China ebenfalls mit einem sehr schädlichen oft alles verzehrenden Insekt, nämlich mit der orientalischen Schabe (Blatta orientalis), ein furchtbares Thier, das auf den Flotten zu Zeiten Hungersnoth hervorbringt.

Hiemit sei es genug von China's Erzeugnissen. Ist gleich die Anzahl derselben nicht groß, so setzt dagegen ihre Verschiedenheit eine eben so erstaunliche Fähigkeit des Landes, fast alles Nützliche und Schöne hervorzubringen, zum voraus, als die Sonderbarkeit und Neuheit mehrerer derselben jeden Kenner und Liebhaber der Natur mit Bewunderung und Neugierde auf die noch unbekannten Schätze des großen Reichs erfüllen; nun zu dessen Haupt-Produkte, zu dem

Menschen.

Bevor wir den Chinesen selbst kennen lernen, ist es nothwendig, einige Völker davon abzusondern, welche, da sie bereits seit langer Zeit mit zu den Bewohnern des eigentlichen China gerechnet sind, dennoch zum Theil von den Mongolen als auch von den eigentlichen Chinesen verschieden sind.

Es ist dies aber besonders deshalb desto nothwendiger, weil uns eine Thatsache noch merkwürdiger vorkommen würde, als dies, selbst noch bei dieser Einschränkung der Fall ist, nämlich die, daß in dem ungeheuern chinesischen Reiche, die Mongolei nicht einmal abgerechnet, die Bildung der Chinesen selbst nicht beträchtlich von einander abweicht, wenn gleich das Klima und der Boden der weit aus einander gelegenen Provinzen beträchtlich von einander verschieden sind.

Die hier von den Chinesen mit Recht zu trennenden Völker sind die Sifan oder Tonfau; ferner, die eigentlichen Kokonorschen Tartaren, dann die Kolos, und endlich die Nation der Miaose. Die ersteren scheinen mit einander entweder wirkliche Tartaren, oder vielmehr Mongolen zu seyn, welche nur hauptsächlich dadurch von den übrigen Mongo-

len und Tartaren zu unterscheiden sind, daß sie sich bis jetzt nicht gänzlich unter die chinesische Regierung fügen, und viele ihrer alten Sitten und Verfassungen beibehalten haben.

Die Sifan bewohnen die äußersten nordwestlichsten Grenzen der Provinz Schensi, jenseit der großen Mauer in zwei Thälern. Die Missionaire geben dem größten Thale auf 100 (fr.) Meilen in die Länge, es läuft wie eine schmale Landzunge in das Gebiet der Eleuthen hinein, und die äußerste westlichste Stadt der Chinesen ist dort Soutschou an der großen Mauer. Das zweite, ein kleineres Thal, liegt südlicher; gegen das Ende findet sich die Stadt Sining. Daß diese Völker, welche die Chinesen in schwarze und gelbe Sifanes theilen, Mongolische Nomaden sind, sieht man selbst aus dieser Eintheilung; denn diese ist von der Farbe ihrer Wohnungen, nämlich ihrer Zelte, hergenommen. Es sind unstreitig einzelne Zweige der Kokonor-Eleuthen, zwischen Tibet und China gelegen, mit welchen die Chinesen vormals manche Fehde zu bestehen hatten, und die noch jetzt in den Gebirgen dieser weit entlegenen Provinz einen großen Theil ihrer Unabhängigkeit behalten haben. Sie mögen sich, wie dies oftmals bei den verschiedenen Stämmen der Mongolen und auch der Tartaren der Fall ist, von den gleich darauf folgenden Fremden, den eigentlichen

Kokonor-Eleuthen in manchen Stücken, ihre Sitten und Regierung betreffend, unterscheiden, sonst scheinen diese beiden dennoch zu einem und demselben Volke zu gehören.

Die Lolos, deren du Halde gedenkt, stammen dagegen von einer ganz andern Menschen-Race. Es sind Indier, in so fern man diesen Nahmen auch auf die Völker von Ava und Pegu ausdehnen will. Sie bewohnen die Gebirge der südlichen Theile der westlichsten Provinz Yunnan, grenzen mithin an Tunkin und an die Länder der Birmanen. Ihre Sprache ist auch gänzlich von der Chinesischen verschieden, und ihre Schreibart stimmt mit der der Birmanen von Ava und Pegu überein, so wie auch ihre Religion. Ihre metallhaltige Heimat gewährt ihnen Waffen und sonstige Bedürfnisse des Mineralreichs. Auch dieses Volk wird von den Chinesen mit vieler Nachsicht behandelt, denn ihre Gebirge schützen sie gegen Unterdrückung. Es wird unter sich von ihren eigenen Herren regiert, und diese maßen sich unumschränkte Gewalt über ihre Unterthanen an.

Endlich sind die Miaose's, welche sich nicht nur in den Gebirgen der Grenz-Provinzen Setschuen, Quangsi und Quantong, sondern sogar in den Bergen der Mittel-Provinz Houquang und Koeitschu angesiedelt haben, merkwürdig.

Diese wilden Bergbewohner sind noch jetzt den Chinesen furchtbare Feinde, und die dagegen gesandten Truppen haben mehrmalen den kürzern gezogen. Es sind gesunde, starke Menschen, die durch einfache Lebensweise in den Gebirgen allen Unbequemlichkeiten der Witterung trotzen, und über die rauhesten Felsen mit bloßen Füßen hinweglaufen.

Es giebt unter diesen Bergvölkern selbst beträchtliche Verschiedenheiten. So zeichnet sich derjenige Theil, oder Stamm, welcher zunächst an der Provinz Yunnan wohnt, und der von den Chinesen die Holzratten, Mou-lao, genannt wird, sowohl durch Kleidung als durch Sitten von den übrigen aus. Ihr Ueberrock gleicht einem Sacke, mit weiten, am Ellbogen aufgeschlitzten Ermeln. Hierunter tragen sie ein Kleid von anderer Farbe, dessen Näthe mit Muscheln besetzt sind; die Mütze ist aus einer Art Hanf. Sie sind daneben wegen ihrer Musik berühmt, worin sie es den Chinesen zuvorthun, sowohl in Rücksicht der Regelmäßigkeit und des Ausdrucks, als in Ansehung der Ausführung, besonders auf einer Art Flöte und Guitarre.

Ein anderer Stamm der Miaose's ist besonders wegen des Kopfputzes ihrer Weiber merkwürdig. Dieser besteht nämlich in einem, mit den Haaren durch Wachs so innigst verbundenen und davon gänzlich bedeckten Brete, daß sie sich nur mit Mühe

schlafen legen und noch weit größere Schwierigkeit finden, bei diesem sonderbaren Kopfputz, sich das Haar zu reinigen.

Uebrigens sind alle Miaose's Hirten-Völker, treiben daher auch einen Viehhandel mit den Chinesen, so wie einige Stämme, welche bedeutende Waldungen besitzen, gleichfalls ihr Holz an letztere verkaufen.

Die Chinesen verachten diese Völker, und geben sie für betrügerisch und boshaft aus. Allein die Missionaire bezeugen hievon das Gegentheil, und man sieht leicht, daß ein kühnes, freidenkendes Bergvolk stets von tyrannischen Weichlingen, die kaum durch ihre größere Zahl sie im Zaume zu halten vermögend sind, weder Aufrichtigkeit noch weniger aber auf Wahrheit gegründete Nachrede zu erwarten hat.

Mehrere dieser Nationen sehen sich als von den Chinesen abhängig an; andere hingegen genießen ihrer völligen Freiheit. Aber auch selbst die ersteren werden von der Regierung mit großer Schonung behandelt.

Jetzt zu den eigentlichen Chinesen.

Sie sind, der Größe nach, nur von mittelmäßigem Körperbau. Ihre Gliedmaßen, besonders der Fuß und die Hand, sind vorzüglich klein.

Die Farbe der Haut ist ein bräunliches Gelb, das freilich, je nach den verschiedenen Umständen, sowohl des Lokals, als der Lebensart, abwechselt. Der Bewohner der nördlichen Provinzen ist weißer, als der von Quangsi oder Quanton, so ist auch der stets der Luft ausgesetzte Kuli (Träger) brauner als der Mandarin, oder der Reiche, und viel dunkeler als das in den Harems eingeschlossene Frauenzimmer.

Das, wodurch aber der Chinese seine Abkunft noch deutlicher ausspricht, ist die Bildung des Kopfs, und besonders des Gesichts. Ein breites, flaches Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen; eine geplätschte Nase mit weit gesperrten Nasellöchern, zwischen weit auseinander stehenden, eng geschlitzten Augen, deren oberes Augenlied unter einem erhöheten Bogen gegen die Nase zu mit dem untern gleichsam zusammen fließt, und nicht mit diesem, wie bei uns Europäern, einen eigenen Winkel macht *); dies zusammen nebst der Farbe des Gesichts selbst, dem dunkelschwarzen Haare und dem spärlich beschatteten Kinne, zeigt uns entscheidend den Mongolen.

Auch einer der neuesten, genauesten Beobachter bezeugt, daß es schwer halte, die Tartaren (hier offenbar mit den Mongolen verwechselt) von den Chi-

*) M. s. das Titelkupfer.

nesen zu unterscheiden. Ihres nur mäßigen Körperbaus ungeachtet, bringt eine stete Uebung es dahin, daß sie schwere Lasten tragen, ja Sonnerat bezeugt, sie hüben 150 Pfund mit ausgestreckten Armen bis über den Kopf in die Höhe, und zeigten eine besondere Kunst darin, die Muskeln durch Anstrengung so steif oder hart zu machen, daß bei Faustkämpfen ihr Gegner einen Schlag dagegen durch Rückwirkung am stärksten empfindet.

Jener Aehnlichkeit mit den Mongolen ungeachtet, hat dennoch, wie wir zuvor sahen *), der Chinese etwas eigenes in seiner Physiognomie und in seiner ganzen Bildung, wodurch man ihn gar bald von seinen Ueberwindern, den Mantcheeu-Tataren, unterscheidet.

Und dies scheint desto deutlicher zu zeigen, daß China, von eigentlichen Mongolen bevölkert, durch sein Lokal gleichsam von dem übrigen Asien abgeschieden, nachmals zu einer eigenen ungeheuren Familie anwuchs, die, wie jede Nation, welche während eines großen Zeitraums unvermischt bleibt, eine Familien-Bildung und Familien erhält, die eben so unverlöschlich als unverkennbar bleiben. Das große Beispiel der Hebräer ist hievon fast über der ganzen

*) S. 90.

Erde nicht minder entscheidend, als die Chinesen in Java und in den übrigen Theilen ihrer Colonien in Ostindien. Ja, Barrow hat uns ein höchst merkwürdiges Beispiel gegeben, wie sich die Spuren dieser Menschenrace sogar im südlichsten Afrika auffinden lassen.

Auch dadurch unterscheidet sich der Chinese vom Mantcheu, daß er bei guter Nahrung einen besondern Hang zum Fettwerden zeigt, abermals eine Aehnlichkeit mit den Mongolen *). Ein schöner Mann und ein Fettbauch sind in China Synonymen, und diese Idee erstreckt sich dort selbst auf den Geist. Der Chinese denkt sich unter einem talentvollen Mann nur eine große Fleischmasse, einen Dickbauch; er verweigert jedem schmächtigen Manne seine Verehrung.

Auch das andere Geschlecht, wenn gleich von minder unangenehmer Bildung, zeigte nichts von den schönen Idealen, wodurch einige andere Völker Asiens, z. B. die Hindus, berühmt sind. Zwar ist ihr Teint oftmals, selbst ohne alle Schminke, so frisch, daß er sich mit dem der schönsten Mädchen von Europa vergleichen läßt, allein das gar zu kleine, wenn gleich schwarze, blitzende Auge hat weder

*) M. s. den vorhergeh. Jahrgang von den Kalmücken.

das Sanfte, noch die Macht des großen blauen od schwarzen Auges unserer Schönen. Die Bildu des ganzen Gesichts entspricht zugleich stets me oder minder der der Männer.

Ist nun auch ihr Körperbau im Ganzen genom men fein, so machen doch einige Provinzen hievo eine Ausnahme. Die von Kiangsi fanden die Eng länder robust und zu den härtesten Arbeiten geschickt Sie sind es, denen dort besonders der Ackerbau ob liegt, ja man spannte sie sogar vor den Pflug; da her kauft sich der Landmann wo möglich ein Mäd chen aus dieser Provinz zur Gattin.

Wesentlich gehört aber in China, mehr als irgendwo, der möglich kleinste Fuß zur Schönheit des chinesischen Mädchens. Sein Maas bestimmt sogar den Kaufpreis der Braut, denn auch bei dieser Nation, von so hoch gerühmter Kultur, ist die Gattin nur käufliche Waare. Der gefühllose Wollüstling verstümmelte hier selbst die Natur. Gleich nach der Geburt biegt die Hebamme dem weinenden Säuglinge die Zehen gewaltsam unter die Fußsohle, quetscht zugleich die Hacken tiefer in den Fuß hinein, und bildet, mit starken Bändern, den zarten Bau auf immer zu einem kurzen Stumpf, zu einer rundlichen Mißgestalt um. Denn dieser harte Zwang, der mit den Jahren fortgeht, benimmt den Zehen und ihren Muskeln alle Kraft, und lähmt die Unglück-

ten ode
Bildung
s mehr

genom-
hievon
e Eng-
schickt.
nu ob-
; da-
Mäd-

s fe-
des
ogar
Na-
ttin
ing
der
ng-
cht
nd
uf
li-
er
nd
k-

UNIV. OF MICH.

Chinesischer Frauenzimmer Fuß.

liche Zeit ihres ganzen Lebens. Dafür sieht man dann Mädchensfüße, die nur 5, ja selbst nur 4 Zoll lang sind; ein schöner, auf vielfache Weise geputzter Schuh muß dies noch sichtbarer machen; und den durch diese Tortur stets angeschwollenen Aenkel decken ein vielfarbiger Stof und bunte Franzen *).

Dieser Unsinn beraubt das andere Geschlecht der vorzüglichsten Gabe der Natur, der freien Bewegung. Das Mädchen watschelt nur mühsam durch die Zimmer ihres Serails; die offene Natur, jeder Spaziergang im Freien, ist ihr auf ewig verboten.

Schwerlich war es nur Eifersucht, die den Chinesen zu dieser Barbarei verleitete. Wie der Türk und der Perser verkert er ja die Frauen ein, und hält ihnen verschnittene Wächter; dennoch sann keiner dieser Weibertyrannen auf gröbliche Verstümmelung des schönen Geschlechts. Die Nation der Chinesen, in so vielfacher Art auf das widrigste einzig, mußte es gleichfalls in dieser, so wie in mehreren ihrer Moden und Ceremonien werden.

Sehr alt scheint diese tolle Mode nicht zu seyn, da Marco Polo, der im 13ten Jahrhunderte China besuchte, und der der Schönheit der Chinesen

*) M. s. das Kupfer.

sinnen, so wie ihres Putzes, mehrmals Erwähnung thut, dieser Mode durchaus nicht gedenkt.

Wenn gleich der Geist und Charakter dieses sonderbaren Volks nur erst aus seiner Lebensart, seinen Sitten, Gewohnheiten und Verfassung bestimmter hervorgeht, so wird es dennoch erlaubt seyn, hier einige Hauptzüge seines jetzigen Charakters voranzuschicken, welche ihm weder seine Gegner noch Lobpreiser ableugnen.

Gefühllosigkeit ist ein Hauptzug in der Natur der Chinesen. Gefühllosigkeit gegen körperliche Schmerzen, gegen Scham, gegen Ehre, ja gegen sein eigenes Blut. Daher die Gleichgültigkeit gegen die härtesten und entehrendsten Strafen; daher die Frechheit, mit welcher sie ihre niedrigsten Betrügereien gestehen; daher das Erbieten, sich für Geld statt eines Schuldigen abstrafen zu lassen; daher endlich die schändliche Entmannung der Knaben und das empörende Aussetzen der eigenen Kinder.

Diese Gefühllosigkeit dient dann dem zweiten Charakterzuge, der niedrigsten Eigennützigkeit, zum trefflichsten Pflegevater, und durch äußere Schlauheit, Verstellungsgabe, Arbeitsamkeit und Ausdauer unterstützt, sieht man Werke und Einrichtungen

hervorgehen, die man einer unwissenden, kleinlichen, stolzen, feigen und knechtischen Nation kaum hätte zutrauen dürfen.

Bei diesen widrigen Eigenschaften zeigt sich eine merkwürdige Höflichkeit und eine äußere Bescheidenheit, die durch die Anerkennung von großen Tugendmaximen und durch den lächerlichsten Ceremonienprunk noch auffallender wird.

Um die Wahrheit dieses, dem Anschein nach harten, und theilweise unter sich contrastirenden Gemähldes darzuthun, müssen wir jetzt die Lebensart und Sitten dieses Volks genauer ins Auge fassen.

Die einfachsten Gegenstände mögen vorangehen.

Zuerst also die häuslichen Bedürfnisse: Ernährung, Wohnung und Kleidung.

Rückerinnerung an das, was über den Reis- und sonstigen Kornbau, über das Ackerfeld, die Viehzucht, besonders die der Schweine und Enten gesagt ist, so wie über die Fischereien, macht es überflüssig, noch über die Nahrung und die Ernährungsarten der Chinesen umständlich zu seyn. Allein es verdient doch wohl bemerkt zu werden, daß der große Unterschied der Chinesen von den Tartaren, und selbst den ihnen so nahe verwandten Mongolen haupt-

sächlich darin besteht, daß sie die Ernährungsmethoden jener Jagdvölker und Nomaden größtentheils aufgegeben haben und den höhern Standpunkt der Civilisation, nämlich den des Ackerbäuers erreichten.

China blieb indeß hiebei nicht stehen. Wir sehen, wie es seine Theepflanze, seine feineren Erdarten, seine Fruchtbäume, seine Färbepflanzen, seine Firniß- und vielfachen Holzarten benutzte; wie es sich zu der höchsten Stufe der Kultur des menschlichen Haushalts, zum Fabrik- und Handelswesen erhob und durch unbegrenzte Industrie sich nun unzählbare Arten der Nahrung, der Bedeckung und des Luxus zu verschaffen verstand.

Einfach ist freilich bei der geringen Volksklasse die Nahrung, denn außer dem Reiße kennt sie etwa nur ein im Dampfe von kochendem Wasser halb gar gebackenes Brodt, und wenn den Vornehmeren zwei Stäbchen von Elfenbein oder feinem Holze statt unserer Messer, Gabel und Löffel dienen, genügen jenen hiezu schon die Finger.

Bei so dürftigen Werkzeugen können ihre Speisen nur unter einerlei Form aufgetragen werden. Sie bestehen stets in zerschnittenem Fleisch oder Fisch, mit Reiß oder andern Vegetabilien gekocht. Indeß ist die Kochkunst bei ihnen sehr hoch gestiegen. Die Engländer der letzten Gesandtschaft bezeugen, daß ihre Saucen und die ganze Zurichtung bei großen

Mahlzeiten selbst die unserer vorzüglichsten Köche übertreffen. Das Pastetenwerk ist vortreflich, leicht und vorzüglich ausgebacken. Auch genießt fast jeder Chinese Eis; und ob er gleich fast alle Getränke warm zu sich nimmt, so findet er dennoch die Früchte sehr angenehm, wenn sie durch Eis erfrischt sind. Dabei hat seine Kochkunst einen größern Spielraum. Die Großen sind besonders Liebhaber von gallertartigen Substanzen irgend einer Art. Sehr theuer bezahlen sie daher sowohl die indianischen Vogelnester, als Bärentatzen; die Sehnen vom Hirsche; die Flossen des Haifisches; den Fischrogen und verschiedene Arten von Mollusken, z. B. Medusen, Sepien, Seeblasen, ja sogar von Seetang (Fucus)*); denn alles dieses löset sich, gekocht, in eine sehr nährende Gallerte auf. Und der chinesische Koch besitzt die Kunst, diese sonderbare, uns zum Theil widrig scheinende Substanzen auf hundertfache Art durch stark gewürzte Brühen zugleich dem Gaumen angenehm zu machen. Reiche Schlemmer zahlen oftmals über 60 Thaler für den hintersten Theil eines Hirschzimmers.

Man setzt aber die Gerichte in kleinen Portions-Näpfchen von Porcellan auf; gewöhnlich haben zwei

*) M. s. weiter unten.

und zwei Personen einen eigenen kleinen Tisch. Vornehme setzen sich hiebei auf Polstern oder auch auf niedrige Sessel; die Aermeren sitzen auf dem Boden um den Reißtopf.

Bei dem feierlichen Mahle, das der Kaiser Kienlong dem Abgesandten L. Macartney gab, bildeten die Terrinen, worin die Gerichte aufgetragen wurden, auf den kleinen Tischen Pyramiden, das Getränk war dabei Thee und, jedoch nur selten, ein süßlicher, warmer Wein von des Kaisers eigener Tafel gesandt; gewöhnlicher ist der zuvor angeführte Reißbrandtewein.

So wie allen Nationen der warmen Zone dictirte das Klima den Chinesen ein weiteres Gewand. Dieses bedeckt in der Form unserer Schlafröcke den ganzen Körper; wird vermittelst weit aus einander stehender kleiner Knöpfe, welche in eigene Schleifen eingreifen, befestigt, und hat weite Ermel, die gegen die Hand hin, welche beinahe dadurch bedeckt wird, schmal zulaufen. Gewöhnlich besteht dies Oberkleid aus Baumwolle oder Seide, schwarz oder violett, und ist dabei im Sommer ohne Futter. Daher sieht man zu Zeiten 12, 14, ja bei Comödianten bis auf 60 solcher Kleider übereinander. Zur Win-

terszeit wird es hingegen entweder mit Baumwolle durchstept oder gar mit Pelzwerk gefüttert; ja man trägt oftmals einen weiten Halbrock, einen Spencer, von Pelzwerk darüber.

Ein Gürtel um die Mitte des Leibes dient zugleich um Waffen, Tobacksbeutel oder sonstige kleine Bedürfnisse zu tragen.

Der Landmann hat nur überhaupt ein weites Wamms.

Hierunter werden lange baumwollene oder leinene, oder seidene Unterkleider getragen, welche gleichfalls fast bis auf die Schuhe hinabreichen. Das, statt des Hemdes an der Haut anliegende Unterkleid, wird gewöhnlich so lange getragen, bis es gleichsam von selbst zerfällt. Diese Unreinlichkeit findet sogar bei den Vornehmen statt, und wird desto auffallender, da die Chinesen, gegen die Gewohnheit der übrigen Morgenländer, gar keine Bäder kennen. Aus ähnlichem Grunde sieht man bei ihnen keine Schnupftücher; hiezu dient ihnen nur ein klein Stückchen Papier.

Jedermann trägt unter diesen Kleidern weite Hosen von Nanking oder Seide, die das ganze Bein bedecken.

Der größte Theil der Chinesen trägt Stiefeln, theils von Seide, theils von Nanking. Vornehme, so wie der Kaiser selbst, von Sammt. Auch die

Schuhe, sie gleichen unsern Pantoffeln, sind oben von Nanking, die Sohlen, so wie die der Stiefeln, nur dicker, Pappe, daher sehr vergänglich, und der Verbrauch davon unendlich groß.

Den Kopf deckt bei dem reichern Stande eine rundlich konische Mütze, die häufig mit kostbarem Pelzwerke verbrämt ist. Die der Staatsbeamten ziert ein Knopf von verschiedenen Farben; diese und die Natur des Steins, woraus der Knopf besteht, giebt den Grad seiner Würde an. So z. B. ziert die Mütze eines Mandarins der zweiten Ordnung ein großer Rubin, die der vierten ein Saphir, der Kaiser selbst trug vormals eine große Perl.

Der gemeine Chinese geht entweder ohne alle Bedeckung des Kopfes, oder er trägt nur zum Schutz gegen die Sonne einen flachen Strohhut. Ein ganzer Anzug des Bauern kostet noch nicht 15 Schilling (noch nicht 5 Thaler); der eines Handwerkers nur wenig darüber, der tägliche eines Mandarinen 50 Thaler, aber sein Ceremonien-Anzug über 150. In den meisten Provinzen besteht der ganze Anzug aus Baumwolle, in der Provinz Tschekiang aber aus Seide.

Das andere Geschlecht unterscheidet sich in Ansehung der Form der Kleider nicht sehr von den Männern. Ihr großes Wamms bedeckt indeß nicht den ganzen Körper. Der Oberrock fällt nur bis zu

dem Knie herab. Das weite Beinkleid ist unter der Wade festgeknüpft, um den kleinen Fuß desto deutlicher zu zeigen.

Der Kopf, der bei dem Manne bis auf einen einzigen Strang geschoren ist, behält bei dem Frauenzimmer den vollen Haarwuchs. Das Haar wird dann mit natürlichen und künstlichen Blumen, wie auch mit Zierrathen von Gold durchflochten. Zwei große Haarnadeln von Silber, oft nur von Kupfer, halten es dabei in einem Knoten hinten aufgeschürzt zusammen. Bei einigen Klassen, z. B. bei den Priesterfrauen, findet man schief gestellte Hüthe, auch tragen einige einen goldenen oder silbernen Vogel, dessen ausgebreitete Flügel dann die Schläfe umfassen, und der lange Schweif bildet in der Mitte des Kopfs einen Federbusch. Dabei schminken sie sich stark, sowohl roth als weiß. Die Augenbraunen werden geschwärzt, und auf der Unterlippe, so wie auf dem Kinn, sieht man einen runden ansehnlichen Fleck von Roth. Sogar Bäuerinnen bedienen sich der Schminke.

Die Wohnungen der Chinesen sind nur einfach; aber sie haben, wo möglich, die Vorderseite gegen Mittag gekehrt. Die Häuser, selbst die der Land-

Dach ruhet auf Pfeilern, die bei einigen frei stehen, dann ringsumher eine Colonade bilden; auch diese Pfeiler erinnern an die Zeltstangen. Die Dachziegel sind oftmals glasirt, grün, roth oder gelb mit glänzendem Firniß überzogen.

Der Hausrath ist ebenfalls einfach. Hier sieht man keine Spiegel oder andre schöne Meublen. Einige Stühle, ein Tisch, von oben herabhangende Laternen, Wandschirme, nebst einigen seidenen Matratzen und Kissen, Matten, so zum Bettzeuge dienen, dies zusammen macht schon einen vornehmen Hausrath aus. Einige dieser Meublen sind indeß von der schönsten Arbeit. So fand ich in dem bewunderswürdigsten Waarenlager, das mir je vorkam, bei Micalis in Livorno, sehr schöne Wandschirme von vier Blatt auf das trefflichste lackirt und mit sehr feinen Figuren und Perlmutter ausgelegt, zu 200 bis 300 Dukaten. Auch einige lackirte Schränke, besonders von sogenannten altem Lack, sind in außerordentlichem Werth. Vornehme Chinesen haben ebenfalls Betten mit seidenen Vorhängen und Mückennetzen von feinster Gaze.

Aber eins der wichtigsten Stücke ist der Hausgötze. Er wird in einem eigenen, schön verzierten Schranke aufbewahrt, und man verrichtet täglich Abends und Morgens seine Andacht, auch opfert man ihm kleine mit Zinnfolie überzogene Täfelchen.

Die Städte selbst, oder wenigstens die Mauern derselben, bilden gewöhnlich ein Parallelogram, wo möglich nach den vier Weltgegenden gerichtet. Die Mauern sind oft so breit, daß man darauf reiten kann, und die Thore werden durch Wachtthürme geschützt. Die Straßen sind zwar breit und bei einigen, z. B. in Nanking, gepflastert, bei andern Städten, ja selbst in der Hauptstadt, ohne Pflaster. In den großen Handelsstädten, z. B. in Nanking *), gewähren sie einen sonderbaren, jedoch nicht unangenehmen Anblick.

Die Kaufmannsläden liegen mit einander nach der Gasse, über ihnen ist das Hauptfenster, und jeder Laden hat eine Tafel mit dem Nahmen des Kaufmanns und seiner Waaren in goldenen Buchstaben. Zur Seite ist eine über das Haus hinaufragende Stange mit einer kleinen farbigten Flagge, wodurch sich jedes Haus bald auffinden läßt. Ebenfalls waren die Straßen von Hang-tschou-fou wegen der großen Menge von Kaufläden auffallend. Barrow vergleicht sie mit der Merceria in Venedig, oder dem Strand in London, nur sind sie enge, aber doch gut gepflastert und sehr rein. Merkwürdig schien es, daß bei der außerordentlichen An-

*) M. s. das Kupfer.

zahl von Läden für alle Arten Seidenwaaren, Nanking, englisches, besonders rothes und blaues Tuch; bei den vielen Pelzereien, Meublen, Schnitzwerk in Elfenbein, Thee, Fleisch und Fisch und Speisewaaren, Reiß- und Kornmagazinen, sich auch große Niederlagen von Särgen befanden. Freilich mag die Sterblichkeit in einer Stadt, welche er eben so bevölkert glaubt, als Peking, sehr groß seyn.

Diese Läden führen uns nun zu den eigentlichen Handwerken und Gewerben der Chineſen, und diese sodann zu dem Handel und den Künſten.

Schon den früheſten Europäern, welche China beſuchten, ſchien die Arbeitſamkeit und der Kunſtfleiß dieſes Landes außerordentlich groß.

In der That fehlt ihm faſt keine Art der eigentlichen Handwerker, weder von der gröbern noch der künſtlichen Klaſſe. So wie bei mehreren andern Orientalern iſt das Handwerkszeug der Chineſen ſehr einfach, ſie können daher ambulatoriſch arbeiten. Man läßt auch gewöhnlich den Schneider oder den Schmidt ins Haus kommen, letzterer führt ſeinen kleinen Amboß ſtets mit ſich; ſein Blaſebalg, ein einfacher hohler Cylinder mit einem Ventil, dient ihm zugleich zum Verſchlag für ſein übriges Werkzeug und zum Sitz, wenn er nicht arbeitet. Der Schneider nähet ohne Fingerhut, umwickelt ſich dafür den Daumen mit Zeug und arbeitet ſtehend.

UNIV.
MICH.

Dem Tischler ist der Maasstab zugleich sein Handstock, und der Kasten, welcher sein Handwerkszeug enthält, auch sein Werktisch.

Derjenige, welcher eiserne Pfannen ausbessert, führt einen kleinen Ofen von 8 Zoll im Durchmesser bei sich, die Tiegel, worin das zum Ausbessern nöthige Metall geschmolzen wird, halten nur 2 Zoll.

Den Chinesen machen seine kleinen Hände und subtilen Finger besonders geschickt zu feinen mechanischen Arbeiten. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit setzte ein Chinese die großen crißallenen Kronleuchter wieder zusammen, welche zu den Geschenken gehörten, die der englische Gesandte nach Peking für den Kaiser gebracht hatte. Dennoch war dies eine sehr schwierige Arbeit, so daß die hiezu gebrauchten Leute der Gesandschaft zuvor eigends in London hiezu mußten unterrichtet werden; der Chinese hatte dennoch nie zuvor dergleichen gesehen.

Eben so stellte ein anderer eine Taschenuhr auf das genaueste wieder her, nachdem man sie ihm nur einmal aus einander genommen hatte. Auch verfertigen sie Taschenuhren, die einzige Feder ausgenommen, ja sie haben es jetzt so weit gebracht, alle die merkwürdigen, mechanischen Kunststücke, welche man in dem vormaligen Coxischen Museum bewunderte, selbst zu Stande zu bringen.

Sieht man gleich in China nicht unsere Destillirkolben, so destilliren sie dennoch aus dem Reiße und andern Kornarten ihren sehr starken Sautschou, wörtlich übersetzt, gebrannten Wein.

Ihre berühmte Porcellanfabrik ist bekannt, aber das Glas ist bei ihnen nur erst im letztern Jahrhundert eingeführt. In Canton schmelzen sie hauptsächlich altes Glas in neue Formen, haben es auch so weit gebracht, daß sie es mit einer dünnen Platte zu Spiegeln foliiren. Gewöhnlich bestehen ihre Spiegel sonst nur aus einer dem Prinzmetall ähnlichen Metallcomposition, von Zink und Kupfer.

Dennoch haben sie es in Rücksicht der feuerfesten Farben für das Porcellan weit gebracht, so wenig bedeutend auch ihre Chemie seyn mag.

Ebenfalls sind sie im Schmelzen der Erze und Metalle überhaupt nicht ungeschickt. Sie machen auch Stahl, jedoch kommt er dem europäischen nicht gleich. Dagegen verstehen sie dünnere Eisenplatten zu gießen, als wir.

Das Maschinenwesen ist in China nicht mit dem unsrigen zu vergleichen; eine Hauptursache hievon liegt darin, daß Neun Zehntel der großen Menge dürftiger Menschen in den Städten von ihrer Hände Arbeit lebt. Indessen bedienen sie sich dennoch nicht nur verschiedener sogenannten einfachen Maschinen, z. B. der Rolle und des Hebels, sie haben auch meh-

rere Arten Mühlen, als Stampfmühlen für den Reiß, von Wasser getriebene Schöpfräder für die Aecker u. dgl. Daß ferner die vielartigen Seidenarbeiten, Wollen- und Baumwollen-Manufakturen, gleichfalls mehrere Maschinen erfordern, ergiebt sich von selbst. Wenn nun gleich die ähnlichen der Europäer anjetzt an Erfindung und Ausführung ungleich höher stehen, so sind dennoch den Chinesen die hieher gehörigen Maschinen seit Jahrtausenden eigen gewesen, haben dort stets eine ungeheure Menge Menschen bekleidet und zugleich einen grossen Verkehr und Binnenhandel zuwege gebracht.

Hiedurch gelangen wir dann zu dem heutigen Handel der Chinesen überhaupt.

Dieser theilt sich der Natur nach 1) in eigenen Handel der Provinzen und Städte unter sich, also Binnenhandel; 2) Handel der Chinesen selbst nach fremden Reichen; 3) Handel der Fremden in und mit China, a) der Europäer, b) der Asiaten; wir wollen suchen kürzlich das Hauptsächlichste von jeder Art beizubringen.

China ist, wie wir zuvor sahen,*), auf das trefflichste von der Natur selbst mit Handelskanälen durchschnitten. Dies reichte indeß dem industriösen Volke nicht hin. Es zog einen in seiner Art bewundernswürdigen Kanal, der viele Provinzen noch in eine sichrere, und zum Verkehr zweckmäßigere Verbindung brachte, wir werden sogleich genauer von ihm reden.

Diese natürliche und künstliche Handelswege hat der Chinese noch dadurch vermehrt, daß er, nach Bells Zeugniß, mit großem Aufwand von Arbeit und Kosten, wenigstens in den nördlichsten Provinzen gegen die Tartarei hin, Wege durch die stärksten Felsen gehauen hat, und wenn gleich die Wege derjenigen Provinzen, welche mit Kanälen versehen sind, und als sehr schlecht beschrieben werden, so sind dagegen verschiedene der Landstraßen, w. z. B. bei Tong-tschou-fou, von Granit gebauet, und Deguignes nennt mehrere gute Chausseen.

Bei der großen Ausdehnung des Landes, und daher der Verschiedenheit des Klima's der Provinzen, bieten sie sich einander mit ihren Bedürfnissen die Hände. Die nördlichen Provinzen, z. B. Petscheli, Tschensi, Tschansi, Tschantong und Honan

*) M. s. S. 106 u. f.

liefern viele Getreide-Arten, den Reiß ausgenommen, der sich indeß schon in der Küstenprovinz Tschanst zeigt; auch werden hier Steinkohlen gegraben.

Die südlichen, ja selbst schon die mittleren Provinzen erzeugen nun das Hauptnahrungsmittel, den Reiß, so wie die Baumwolle, den Zucker, der bereits mit dem 31sten Breitengrade anhebt, den Thee und die beste Seide; und diejenigen derselben, welche von beträchtlichen Gebirgen durchschnitten sind, geben fast alle Metalle. Zu letztern gehören besonders Koeitschu und Yünnan, denn hier findet sich außer andern Metallen gleichfalls Gold, Silber, Queckſilber und feine Steinarten. Dabei sind die ungeheuern Waldungen gegen Tibet und Kokonor hin, reich an den besten und schönsten Holzarten. Dagegen gedeihen nun in Quengsi, Quantong und dem östlichsten Küstenlande Fokien, gleichfalls Drachenblut, mehrere Palmarten, z. B. die Arekapalme, einiger Pfeffer, und selbst Zimmt.

Eine so reiche Abwechselung von nutzbaren Waaren bringt dann bei der großen Population vieler Provinzen, und bei der eben daher nothwendigen Betriebsamkeit dieses thätigen Volks, einen ungeheuern Umtausch von Provinz zu Provinz zuwege.

Es ist mithin kein Wunder, wenn hier nicht bloß die großen Städte fast beständig Jahrmarkt halten,

sondern daß dies mehr oder minder, je nach ihrer Lage an Flüssen, Kanälen und gangbaren Wegen, bei den kleineren, ja selbst bei vielen Dörfern der Fall ist.

Auch bezeugen dies die neuesten Gesandtschaften der Engländer und Holländer. Nicht nur in den großen Städten, z. B. Tong-tschou-fu, Song-tschu-fu, Hang-tschu-fu und Tiensing, waren stets zahllose Junken oder große Kauffahrer, sondern selbst in mehrern nahmhaften Dörfern; und die Straßen der Städte hatten das Ansehen von Jahrmärkten. Ich halte mich überzeugt, sagt Barrow, daß die Schiffe, Barken und Böte aller übrigen Theile der Erde zusammen genommen, weder der Anzahl, noch der des Raums nach, den sie in sich begreifen, denen von China gleich kommen.

In diesem erstaunlichen Verkehr mit sich selbst liegt dann eine der Haupturfachen, weshalb der Chinese, ohnehin durch seine Verfassung zur Erde gebeugt, und stets nur auf das Nichtverhungern aufmerksam, den Handel mit dem Auslande als einen weniger bedeutenden Gegenstand, als eine Nebensache ansieht.

Indeß führt dennoch China selbst einen Handel mit einigen Theilen des ihm nicht sehr entfernten Auslandes in den indischen und angrenzenden Meeren.

Die Länder, welche die Chinesen besuchen, sind hauptsächlich: Japan, Java, Cochinchina, Malacca, Siam, Camboya, die Philippinen und endlich einige der südlichsten Molucken und Neu-Guinea.

Deguignes, Thunberg und Barrow geben folgende Nachrichten von diesem Handel. Im May und Junius gehen die Chinesen mit den Südostwinden nach Japan. Sie führen dorthin Rhabarber, Ginseng, Chinawurzel, Terpenthin, Myrrhe, feine Holzarten, Zink, Leder, Tuch und Zukker und, wie Deguignes bezeuget, seidene Zeuge, Thunberg nennt nur rohe Seide. Anjetzt landen sie, gleich den Holländern, auf Japan nur in dem Hafen von Nangasaki; werden dort aber noch strenger eingeschlossen gehalten, als diese, doch dürfen sie, ihres Gottesdienstes willen, in die Stadt gehen. Sie zahlen dort 60 Procent sogenanntes Blumengeld, haben aber die Freiheit, noch einmal so viel an Werth zu verhandeln, als die Holländer, dürfen dagegen nicht nach Hof kommen, was ihnen im Grunde, wenn gleich nicht ehrenvoll, dennoch sehr vortheilhaft ist.

Da die Japaner ihnen nicht erlauben, baares Geld zurück zu nehmen, so bringen sie im October dafür zu Hause: Kupfer, lackirte Waaren, Säbelklingen, Papier, Perlen und, Deguignes zufolge, gleichfalls Gold.

Nach Manilla fahren sie seidene Zeuge und Strümpfe, Porcellan, Thee und Apothekerwaaren; als Rückfracht nehmen sie Piaster, Vogelnester, Reis, Perlen und Färbeholz.

Nach Batavia fahren sie im December und bringen dorthin ebenfalls jene Waaren, wogegen sie Silber, Kalin (Zinn mit Blei gemischt), Gewürze der Molucken, Vogelnester, Trepan, feine Holzarten und europäisches Tuch zurückbringen.

Cochinchina erhält Leinewand und verschiedene Zeuge gegen Gold, Areka und Zimmt.

Dieser Handel ist indeß jetzt sehr unbedeutend gegen den der Vorzeit; man sahe vor einigen Jahrhunderten mehrere hundert chinesische Junken in dem Hafen von Tai-fou.

Von Malacca, Siam und Camboya holen die Chinesen für ihre Waaren besonders Kampfer, Elephanten-Zähne, Flosfedern von Hayen, Rhinoceroshörner, Vogelnester und Kalin.

Die merkwürdigste Handelsreise der Chinesen scheint mir aber die gegen Neu-Holland hin. Hauptsächlich die Schwelgerei der Großen treibt sie bis nach Timor und weiter nach Südost. Sie erhandeln dort in ungeheurer Quantität Schleimthiere (Mollusca), welche im ostindischen Handel überhaupt unter dem Namen der Seeschnecken (Seaslugs), auch Trepan und Biche-de-mer vorkommen; eine

Art Holoturien oder Ascidien oder Doris oder vielleicht Sepien, denn wir erwarten noch von Peron die Beschreibung dieses seltsamen aber einträglichen Seethiers.

Wie wichtig dies Thier den Chinesen sei, ergiebt sich daraus, das Capt. Flinders, als er von Port Jakson auf Neu-Holland ausgesandt war, die nördlichen Küsten dieses neuen Welttheils zu untersuchen, in der Bay von Carpentaria 6 Malayische Fahrzeuge antraf, welche auf die Fischerei dieses Schleimthiers ausgingen. Dies war indeß nur ein geringer Theil der hiezu ausgesandten Expedition, die sich auf 60 Segel belief; und diese Fahrzeuge machen, ihrer Aussage nach, jährlich diese Fahrt. Sie bringen ihren Fang nach der Insel Timor; hier nehmen ihnen chinesische Fahrzeuge ihre Ladungen ab. Sie zahlen den Malayen für den Pecul (133 1/3 Pfund) zwanzig spanische Thaler; 1000 solcher Schleimthiere wiegen ungefähr ein Pecul; mithin ein solches Thier über 1/7 Pfund, stets über 4 Loth. 100 Pecul derselben machen die Ladung eines einzigen Fahrzeugs oder Proas, und jedes dieser Fahrzeuge erfordert 16 bis 18 Mann. So beständ ein vollständiger Fang mithin aus 6 Millionen solcher Mollusken. Dennoch ist dies nur ein Theil des Fanges dieser Thiere. Die Chinesen gehen nämlich deshalb sowohl nach den Molucken, z. B. nach Ce-

lebes, als nach Batavia und, wie Forrest bezeugt, nach Neu-Guinea. Es beschäftigt daher diese Fischerei höchst wahrscheinlich einige tausend Menschen.

Man fängt den Trepan auf mehrere Art. Die Malayen berichteten, ein Theil der Mannschaft macht ihn von den Felsen los, ein anderer schneidet ihn auf, wäscht ihn mit frischem Wasser aus, und kocht ihn; ein dritter hingegen trocknet ihn im Rauch, fast auf eben die Art, wie man die Bücklinge räuchert.

Forrest giebt ein eigenes Instrument an, mit welchem der Trepan, der gewöhnlich 8 bis 10 Faden tief im Meergrunde liegt, gefangen, oder vielmehr gleichsam harpunirt wird. Es besteht aus vier eisernen Gabeln, die parallel und wahrscheinlich lothrecht laufen, diese werden mit einander, ungefähr 14 Zoll weit auseinander, verbunden, und hiemit zugleich zwei eiserne Kanonenkugeln, etwa 6 bis 9 Pfünder.

Uebrigens giebt diese sonderbare Fischerei einen Beweis mehr, sowohl für die mannigfaltige Thätigkeit der Chinesen, als auch für die Schlemmerei der dortigen Reichen und Großen. Der Handel der Chinesen ins Ausland würde indeß sehr viel beträchtlicher seyn, sobald die Regierung ihn nicht auf eine höchst despotische, zweckwidrige Art einschränkte.

Jeder Chinese ist nämlich verbunden zu einer bestimmten Zeit wieder in seiner Heimat zurück zu seyn, wofern er nicht das Bürgerrecht verlieren will; hiegegen schützt ihn sogar kein Unfall zu Wasser! Ein Chinese, der sich heimlich auf einem fremden Schiffe einschiffen würde, läuft Gefahr bei seiner Entdeckung von den Mandarinen beraubt und zu Grunde gerichtet zu werden; und jedes absichtliche Entfernen, das auf völliges Verlassen des Vaterlandes abzweckt, wird, wenn es früh genug entdeckt wird, mit dem Tode bestraft!

Nun zu dem Handel der Fremden, hauptsächlich der Europäer mit den Chinesen.

Von Europäern handeln zwar zehn Nationen nach China, allein der Handel von wenigen hat einen großen Umfang.

Mit den Engländern, Holländern und den Amerikanern, und vor der Revolution mit den Franzosen und Portugiesen sind die übrigen, z. B. die Spanier, Schweden, Dänen, nicht zu vergleichen, und jetzt ist begreiflich Englands Handel fast der einzige, der wichtigste.

Es liegt außer unserm Vorhaben, hier den Verfall des Handels, der zuerst China besuchenden Nation, nämlich der Portugiesen, auseinander zu setzen. Fernando Perez erreichte dies Land bereits 1516; allein sein Gesuch um freien Handel

ward von den, schon damals mistrauischen Chinesen hart zurück gewiesen; der Gesandte starb mit seinen Begleitern im Gefängniß, und selbst noch 26 Jahr nachher schien der Nahme der Portugiesen dort so verhaßt, daß jedweder in Canton vor ihnen durch einen eigenen Ausschlag gewarnt wurde: „laßt nie, „hieß es, die Leute mit langen Bärten und großen „Augen ein!“

Ein glücklicher Zufall änderte endlich diese Stimmung. Die Chinesen waren 1565 zu schwach, Canton gegen einen Seeräuber, der es belagerte, zu schützen. Die Portugiesen wurden zu Hülfe gerufen; sie schlugen den Corsaren, und erhielten für diesen wichtigen Dienst die nachmals so berühmte Insel Macao unweit Canton, am Eingange des Fahrwassers nach Canton; wir haben sie und ihre hauptsächlichsten Schicksale bereits bei einer frühern Gelegenheit genauer kennen lernen *). Anjetzt ist dieser vormals so wichtige Handel auf wenige Schiffe herabgesunken. Nur zwei Schiffe gehen nach Portugall, einige andere nach Bengalen, Manilla und Cochinchina.

Holland, welches vormals ein eigenes bedeutendes Etablissement auf der der Provinz Fokien gegen

*) M. s. den 1sten Jahrg. dieses Taschenbuchs, S. 217. u. f.

über liegenden Insel Formosa hatte, und dadurch eine sehr bedeutende Rolle in dem chinesischen Meere spielte, ist, nachdem es von dort durch die Chinesen vertrieben, ebenfalls von dieser Höhe herabgesunken. Indeß sendet es dennoch jährlich zwischen 4 bis 5 Schiffe von 1000 bis 1200 Tonnen dorthin. Sein Handel mit China stand im Jahre 1787 folgendermaßen.

Für ostindische dorthin geführte Waaren, z. B. Gewürze der Molucken, Eisenz, Vogelnester, Sandelholz, Trepan, Kalm, Rotting, Reiß und dergl.	2,488830	franz. Liv.
Europäische Waaren	898740	—
Piaster	6,480000	—
	9,867570	franz. Liv.

Vortheilhaft ist dieser Handel der holländischen Compagnie, hauptsächlich wegen des Absatzes der Ostindischen eigenen Produkte. Allein Deguignes macht den Holländern besonders Vorwürfe über ihre schlechte Fürsorge für ihre Bediente, wodurch sie sich Unterschleif und schlechter Bedienung aussetzen, und über die schlechten Schiffe selbst. Sie hält in Canton bis 16 Factoren, hierunter bilden 6 bis 8 einen eigenen Rath.

England hat zwar bereits seit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts China besucht; allein anfangs

dasinen und Kaufleute aufgehäuft befinden. Dies scheint deshalb noch glaubwürdiger, weil vormals England weit weniger an eigenen Waaren, und daher weit mehr Silber einführte.

Es ist aber für England ein bedeutender Vortheil, daß es, vermöge seiner großen ostindischen Etablissemente, einen ansehnlichen Handel von Indien selbst nach China führt; ein Vortheil, den wenigstens in demselben Maße keine der übrigen Nationen Europens genießen kann. Deguignes hat uns die Ein- und Ausfuhr der Engländer von dem Jahre 1786 nach den chinesischen Zollbüchern folgendermaßen mitgetheilt.

Einfuhr.

An Gelde	15,123600	fr. Liv.
An Blei	450000	—
An Wollen-Waaren verschiedener Art	2,366360	—
An Zinn (Calin), Pfeffer und andern Dingen	6,060035	—
	24,000000	fr. Liv.

Ausfuhr oder Rückladung.

18,853670 Pf. Thee, rohe Seide, Nankins, Porcellan, Moschus, Borax, Rhabarber u. s. w. / / / / 42,620335 fr. Liv.

Kosten der Factorei zu Canton 1,105760 —

43,726095 —

Differenz 19,726095 fr. Liv.

Diese Differenz, sagt er, sei durch Thee und andere Waaren gedeckt, welche die Chinesen der Compagnie geliefert haben, als Rückladung für die Baumwolle und andere Waaren aus Indien, welche Privatleuten zugehörten, zu deren Bezahlung die Südbrecarguen Wechsel auf London gegeben haben. Hieraus ergiebt sich schon der große Vortheil des englischen Handels von Indien nach China. Im Jahre 1787 betrugen die von Privatleuten aus Bombey, Surate, Madras und andern Orten Indiens in Canton eingeführten Waaren fast 1 Million Pfund Sterl. (25,500000 Liv.), hierunter war gleichfalls für 5 1/2 Mill. Liv. Opium, ob es gleich in China verboten ist.

So beträchtlich dies nun auch zusammen genommen seyn mag, und so hohe Procente die in China eingehandelten Waaren auch in Europa abwerfen mögen, so scheint dies dennoch nicht die Höhe von

Barrows Angaben zu erreichen. Worin dieser bedeutende Unterschied liegen möge, ob in Unrichtigkeit der Angaben des Zolls, oder in vielen nicht verzollten Waaren? Vielleicht sollen jene 3 Millionen Pf. Sterl., welche die Schatzkammer gewinnt, den gesamten Handel Ostindiens angehen?

Gewiß ist es indeß, daß sich seit den Jahren, wovon Deguignes die Liste angiebt, besonders seit der letzten englischen Gesandtschaft, die Bilanz zum Vortheil der Engländer noch beträchtlicher gehoben hat. Ihre Importen, worunter unter andern für 65000 Pf. Sterl. an Zinn befindlich sind *), steigen bis gegen 700000 Pf. Sterl., und die aus den indischen Besitzungen hingeführten Waaren werden von den Chinesen großentheils in Silber bezahlt, so daß daher bei weitem keine so große Masse Silber für England verlohren geht, als vormals. Auch hat der Britte deshalb einen bedeutenden Vorzug im Handel, weil der Chinese, der zum Betrug höchst geneigt ist, daher die Europäer nach ähnlichem Maaße mißt, findet, daß die Waaren der Engländer auf das redlichste mit ihren Angaben übereinkommen, so daß sie nicht einmal einer weitern Untersuchung bedürfen.

---

*) M. s. hierüber weiter unten.

Aus den hier beigebrachten Thatsachen ergiebt sich, daß der gesamte Handel von China mit den Ausländern ungleich höher steht, als Sonnerat ihn angiebt, der ihn nur auf etwas über 1 Million Pf. Sterl. schätzt.

Die Art, wie überhaupt der Handel in Canton, anjetzt der einzige Platz, worauf dort die Europäer beschränkt sind, seitdem man ihnen Ningpo und Emouy verschlossen hat, geführt wird, besteht hauptsächlich im Folgenden.

Der ganze Handel wird von Seiten der Chinesen durch eine Gesellschaft von 7, nach andern von 12 angesehenen Kaufleuten Cantons betrieben, welche den Nahmen der Hanmisten oder Hong (Factorei) Kaufleute führen. Diese haben ausschließlich das Recht, mit den dort landenden Fremden zu handeln, auch muß ihnen deshalb ein bestimmtes Verzeichniß aller Ladungen abgegeben werden. Gewinnen sie nun durch dieses Vorrecht erstaunlich, so müssen sie es auch dagegen gegen große Summen von den obersten Mandarinen erkaufen. Daneben sehen sie sich fast bei jedem ankommenden Handelsschiffe gezwungen, bedeutende Geschenke zu machen. Der Opeou oder Hopou, oder Intendant der Provinz, wird mit großem Gepränge von den ankommenden Schiffen, zur Messung derselben, aufgenommen, er mißt sodann das Schiff nach verschie-

denen Richtungen und bestimmt danach den Zoll. Nach dieser Ceremonie wird ihm und den mit ihm gekommenen Mandarinen eine Collation gegeben, und die Liste der angekommenen Waaren zugleich eingehändigt. Jetzt wählt der Hopou und sein Gefolge diejenigen, welche ihnen davon anstehen; diese müssen die Hanniſten sofort für sie zum Geschenke kaufen; zuweilen beläuft sich die Summe auf 50000 Thaler. Außer dem Hopou giebt es noch Compradoren, welche alle Bedürfnisse der fremden Schiffe besorgen müssen. Die Fiadoren hingegen nehmen die Sorge für die Rückladung auf sich.

Die europäischen Handelsnationen halten dagegen in Canton Agenten und Subrecarguen von ihrer Nation. England hat deren zusammen 20. Der Zoll der Schiffe ist sehr hoch; von einem stark beladenen Schiffe steigt er selbst bis zu 30000 Unzen Silber, etwa 10000 Pf. Sterl.

Zu diesen äußerst harten Abgaben, zu der ernie-drigenden Beschränkung auf den einzigen Hafen von Canton, zu den sonstigen hundertfachen Plackereien der chinesischen Beamten, zu der gewöhnlich den Europäern versagten Gerechtigkeit *), und den ihnen bei jedem Fußtritt auf dem Lande selbst durch

*) M. s. weiter unten.

den Pöbel angethanen Beschimpfungen, setze man endlich noch die schamlosen Betrügereien, welche dieses Volk, oftmals selbst auf Unkosten des Lebens der Fremden, gegen letztere äußert, und man ruft mit Recht:

Quid non mortalia pectora cogis lucri sacra fames!

Von letztern hier nur ein Paar Beispiele, sie sind zugleich sehr charakteristisch.

Ein armenischer Kaufmann brachte eine Perle von ungeheurem Werth nach Canton zum Verkauf. Kaum ward dies ruchbar, so fanden sich täglich eine Menge Kaufleute ein, boten aber stets weit unter dem geforderten Preise. Endlich kam einer derselben mit dem Armenier über einen Preis überein, erlegte einen geringen Theil des Kaufpreises, und ließ bis zur Bezahlung der Hauptsumme die Perle in einer Schachtel versiegelt, in den Händen des Armeniers. Die bestimmte Zahlungszeit erschien, aber nicht der Kaufmann, und der Armenier tröstete sich, da er die Perle noch in Händen zu haben glaubte. Endlich hielt er sich berechtigt, das Siegel zu brechen, und zu seinem Erstaunen fand er — eine falsche, aber der wahren sehr ähnlich nachgemachte Perle. Einer der Chinesen hatte nach öfterm Besehen die Perle nachgemacht, und die Schach-

tei spitzbübisch vertauscht. Die Perle selbst ward nachmals in dem Schatze des Premierministers wieder sichtbar, übertraf alle Perlen des Kaisers selbst, und diente unter andern mit zu einem Anklagepunkt gegen den Minister.

Gefährlich ist der Betrug, wenn er eine Menge Menschen preis giebt. Dies war der Fall, als Lord Anson beim Einhandeln der Lebensmittel für seine Schiffe in China Schweine, Hühner und Enten einkaufte. Diese Thiere starben durch Mittel verschiedener Art bald nach dem Einkauf; man mußte sie todt über Bord werfen, und die Chinesen, welche selbst verrecktes Vieh nicht verschmähen, fischten sie begierig auf für ihre Tafel. Man fand, daß einige dieser Thiere, da sie nach dem Gewichte verkauft werden, bald gezwungen worden waren, eine Menge Steine, bald eine große Quantität Wasser zu verschlucken. Eins der geschluchteten und aufgehauenen Schweine verlohr auf die Weise über 14 Pf. durch das herauslaufende Wasser. Beim Verkauf von Schinken umwickeln sie auf das künstlichste genau geformte und obenauf angemahlte Hölzer mit Schweinefell und verkaufen sie dann mit den übrigen.

Auch haben sie ihrer Bübereien gar kein Hehl. Ein Chinese, welcher von Anson entdeckt und hart angefahren ward wegen des Diebstahls einer Segelstange, antwortete im gebrochenen Englisch:

Chinese man very great rogue truly, but have fashion, no can help *).

Als ein europäischer Kaufmann, der bei Untersuchung vieler von den Chinesen eingehandelter Ballen roher Seide fand, daß, außer dem ersten Ballen, alle übrige nur verdorbene Seide enthielten, den Chinesen deshalb heftig zur Rede stellte, antwortete dieser: „Mein Herr, schimpft nicht auf „mich, sondern nur allein auf Euren Dollmetscher, „denn dieser versicherte mir, Ihr würdet nur allein „den ersten Ballen, nicht aber die übrigen untersuchen."

Ja sie treiben die Schamlosigkeit so weit, bei ähnlichen Entdeckungen ihrer Spitzbübereien geradezu zu sagen: „Ihr sehet, daß ich nur ein Anfänger „bin; ihr seid gescheiter als ich; ich werde mich „künftig nicht weiter mit einem Europäer einlassen."

Doch wir werden bei Gelegenheit der Regierung von China bald noch bedeutendere Proben dieses niedrigen Charakters vorfinden; und beschließen diesen Abschnitt vom Handel mit einer kurzen Nachricht

*) Der Chinese ist allerdings ein großer Schurke; allein es ist nun einmal so seine Gewohnheit; dafür kann Niemand.

von dem Stapelort desselben und von den dort gebräuchlichen Maaßen und Gelde.

Canton (23° 8′ n. Br. und 110° 43′ 15″ östl. L. von Paris) oder wie diese Stadt in China heißt, Quang-tschou-fou, ist am Flusse Pekiang, am nördlichen Ende des großen, vielinselichten Meerbusens gleichen Nahmens, oder auch der große Lema genannt, gelegen. Die Stadt, nämlich die chinesische und die tartarische Stadt zusammen genommen, hält mit Inbegriff der großen Vorstädte, etwa zwei deutsche Meilen im Umfange. Ein kleiner Theil der einen Vorstadt liegt an der andern Seite des bedeutenden Flusses Pekiang; die tartarische Stadt ist, bis auf den nördlichen Theil, schön gebauet und gut gepflastert. Die chinesische Stadt (die alte Stadt) ist dagegen nicht ansehnlich, hat enge Straßen, doch ist ihr westlicher Theil wegen der vielen reichen Läden vorzüglich.

Die Bevölkerung von Canton haben die Missionaire, stets nur darauf bedacht, von China etwas außerordentliches zu sagen, viel zu hoch, selbst bis auf 1 1/2 Million angegeben, dagegen Sonnerat aus entgegengesetzter Stimmung nur auf 75000, selbst mit Inbegriff der auf den Schampanen lebenden Familien, viel zu niedrig. Kap. King rechnet nach billigen Annahmen für die auf dem festen Lande 250000, und für die in 40000 Schampanen

lebenden noch über 220000 Menschen; denn diese Schampanen bedecken dicht an einander eine Strecke von einer englischen Meile der Rhede des Tigris, der dort breiter ist, als die Themse bei London.

Der Zugang der Stadt ist zwar fast von allen Seiten durch mehrere Forts geschützt, allein sie würden schwerlich dem Angriff der Europäer widerstehen. Die Hannisten haben ihre Landhäuser in einem großen Dorfe Honan; die Häuser der europäischen Handelsfactoren liegen an einem schönen Kai, und sind europäisch gebauet. Canton hat anmuthige Umgebungen. Barrow fand in einem nahen Dorfe besonders vorzügliche Blumengärten und Gemüsegärten. Weit wichtiger ist aber der berühmte Flecken Fouchan. Er hält 2 Meilen in die Länge und ist wegen seiner Fabriken in Seide, Kupfer und Eisen so volkreich, daß Andere die Population gar auf 6 Millionen Menschen angeben. Die Missionaire sprechen doch nur von einer kaum glaublichen Menge, und Deguignes setzt diese Bevölkerung gleichfalls sehr herab. Canton ist der Sitz des Vicekönigs der Provinz, und hat außer vielen andern Städten auch Macao unter seinem Gebiet. Wampon, der Ort, wo die Schiffe der Europäer liegen, ist nur drei Stunden von Canton entfernt.

Der Handel mit Rußland, also der Landhandel mit dem Auslande, ist bereits im vorhergehenden Jahrgange vorgekommen.

Von jetzigen (nicht ältern) geprägten Münzen giebt es nur kupferne (Deniers), Kasche oder Kari genannt. Sie haben in der Mitte ein Loch, um sie aufzureihen. Das Silber besteht nur in gegossenen Stücken, die gewogen werden. Man rechnet besonders nach Unzen und nach Tael — 1000 Kascheen — 1 Thaler 9 1/8 gr., 3 Unzen Silber machen 1 Pfd. Sterl. Man führt stets Scheeren zum Zerschneiden des Silbers bei sich. Dickere Stücke werden, nachdem sie geglühet sind, zuerst gehämmert, dann zerschnitten. Von Gewichten ist der Picul schon angezeigt. Das chinesische Pfund wird in 16 Unzen oder Lyang getheilt, letzteres wieder in 10 Theile, und so nach der Decadik weiter hinab.

Jetzt wird man mit Recht fragen, was hat diese Nation gethan, um ihren Handel zu erleichtern, wie ist ihr Schiffbau, ihre Schifffahrt selbst beschaffen, wie bei der unermeßlichen Menge von Fahrzeugen für den Binnenhandel, für ihre Kanäle?

Fangen wir mit letztern an, so muß man allerdings erstaunen, daß dieses, von der ganzen übrigen Welt gleichsam abgeschnittene Volk, mit Recht daher von Herder ein Winkelvolk genannt, selbst die in dieser Hinsicht ausgezeichnetste Nation, die brittische, übertroffen hat.

„Mit Gewißheit kann ich behaupten, sagt Bar„row, daß der größte aller schiffbaren Kanäle Eng„lands, sich so wenig mit dem kaiserlichen Kanal „von China vergleichen läßt, als ein Gartenteich „oder Fischhälter mit dem großen See von Winan„dermere" *).

Folgendes ist die allgemeine Uebersicht, welche uns eben dieser verständige Reisende davon giebt; sie wird dieses Urtheil bewähren.

Wir sahen vorhin bei der Anzeige von den Hauptströmen des Reichs **), daß sie fast mit einander ihren Ursprung nördlich von Tibet in den Gebirgen der Tartarei nehmen, sodann von Westen nach Osten China durchschneiden, und sich in das Ostmeer ergießen.

Der kaiserliche Kanal hat dagegen seine Richtung von Norden nach Süden; schneidet diese Flüsse unter rechten Winkeln, und der mindeste Theil ihrer Gewässer reicht hin, um den Kanal stets mit Wasser gefüllt zu erhalten. Die Hauptströme, z. B. der Euho in Norden, der gelbe Fluß in der Mitte, der Yantsekiang im Süden, führen, indem sie den

*) Er ist in Westmorland gelegen, und 10 engl. Meilen lang und 2 breit.

**) S. 106 u. f.

Kanal durchschneiden, die überflüssigen Gewässer ins Meer.

Es muß nicht leicht gewesen seyn, ein allgemeines Nivellement zu Stande zu bringen, da hiebei das den Flüsse, welche ihre Gewässer dem Kanal zuführen, mit in Betracht kommen mußte. Läuft der Kanal mit dem übrigen Boden nur in gleicher Höhe, so hat man Gräben gezogen, wodurch das überflüssige Wasser abläuft. Oft war es hingegen nothwendig, Vertiefungen von 60 bis 70 Fuß zu graben, oft wiederum in Morästen und Seen sehr starke und hohe Dämme aufzuführen, welche dem Kanal zur Unterlage dienen sollten. Solche riesenmäßige Dämme durchschneiden einige Seen von mehreren englischen Meilen im Durchmesser. Das Wasser des Kanals läuft sodann in einer beträchtlichen Höhe über den See hinweg, und die Engländer fanden, daß der Lauf dabei so schnell war, daß ihr Fahrzeug nicht weniger als drei englische Meilen, also fast 3/4 Meilen, in einer Stunde durchlief. Dieses Hinabschießen ist aber an einigen Orten so stark, daß große lederne Kissen hinabgelassen werden, um den Stoß zu vermindern, das Fahrzeug gleichsam aufzufangen.

Da der Wasserstand des Kanals nicht überall gleich ist, so ist der Gang des Fahrzeuges verschieden. Ist der Fall des Wassers zu gering, so wird

es von Menschen gezogen. Oftmals müssen die Fahrzeuge zu einer Höhe hinauf gebracht werden, dies geschieht vermittelst starker Balken, welche in der Mitte des Kanals hineingetrieben sind, an welche dann vermittelst Rollen starke Seile laufen, wodurch das Fahrzeug in die Höhe gewunden wird.

Die sogenannten Schleusen zur Verstärkung des Wassers, kommen freilich den unsrigen an Kunst nicht bei. Es sind nur starke Bohlen, welche in die Fugen eines eigenen Mauerwerks genau passen, und zwar an solchen Orten, woselbst der Kanal nur etwa 30 Fuß weit ist.

Hatte nun gleich die Furcht vor Seeräubern und zugleich die Ungeschicklichkeit im Befahren des Meeres diesen Kanal veranlasset, sind ferner der Schwierigkeiten auf dieser Schifffahrt viele und selbst bedeutende, so bleibt dennoch das Ganze ein erstaunliches Menschenwerk. Auf 600 Meilen (lieues) von Norden bis Süden das große Reich zu jeder Jahrszeit mit großen Frachten zu durchfahren, selbst über Seen und Ströme ruhig hinweg zu gleiten, und alle Gewässer zu zwingen hiezu so viel von dem ihrigen beizutragen, als man dessen bedarf, und auf die Weise die weit entlegensten Provinzen unter einander in Verkehr zu setzen, so daß einer der andern durch Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse ungestört zu jeder Zeit zu Hülfe kommt, dies ist wahr-

lich ein erhabenes, den größten Regenten ehrendes Werk, das nur durch die vereinten Kräfte vieler hunderttausende zu Stande gebracht werden konnte. Selbst wenn nur der Despotismus dieses erstaunliche Werk erzwingen konnte, so war doch durch ihn hier ganz etwas anders für die Menschheit entstanden, als bei jenem kolossalischen Beweise der wahnsinnigen Eitelkeit der Despoten Egyptens, bei den Pyramiden. Nur der Scharfblick eines auf das wahre Wohl des Reichs bedachten Regenten, unterstützt durch Kraft und eiserne Beharrlichkeit, konnte diesem mit Recht sogenannten Yun-lyang-ho oder Ernährungskanal *) sein Daseyn geben.

Selbst die Jesuiten, so partheiisch sie auch für die Chinesen sind, gestehen aber, daß nicht dieses Volk, sondern der berühmte, und wenn gleich Eroberer, dennoch wirklich schätzbare Mongolfürst Kublai-chan, in China Schitzi, auch Hupelge genannt, dieses Riesenwerk errichtet habe.

Als dieser große Mann 1252 China erobert hatte, befolgte er den weisen Rath seines Ministers Yao-tscheu, das Volk zu lieben, den Ackerbau und die Wissenschaften zu befördern, die durch den Krieg Verarmten wieder aufzuhelfen und sich durch Annehmung der Sitten der Nation bei ihnen beliebt zu machen.

*) Eigentlich Kanal für die Kaufmannsgüter.

Er suchte aber eben so sehr den Handel, sowohl den des Binnenlandes, als den auswärtigen zu befördern. Denn nur Kublai Chan eröffnete zuerst die Häfen der mittägigen Provinzen für die Fahrzeuge von Malacca, Sumatra und Ceilan, und schützte diesen Handel gegen die Räuber durch ein regelmäßiges Militair.

Er wählte Peking zu seiner Hauptstadt, um von hier, als aus dem Mittelpunkt seines großen Reichs, alles genauer zu übersehen und für das Ganze besser sorgen zu können, denn vormals war Nanking der Sitz der Kaiser. Er fühlte bald, daß die nördlichen Provinzen zur Versorgung der neuen Kaiserstadt nun nicht mehr hinreichten, und suchte dies anfangs, da Peking dem Meere nicht fern war, und durch den Peiho die Zufuhr erleichtert ward, auf Fahrzeugen zu bewerkstelligen. Allein das Verunglükken mehrerer Schiffe, und die daher erwachsende Unsicherheit der Versorgung, gab ihm den großen Gedanken ein, jenen Kanal zu bauen.

Kublai-Chan, der als großer Mann die Wissenschaften nicht bloß um damit zu prunken, sondern um seine Staaten dadurch zu beglücken, liebte, hatte Meßkünstler, Astronomen und Baumeister, zum Theil Araber und Perser, mit sich nach China gebracht.

Die Astronomen mußten den Kalender einrichten; die Geographen vom 55sten Breitengrade bis zum 16ten hinab die Lage der Orte bestimmen, und in so fern das vaste Reich aufnehmen.

Eben diese Männer waren es, welche er aufrief, das große Verbindungsmittel aller Provinzen, unterstützt durch eine ungemessene Menge von Arbeitern, zu Stande zu bringen.

Freilich war den Chinesen ein solcher Kanal vor andern Nationen nothwendig; denn ihre Schiffahrtskunde ist sehr beschränkt. Zwar ist der Bau ihrer Schiffe und kleineren Fahrzeuge mannigfaltig und künstlich. Ihre großen Fahrzeuge haben die Form des Mondes in den ersten Tagen seines Zunehmens; das Hintertheil ist sehr hoch und enthält das Zimmer des Capitains und die Gemächer der Matrosen; die der Reisenden, so wie die Küche, sind seitwärts angebracht.

Diese großen Junken tragen auf 600 Last und darüber, und führen drei, ja gar vier Masten. Der Kiel fehlt ihnen, und das Steuerruder hängt nur in zwei Tauen, welche oben befestigt sind; zwei andere, die unter dem Schiffe hinlaufen, halten es unten fest, sind selbst an einer Winde befestigt, und der Anker ist nicht von Eisen, sondern nur von Eisenholz.

Die Segel bestehen aus Matten von Bambus und werden auch durch Bambusstöcke, welche je zwei Fuß weit auseinander stehen, unterstützt. Sie legen sich zusammen wie Fächer; jeder Mast hat nur ein einziges Segel. Durch diesen Bau läuft dann das Fahrzeug Gefahr, bei starken plötzlichen Windstößen umzuwerfen.

Diese Junken segeln zwar noch zwischen drei und vier Striche vom Winde vorzüglich gut; allein da ihnen der Kiel fehlt, so verlieren sie weiterhin diesen Vortheil und weichen unter dem Winde sehr von ihrer Richtung ab. Daneben sind die Bambus-Segel sehr schwerfällig, und daher sowohl mühsam aufzuziehen, als niederzulassen oder umzulegen.

Ungeachtet dieser mangelhaften Bauart, gesteht doch selbst Barrow ihnen verschiedene Vortheile vor den europäischen zu.

Da diese Junken nämlich nicht zum Kriege, also nicht zu überschnellen Segeln, wie z. B. beim Fliehen, einzurichten nöthig waren, so sind sie in einzelne Fächer der Queere nach abgetheilt, und mit einem (aus Salgale, aus Kalch und Oel gemischten und mit Bambusfäden versetzten) Firniß kalfatert, so daß selbst der Raum oder der unterste Theil des Schiffes für die Waarenladung durch starke Queerbohlen abgeschichtet und wasserdicht gemacht ist, wodurch, wenn das Schiff mehreren Kaufleuten oder

Rhedern gehört, jeder seine Abtheilung oder Fächer nach Willkühr besonders beladen kann. Jedes dieser kleinen Gemächer ist nur gerade so groß, daß ein Mann auf einer Matte und einem Ohrkissen liegen kann. Dadurch erwächst der Vortheil, daß das Ganze, vermöge dieser Queerbohlen, eine größere Stärke erhält, leichter einem Stoß gegen einen Felsen Widerstand leistet, und wenn ein Leck irgendwo entsteht, dieser sich nicht leicht weiter erstrecken kann; ja, daß das gänzliche Auseinandergehen der Seitenwände, durch irgend einen mächtigen Stoß, durch diese Queerbalken beträchtlich erschwert werden muß.

So sehr man auch daher gegen dieses Theilen des Raums und dadurch der Schichten der Ballen und Ladungen überhaupt mit Grund streitet, so hat man dennoch selbst in England auf jene wichtigen Vortheile solcher Queerbalken seit einiger Zeit sein Augenmerk gerichtet.

Zu den oben angezeigten Mängeln der Schiffe setze man nun ferner die große Unkunde der Nautik selbst. Es gehört abermals unter die Seltsamkeiten dieser Nation, daß, da sie unwidersprechlich die Magnetnadel und ihren Gebrauch lange vor den Europäern besessen haben, sie dennoch in der bessern und weitern Anwendung dieses großen Führers über den Ocean, noch jetzt so unendlich gegen uns

zurückstehen. Der Kaiser Canghi behauptete, die Boussole sey schon damals (1719) über 2000 Jahr in China bekannt. Und es ist nicht zu leugnen, daß wir nur erst nach Rückkunft des Marco Polo aus China, also im 13ten Jahrhundert, den Seecompas haben kennen lernen.

Indeß ist dieser Compas der Chinesen äußerst dürftig. Die Nadel selbst ist sehr kurz, etwa von dreiviertel Zoll; von der Abweichung (Declination) wußten sie vor Ankunft der Jesuiten nichts, bringen sie auch noch jetzt nicht in Rechnung; sie theilen den Einfassungskreis in 8, und jeden wieder in 3, also in 24 Theile, und nennen den Compas Tingnan tschin, das ist, Nadel, die den Mittag zeigt, gerade umgekehrt von uns. Dabei haben sie viele, oft bis auf 27 concentrische Kreise um die Nadel gezogen, wovon einer ihre zwölf Theile des Tages, ein anderer die Sterne um den Pol, die folgenden größern, die Coluren, die 24 Theile des Jahrs, ihre 28 Theile des Zodiaks und andere Zahl- und Zeitentheilungen angeben, allein viele haben wieder bald astrologische Zeichen, bald mystische, die oft ihnen selbst unverständlich sind. Hinter der Boussole ist im Schiffe gewöhnlich ein kleiner Tempel mit einem Altar, darauf brennt beständig eine Kerze aus einem Gemisch von Sandholzpulver, Wachs und Talg. Auf einer Kerze sind zwölf Abtheilungen

bemerkt, durch deren Abbrennung die 12 Theile des Tages, wie durch eine Art Uhr bezeichnet werden. Zugleich ist das Brennen dieser Kerzen eine Art Gottesdienst; daher sieht man genau auf ihr ununterbrochenes Brennen.

Der Gebrauch des Compasses selbst ist dann äusserst dürftig. Wollen sie über das offne Meer segeln, so richten sie das Vordertheil des Schiffes (den Schiffsschnabel) mit möglichster Genauigkeit auf die Gegend, auf das Vorgebirge oder den Hafen, den sie zu erreichen wünschen, vermittelst einer seidenen Schnur hin, welche die Bouffole von Norden nach Süden gleich theilt, und suchen nun, so viel es nur irgend der Wind zuläßt, das Schiff in dieser Richtung zu erhalten.

Bedenkt man jetzt den schlechten Bau ihrer Schiffe und zugleich die Dürftigkeit ihrer nautischen Hülfsmittel und Kenntnisse, so erstaunt man mit Recht, wie sie es wagen dürfen, weite Reisen, z. B. nach Batavia oder Neu-Guinea, ja selbst nur nach Japan zu unternehmen.

Freilich gehen, wie sie selbst gestehen, jährlich mehrere Schiffe verlohren, und dies um desto eher, je furchtbarere Stürme sich besonders in den chinesischen Meeren zeigen.

Diese Orkane, welche selbst den geschicktesten europäischen Nautikern oft den Tod bringen, und un-

ter dem Nahmen der Typhonen furchtbar berühmt sind, verdienen hier schon einer Erwähnung.

Zwar wüthet der Typhon ebenfalls in einigen andern Meeren, z. B. in denen von Ostindien und Afrika, ja selbst im Archipel Griechenlands, daher er auch bereits den Griechen unter diesem Nahmen bekannt war; allein seinen Hauptsitz scheint er in den Gewässern von China, Tunkin, Cochinchina und Japan zu haben, von wo er sich dann gleichfalls weit in den großen Ocean ausdehnt. Einer der genauesten Beobachter der Winde, Dampier, behauptet, er sey dort besonders in den Monaten Julius, August und September am häufigsten, erhebe sich gewöhnlich beim Voll- und Neumonde, und stets gehe klares und heiteres Wetter vorher.

Bevor der Typhon wirklich anfängt, zieht sich eine sehr schwarze Wolke, welche am Horizont am dunkelsten ist, zusammen; gegen ihren obern Theil hin ist sie dunkelroth, noch höher hellroth und glänzend, am äußersten Rande aber von einem das Auge blendenden Weiß. Das Ganze hat ein furchtbares, drohendes Ansehen.

Der Sturmwind selbst, der sich gewöhnlich zuerst in Nordost erhebt, ist oft mit den schrecklichsten Blizzen, Donnerschlägen und Regenströmen begleitet.

Auf das gefährlichste durchläuft er sodann alle Punkte des Compasses, in keiner Richtung bleibt

man geschont; von allen Seiten wird das Meer, und mit ihm das Schiff gegen die Wolken gehoben; hiedurch unterscheidet er sich hauptsächlich von den übrigen Stürmen.

Die Winde, sagt Schouten, der im indischen Meere davon ergriffen wurde, springen von einem Strich des Compasses zum andern, vereinigen sich gleichsam und stürzen mit unbeschreiblicher Wuth von oben herab, das Schiff drehete sich mit der heftigsten Schnelligkeit im Kreise umher und ward hoch gegen die Wolken gehoben. Alle Segel zerrissen und die Mannschaft ward durch die ungeheure Anstrengung (und vielleicht auch selbst durch die sich hiebei ereignende plötzliche Veränderung und Zersetzung der Atmosphäre) erschöpft, ja aller Kräfte beraubt, so daß in wenig Tagen 50 Matrosen in ein hitziges ansteckendes Fieber verfielen, an welchem in zwei Tagen 40 umkamen.

Um das Krachen und das kaum glaubliche Getöse der Winde beim Typhon oder, wie die Chinesen ihn nennen, Ta-fong (wörtlich den großen Wind), einigermaßen zu beschreiben, drückte sich ein sehr erfahrner englischer Seemann hierüber gegen Barrow auf folgende Art aus.

„Ließe man, sagte er, auf dem Vordercastell des „Schiffs 10000 Trommeln schlagen und 10000 Trom„peten blasen, wenn gerade der Typhon seine höch-

„ste Muth äußert, so wär' es unmöglich, auf dem „Hintercastell sodann hievon das mindeste zu ver„nehmen."

Kann es, nach der hier gegebenen Nachricht, überhaupt noch befremden, wenn man rechnet, daß 10 bis 12000 Chinesen jährlich auf dem Wasser bei aller Geschicklichkeit umkommen?

Daß sie diese besonders in Führung der kleinen Fahrzeuge wirklich besitzen, zeigt Stauntons Bemerkung über die Schiffer der Barken. „Nicht „selten, sagt er, wird ein ziemlich großes, schwer „beladenes Boot von einem einzigen Kerl regiert, „der dann aber auch so viel als anderer Orten ihrer „drei, gleichsam mit allen Gliedmaßen zugleich, ar„beitet. Mit der rechten Hand hält er das Segel„tau, mit der linken steuert, und mit dem rechten „Fuß rudert er so kräftig und so tactmäßig, als un„sere Bootsknechte, die dazu beide Hände gebrau„chen. Und bei dem allen hat er noch Zeit genug „ein Pfeifchen zu rauchen."

Vielleicht einige Millionen Chinesen leben fortdauernd auf ihren Barken. Sie schwimmen damit zum Handel auf den Flüssen auf und ab, und höchstens geht der Mann als Handwerker zu Zeiten ans Land, dahingegen die Frau auf dem Wasser geboren wird und stirbt. Außer diesen Böten giebt es noch sehr viele kleinere Fahrzeuge, die selbst nach den ver-

schiedenen Flüssen verschieden sind. Die Fahrzeuge der Mandarinen zeichnen sich durch größern Bau der Cajüten oder Kammern, ferner durch Sonnenschirme und aufgehangene Laternen aus, so wie die Lustfahrzeuge besonders durch eine Menge farbigter Flaggen, Bandrollen und Wimpel.

Bei dem erstaunlichen Verkehr des Binnenhandels durch Kanäle und Flüsse hat aber der Chinese die Landfracht ziemlich vernachlässigen dürfen. Man sieht weder unsere großen Frachtfuhren noch kleinere ähnliche Wägen. Dafür hat aber der industriöse Chinese nicht nur einspännige Karren, sondern sogar Schiebkarren mit Segel. Indeß schienen sie den Europäern von keinem bedeutenden Nutzen, da man sie nur hauptsächlich bei günstigem, nicht zu starkem Winde gebrauchen kann. Das Segel ist eine Bambus-Matte, und hinten an der einrädrigen Schiebkarre angebracht. Vielleicht hat dieses chinesische Fuhrwerk Anlaß zu den Wägen mit Segeln gegeben, wovon im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die Rede war.

Becher gab, wie mir deucht, in seiner närrischen Weisheit dem berühmten Leibnitz schuld, er habe ein solches mit Rädern versehenes Schiff vorgeschlagen, um die Sandwüsten von Afrika damit zu durchsegeln.

Das Reisen zu Pferde ist nur hauptsächlich für die Staats-Couriere; diese nehmen oftmals Briefschaften für Andere mit. Hin und wieder sieht man in einigen Provinzen Kameele zum Lastragen; jedoch wird das meiste durch Lastträger, Koulis, fortgeschafft, es sind deren viele Tausende, und wenn sie, wie gewöhnlich, ein Certificat ihrer Ehrlichkeit bringen, darf man ihnen trauen.

Auf den Heerstraßen sind nicht nur Wachthäuser zur Sicherheit, sondern auch große Häuser, welche die Regierung für reisende Mandarinen und Gesandten, unter dem Nahmen Kong-Kouan, hat errichten lassen. Die dazu nothwendigen Meubles werden bei vorkommenden Gelegenheiten von dem Mandarin des nächsten Orts besorgt. Außerdem führt Deguignes noch offne steinerne Gebäude an, die an den Landstraßen gelegen, den Reisenden zu Ruheplätzen dienen, fast wie im übrigen Orient die Caravanseras.

Besser ist in China für die Brücken gesorgt; sie sind aber fast gänzlich nur für Fußgänger, da man treppenmäßig, vermittelst Stufen, hinauf- und hinabgeht.

Indeß zeigt sich hiebei etwas höchst merkwürdiges, wiederum, wie so viel anderes kaum erklärbares bei dieser Nation.

Sie hat nämlich bereits seit 2000 Jahren, und wahrscheinlich vor den Griechen und Römern, Bogen-Gewölbe zu bauen verstanden, da hingegen weder die Egypter noch die Perser diesen trefflichen Mechanismus der Baukunst aufzuweisen haben. Schwibbogen oder dergleichen Gewölbe kommen weder in den Ruinen von Theben, Persepolis oder Palmyra vor. Die schönen Säulen sind dabei nur durch gerade, steinerne Architraven verbunden. Dagegen finden sich einige solcher Bogen im Felsen selbst gehauen, bei den Hindus in ihren Höhlen.

Verschiedene dieser gewölbten Brücken der Chinesen sind dabei von so außerordentlicher Höhe, daß Junken von 200 Tonnen mit ihren hohen Masten darunter hinweglaufen, gewöhnlich haben sie freilich diese Höhe nicht, und bei vielen derselben, welche aus einem röthlichen Granit über dem kaiserlichen Kanal erbauet waren, mußten die Fahrzeuge ihre Masten, wie in Holland, niederlassen. Die Wölbung selbst ist bald halbrund, bald eiförmig, auch sogar bei einigen wie ein Hufeisen gestaltet, nämlich oben weiter als unten.

Die schönste Brücke trifft man unweit Peking. Sie hat 600 Fuß Länge, ist mit großen Steinen gepflastert und mit einer Lehne von weißem Marmor versehen, welche fein gearbeitet und an verschiedenen

Orten mit marmornen Figuren von Elefanten verziert ist.

Es giebt Brücken von 7 Bögen, ja über einen Arm des Sees unweit der Stadt San-tschou-fou befindet sich eine Brücke von 91 Bögen. Mit Erstaunen rief einer der englischen Gesandtschaft dabei aus: „Sie ist ohne Ende!"

Von dieser Merkwürdigkeit der Baukunst der Chinesen nur etwa eine Stufe höher, und wir gelangen zu der riesenmäßigsten Unternehmung, nicht etwa der Chinesen, sondern wohl aller Völker der Erde. Dies ist das in seiner Art einzige Menschenwerk, die künstliche Scheidewand der Tartarei und des eigentlichen chinesischen Reichs, die Große Mauer.

In Zeiten, wo das grobe Geschütz jeder Art, so wie die Kunst der Minen entweder gar nicht oder höchstens nur im äußerst unvollkommenen Zustande vorhanden waren, scheint es kein zweckwidriger Gedanke, sich durch eine starke, lange und hohe Mauer vor dem plötzlichen Ueberfall räuberischer Völker sicher stellen zu wollen. Auch haben wir mehrere solcher Versuche im Alterthum aufzuweisen, z. B. bei den Aegyptern, Medern und Syrern; und selbst

unſer Welttheil zeigte dergleichen an der berühmten Mauer der Engländer, oder vielmehr der Römer in England, gegen die alten Picten (Picts Wall) und Schotten, den Kaiſer Severus von Tinmouth in Northumberland bis Solway Frith in Cumberland, eigentlich nur von Carliſle in Cumberland bis New Caſtle an der Tine in Northumberland, gegen 80 engliſche Meilen lang, errichten ließ. Sie war dabei 12 Fuß hoch und hatte 8 Fuß in der Dicke.

Wie kleinlich iſt indeß dieſes an ſich große Römerwerk gegen das der Chineſen! Dieſe ungeheure Schutzwehr ſteht zwiſchen der Tartarei und China, um die nördlichen Provinzen Petcheli, Schanſi und Schenſi gegen die Einbrüche der Tartaren ſicher zu ſtellen.

Die neueſten Berichte darüber gründen ſich auf ſachkundige Autopſie von mehreren aus der engliſchen Geſandtſchaft.

„Dieſes mächtige Bollwerk, denn, ſetzt Staunton hinzu, der Nahme Mauer läßt der Sache „nicht Gerechtigkeit wiederfahren, iſt 1500 (über „300 d. M.) engl. Meilen lang, auf eine ſo unge„heure Strecke ſind die geſitteten Chineſen Grenz„nachbaren von mancherlei Tartar-Stämmen.

„Wann der Bau mag angefangen worden ſeyn, „weiß man nicht, daß er aber 300 Jahr vor Chriſti „Geburt beendigt iſt, iſt ſo beſtimmt als irgend ein

„anderes, auf das beste beglaubigtes historisches „Factum.

Es ist nicht zu beschreiben, welch einen Eindruck „es machte, daß dieses ungeheure Werk von den „höchsten Gipfeln längs dem Rücken der Berge, von „da durch die tiefsten Thäler und, vermittelst Bogens „gewölbe, auch über die Flüsse, an solchen Stellen, „wo wichtige Pässe sind, sogar in doppelter und drei„facher Linie hinter einander, fortgeführt, und von „drei zu drei hundert Fuß noch durch besondere „Wachthürme oder Bastionen verstärkt ist.

„Doch nicht sowohl die kolossalische Dimension „der Mauer und der Thürme an sich, sondern ihre „ungeheure Ausdehnung und die gleich ins Auge „springende Schwierigkeit der Anlage ist es, wo„durch der Anblick derselben so überaus imposant „wird! Was durch gewöhnliche bekannte Mittel „auszurichten steht, wie viel Zeit und Mühe es „sonst auch erfordern mag, verdient so besondere „Bewunderung eben nicht; aber hier begreift man „nicht, wo die Leute zu einem so ungeheuern Bau „die Materialien hergenommen, und sie auf so un„zugängliche Gebirge, gleichsam bis in die Wolken, „hinauf zu schaffen gewußt haben! Einer der höch„sten Berggipfel, über den die Mauer weggeht, ist, „nach wirklichen Vermessungen, fünftausend zwei„hundert und fünf und zwanzig Fuß hoch!“

Das Kolossalische dieser Mauer zeigt sich indeß noch deutlicher bei einer genauen Ansicht der einzelnen Theile, dies hat jetzt der englische Ingenieur Parish durch eigene Messungen dargethan. „Sie „ist, sagt er, von der Erde bis zum obersten Rande „der Brustwehr fünf und zwanzig Fuß hoch, und „an der Grundfläche eben so dick. Sie besteht ei„gentlich aus einem Erdwall, der durchweg 11 Fuß „dick, 20 Fuß hoch, oben mit gebrannten viereckigen „Fliesen gepflastert, und damit er auf keine Seite „ausweichen könne, vorn und hinten mit starken „Mauern von Backsteinen bekleidet ist. Zwei Schich„ten Werkstücke von grauem, mit Glimmer einge„sprengten Granit, welche etwas über 24 Zoll hoch „und zwei Fuß weit vor die Backsteine vortreten, „machen den Untersatz jener Mauern aus. Sie sind „aus gebrannten Steinen von bläulichter Farbe auf„geführt, und diese durch reinen, weißen Kalch mit „einander verbunden, der in mehr als 1/8 Zoll dicken „Schichten aufgetragen ist. Die untere Dicke von „25 Fuß nimmt so, wie die Dimension der Backsteine, „höher hinauf ab. Zwanzig Fuß hoch von der Erde „oder auf der Plattform, hat jede der beiden Wan„mauern nur 2 Fuß 3 Zoll Dicke. Hier läuft ein „Vorsprung von Steinen längst der Mauer hin, der „6 Zoll breit und 6 Zoll hervortritt; dieser bezeich„net den Anfang der Brustwehr, die 5 Fuß über die

„Plattform hinaus ragt, und in deren Oberthell von „7 zu 7 Fuß Schießscharten, jede 2 Fuß weit, ein„geschnitten sind. Außerdem ist noch eine Reihe „kleinerer Oefnungen vorhanden, welche tiefer her„ab liegen, und da sie schräg nach unten hin geführt „sind, so kann man dadurch alles bemerken, was bis „auf einige Ellen weit an der Grundfläche der „Mauer vorgeht.

„Zur Verstärkung der Vertheidigung sind längs „der ganzen Mauer Thürme von 500 Fuß, oft mehr „oder minder auseinander, je nach der Biegung der „Mauer und nach der Verschiedenheit der Gegend „selbst. Letztere bestimmt auch ihre mindere oder „größere Stärke. Es sind kegelförmige Massen, die „der Höhe nach von 12 bis 23 Fuß weit über die Mauer „hinaus reichen, und in der Breite um 18 Fuß vor „dieselbe, bald auf einer Seite allein, bald vorn und „hinten zugleich, in diesem Fall aber nur 9 auf je„der Seite, hervortreten."

Zur genauereu Beurtheilung der ungeheuren Masse dieses Riesenwerks diene uns die Schätzung und Berechnung des Mathematikers Barrow.

Er setzt die ganze Summe aller Häuser Englands und Schottlands auf 1 Million und 800000, und behauptet, daß das Mauerwerk dieser Häuser zusammen genommen, für jedes Haus 2000 Cubikfuß gerechnet, nicht so viel betrage, als das dieser gros-

sen Mauer. Ja, diese ihre Masse, sagt er ferner, reicht hin, um eine Mauer zu errichten, die zweimal den ganzen Erdball umfaßt; jedoch rechnet er bei dieser letzten Bestimmung das Erdreich mit, welches sich im Center oder den Zwischenräumen des Mauerwerks selbst befindet.

In dieser Mauer befinden sich dann mehrere Thore. Sie sind mit Wachthürmen und Bastionen versehen, und halten zwar jetzt noch Militair, jedoch ist die Besatzung ungleich geringer, als zu den Zeiten, da die Tartaren noch von China getrennt, diesem Reiche gefährlich waren. Ueberhaupt ist dieses ungeheure Werk anjetzt seit der Eroberung des Reichs durch die Mantcheens überflüssig, und wird auch daher nicht sehr geachtet, so daß ein großer Theil davon fast gänzlich in Ruinen da liegt.

So sahen wir denn in dem kaiserlichen Kanal, in den großen Brücken, und endlich in jener ungeheuern Grenzmauer Wunder der Baukunst, wodurch China fast allen übrigen kultivirten Völkern, in Rücksicht des Kolossalischen des Baues, den Rang ablief.

Völlig hievon verschieden ist aber die Sache; sobald die Rede von dem Schönen, von dem Geschmackvollen in der Baukunst ist.

Freilich wahr, daß der Geschmack überhaupt in mancher Hinsicht auf Willkühr, auf angenommene Grundsätze beruhen mag; indeß giebt es doch sicher Regeln, die jedes hochkultivirte Volk für gültig anerkennt, oder vielmehr Grundzüge des Ebenmaaßes, und daher der Schönheit, die jedem gebildeten Auge willkommen sind. So bedarf es z. B. nicht einmal der hohen Schönheit der corinthischen Säulen, selbst die einfachste, die jonische Säule, zeigt eine edle Festigkeit. Man sieht, wie dieses mächtige und zugleich mäßige Abnehmen des Durchmessers ganz geeignet ist, eine bedeutende Last zu tragen, setzte man dagegen einen überall gleich dicken, langen Pfahl, auf ihn ein ungeheuer weit hervorragendes Dach, so würde wohl selbst ein, nicht durch griechische Kunst verwöhntes Auge diese Stütze und diese ganze Verbindung widerstehend finden.

Letzteres ist indeß wirklich der Fall bei der Baukunst der Chinesen.

Jedes einigermaßen kultivirte Volk der Erde suchte seinen Gottheiten die schönsten Gebäude zu errichten, und auch der Chinese hat gleichfalls bei seinen Tempeln Pracht und Schönheit geltend zu machen gesucht. Aber wie abstechend ist die Pagode des Himmels oder irgend einer andern von den Chinesen verehrten Gottheit gegen die Ruinen des Tempels des Donnergottes (Jovis tonans) oder der

des Friedens (Pacis), oder sonst irgend eines Tempels der Griechen und Römer.

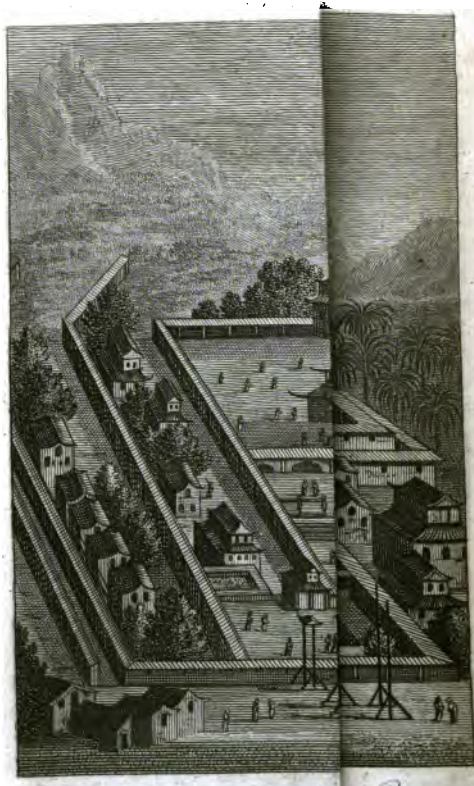
Doch wir dürfen nicht etwa die Griechen oder Römer zum Gegensatz wählen; selbst die gothischen Kirchen, ja die Moscheen der Türken und Perser sind weit erhabener, sie zeigen ungleich mehr Baustyl, mehr Geschmack in der Anordnung des Ganzen.

Der Tempel des Chineſen hat eben jenes gezeltähnliche, aufgestutzte Dach seines Wohnhauses; er hat eben jene pfahlförmige, langstakige Pfosten, überall von gleichem Durchmesser, ohne Basis, ohne Capital, zu seinen Trägern; wahre Zeltstangen ohne Festigkeit und Schönheit. Alles ist nur bei dem Tempel oder der Pagode, so wie bei den sogenannten Palästen, in einer größern Dimension, nichts hat dabei ein besseres Ebenmaas, nichts ist edler, majestätischer. Unwillkührlich erinnert das Ganze an das Gezelt des Nomaden.

Höchstens würde man ein solches Gebäude als einen leichten Garten-Pavillon angenehm finden, denn hiebei läßt sich ein temporaires, wandelbares Gebäude denken.

Die Pagoden haben oftmals Thürme, welche sich ebenfalls durch ihren bizarren, wenn gleich kostbaren und künstlichen Bau auszeichnen. So ist z. B. die Pagode der Göttin der Dankbarkeit, oder die Pau-y-hen-tse, unweit Nanking, wegen

UNIV.
MICH.



Pau-ghen Yse Tempel de Nanking.

ihres Thurms, ein wirklich bewundernswürdiges Werk *).

So wie die Pagoden, oder die Tempel der Chinesen überhaupt, besteht auch diese aus mehreren großen, durch eigene Mauern abgetheilten Höfen, welche mit den Gebäuden, die den Bonzen oder Priestern der Gottheit zur Wohnung dienen, verbunden sind. Die Oberpriester haben gewöhnlich eine Wohnung von zwei Etagen, oder eigentlich nur zwei Dächern über einander; bei den Wohnungen der übrigen fällt aber das Licht nur durch die Thür in ihre Zelle.

Die hier abgebildete Pagode ist von sehr weitem Umfange. Sie hat mehr als vier große Abtheilungen, und in einigen derselben befinden sich Baumgärten, worin bei andern Pagoden oftmals Thiere, z. B. Hirsche und Schweine, gehalten werden.

Die Abtheilungen selbst stehen durch mehr als ein Thor in Verbindung mit einander. Sie enthalten auch eigene Küchen und Krankensäle. Fast in jeder dieser Abtheilungen finden sich eigene Gebäude oder Tempel, zu denen man vermittelst vieler Stufen hinansteigt. Der Haupttempel dieses Gebäudes findet sich auf einem großen Platze. Eine

*) M. s. das Kupfer.

steinerne Treppe von 12 Stufen führt zu ihm hinauf; das ihn umgebende Geländer ist von unpolirtem Marmor; der Saal selbst, welcher den Tempel ausmacht, ist 100 Fuß hoch, und ruhet auf einem kleinen marmornen Fuße von einem Schuh Höhe. Die Vorderseite ist mit einem Spaziergange unter verschiedenen Pfeilern geziert. Die Dächer, deren oft zwei über einander stehen, sind von grünen, lakkirten und glänzenden Ziegeln. Das Getäfel und die Tischlerarbeit inwendig, ist gemahlt, und mit unzähligen, in einander gefügten Stücken ausgelegt; dies halten die Chinesen für einen ganz besondern Zierrath. Es ist freilich wahr, setzt le Comté hinzu, daß dieser Wald von Balken, Queerbalken und Sparren (man sieht mithin das Innere des Dachs völlig unbedeckt!) etwas seltsames hat; dies, sagt er, rührt von der Unwissenheit der Pauleute her, welche noch nicht zu der liebenswürdigen Einfalt, worin die Stärke und Schönheit der europäischen Gebäude besteht, gekommen sind. Der Saal hat kein anderes Licht, als das, was durch die Thüren hineinfällt.

Neuhof fand in diesem Tempel 10000 Bilder von Gips mit verschiedenen Farben bemahlt; einige derselben waren vergoldet.

Auch andere Reisende geben einige tausend Bilder in einer einzigen Pagode an; indeß muß man

wissen, daß die Chinesen, wenn sie überhaupt eine große Zahl unbestimmt angeben wollen, gewöhnlich 10000 nennen, wollen sie hingegen bestimmt die Zahl 10000 andeuten, dann sagen sie stets 9999 (Barrow). Die größten dieser Bilder hatten die Länge eines Menschen, die kleinsten dagegen nur die einer Hand. Sie standen reihenweise längst den Wänden übereinander, die größten oben, die kleinsten unten.

An der Morgenseite dieses Tempels (Saals) befinden sich drei Thüren, durch welche man zu dem berühmten Porcellanthurm, welcher einen Theil des Tempels ausmacht, gelanget.

Dieser Thurm ist achteckig, hat überall 40 Fuß im Durchmesser, und 9 Stockwerke über einander. Ein jedes Stockwerk wird von dem andern durch dicke Balken abgesondert, die kreuzweise liegen, den Boden tragen und ein Zimmer bilden, dessen Decke mit verschiedenen Gemählden geziert ist. Die Wände haben Nischen, worin Bilder stehen. Es ist alles vergoldet und scheint aus polirten Steinen zu bestehen; wie wohl dies glaublich nur Ziegel sind, in welche man Figuren einzudrücken verstand, welches die feinere Ziegelerde der Chinesen gestattet.

Die Stockwerke sind von gleicher Höhe, nur das einzige erste ist höher. Man gelangt von einem Stockwerk zum andern, vermittelst einer inwendi-

gen Treppe mit sehr hohen, also unbequemen Stufen. Man rechnet 190 solcher Stufen, jede zu 10 Zoll. Setzt man hiezu noch die Höhe des Altans, das 9te Stockwerk, welches keine Stufen hat, und das Dach, so beträgt die ganze Höhe des Thurms gegen 200 Fuß.

Bei jedem Stockwerk ragt ein chinesisches Dach hervor, unter welchem eine Gallerie herum läuft, und an den vielen Spitzen, oder hervorragenden Dachschnäbeln, sind kleine Glocken angebracht, die, von der Luft bewegt, sich hören lassen. Das ganze Aeußere des Thurms ist mit Porcellan-Fliesen belegt, welche freilich durch die Zeit von ihrer Glasur viel verlohren haben; von ihnen rührt der Nahme her.

Die Spitze des ganzen Gebäudes macht seine größte Schönheit aus. Sie besteht aus einem starken Baume, der von dem 8ten Stockwerk, worauf er ruhet, über 30 Fuß über das Dach hinaus ragt. Er ist mit einem eisernen Gewinde schlangenförmig umgeben; hiedurch soll man von außen zu dem Knopfe selbst gelangen können, der einem vergoldeten Fichtenapfel gleicht. Vom Thurme genießt man einer herrlichen Aussicht. Man übersieht die ungeheure Manufaktur-Stadt Nanking von mehr als einer Million Menschen; ferner die schönen Ländereien der reichen Landschaft, und endlich einen

Theil des größten Stroms, des Pan-tse-kiang, der vermittelst Kanälen mit Nanking verbunden, und daher mit einer zahllosen Menge von Junken und kleineren Barken bedeckt ist.

Noch zeigt sich die Baukunst der Chineſen in den Triumpfbögen, Paylew genannt; allein auch hierin stehen sie gegen die Alten unendlich zurück. Größtentheils sind es nur hölzerne, hohe Schwibbögen auf hohen, bunt vermahlten, schlechten Pfeilern. Einige haben einen Hauptbogen und zwei geringere Nebenbögen; auch ist dem Kaiser eine solche Paylew unweit Peking von Stein errichtet, die 50 Fuß hoch war; aber selbst die geschmücktesten dieser sogenannten Triumpfbögen stehen sehr armselig da gegen die der Römer, z. B. gegen den Triumpfbogen des Titus oder auch gegen den neuern des Constantin. Ja, die meisten schienen den Engländern so äußerst dürftig, daß Barrow geradezu sagt, sie hätten vielmehr das Ansehen eines Galgens, als eines Triumpfbogens. Freilich waren sie gerade durch keine große Thaten, das heißt, durch schandbare Siege über unverschuldete Völker veranlaßt, sondern nur durch gute Thaten einiger Privatperſonen, oder auch zur Ehre sehr alter Männer.

Aus allem, was hier über die Baukunst der Chineſen beigebracht ist, ergiebt es sich, daß sie hierin sowohl gegen die berühmtesten Völker des Alter-

thums, als auch gegen das heutige Europa, weit zurückstehen. Statt eines Pantheons, oder einer Peters- oder Pauls-Kirche, sieht man nur Porcellan-Thürme und geschmacklos gebildete und angemahlte Pfeiler, die einem mit Drachen und dergleichen Wunderthieren, oder auch mit Glöckchen und ähnlichen Colifichets aufgeputztem Dache von grün und gelben glasirten Ziegeln, zur dürftigen Stütze dienen.

Die Bildhauerkunst findet sich dann fast noch in schlechterm Zustande als die Baukunst.

Die Bilder ihrer Gottheiten oder Götzen sind nicht etwa bloß verzerrte, widrige Figuren, sondern sie haben dabei nicht die mindeste Richtigkeit und Eleganz. Nirgend sieht man einen schönen Körper; alles ist unnatürlich, grob und häßlich. Riesenmäßige, mißgestaltete Dickbäuche, männliche oder überlang gedehnte, weibliche Gestalten, und wiederum ihnen ähnliche Geschöpfe, oft mit Drachen oder andern Ungeziefer verwachsen, füllen die Nischen der Pagoden. Thierkörper mögen den Chinesen zuweilen besser gerathen, wenigstens fand Degüignes die Elephanten auf der Marmorbrücke erträglich. Die porcellanenen in Biscuit, und die kleinen von Cedern-Holz geschnitzten Bilder des Confutze, welche oftmals eine Art von heiligem Schein von dichtem Golde in ihren kleinen lackirten Häus-

chen hinter sich haben, (ich besitze selbst dergleichen) zeigen wenigstens, daß man dort ganz artig im Kleinen arbeitet und schnitzelt. Die Engländer fanden freilich in einem der Cabinette des Kaisers zu Gehol ein Paar schöne Knaben in Marmor, deren Stellung zugleich auf den empörenden, widernatürlichen Geschmack dieses Volks schließen ließ, allein diese Figuren waren in Europa verfertigt.

In kleineren Schnitzeleien, wobei es nur auf Nachahmung, oder auf mühsamen Fleiß ankommt, zeigen die Chinesen besondere Geschicklichkeit. So z. B. drechseln sie elfenbeinerne Kugeln mit einer Oefnung von etwa 1 1/2 Zoll, worin 10, ja 15 ähnliche kleinere Kugeln, eine in die andere, wie eingeschachtelt, liegen, und beweglich sind. Aehnliche chinesische Kugeln kenne ich von elastischem Messingbleche, die dann, einmal in Bewegung gesetzt, sehr lange fortzittern, und dem schönen Geschlecht zu einem höchst sonderbaren Gebrauche gewidmet seyn sollen. Auch sieht man äußerst fein geschnitzte Tempel und Fächerblätter sowohl von Elfenbein als von Perlmutter.

Die Mahlerei der Chinesen steht mit ihrer Bildhauerei auf eben derselben Stufe.

Selbst die herrlichen Farben, welche sie ihren Naturprodukten verdanken, sind ein höchst geringer Ersatz für die, in so vielfacher Rücksicht schlechte,

fehlerhafte Mahlerei. Es mangelt ihr sowohl an Zeichnung als an Perspectiv.

Die Chineſen wiſſen nicht, daß man die weitern Gegenſtände verkleinern und ihnen ein ſchwächeres Colorit geben muß, ja ſie ſehen ſogar die dunkeln Schatten für wahre Mängel, für Flecken auf den Figuren an. Und da ſie zugleich nur allein ihre, wahrlich nicht reizende, National-Geſtalt zur Darſtellung menſchlicher Figuren wählen, und dieſe dabei ſtets nur in weite Gewänder gehüllt ſehen, mithin die eigentliche natürliche Form, die Schönheit des nackten Körpers ihnen gleichſam unbekannt bleibt, ſo muß im Ganzen genommen der beſte chineſiſche Mahler etwa mit einem Lehrling unſerer ſogenannten Anſtreicher in gleichem Range ſtehen. Dies bedarf keines weitern Beweiſes, da wir ſowohl auf ihrem Porcellan, als auf ihren Original-ſeidenen, farbigten Tapeten unzählige Beiſpiele davon vor uns haben. Wie ſehr aber den Chineſen die ganze Perſpective, ja faſt alles fehlt, was zur Lehre von Schatten und Licht gehört, zeigte ſich beſonders als die europäiſchen Mahler Bruglio und Gherardini für den Kaiſer Canghi einige perſpectiviſche Gemählde von Colonaden und ähnlichen Gegenſtänden verfertigt hatten. Der Monarch ſuchte ſich durch das Gefühl zu überzeugen, daß alles nur auf ein und dieſelbe Fläche gemahlt ſey; der ganze Hof

hielt aber die ganze Darstellung für eine Art von Zauberei.

Nicht ganz ohne Grund scheint daher der Ausruf des Gherardini. c „Dieses Volk, sagt er in „seiner Reisenachricht von China, hat auch nicht „den mindesten Begriff von schönen Künsten; es „versteht nur Geld zu wiegen und Reiß zu essen.“

Dennoch reichen diese Fehler noch nicht hin. Sie geben ihren an sich ganz unrichtig gezeichneten Figuren zugleich gewöhnlich sonderbare, bizarre Stellungen, und vermischen sie zugleich mit grotesken Bildern von Thieren und Vögeln, die sich in der Natur nirgends finden. Indeß fehlt es ihnen ganz und gar nicht an Geschicklichkeit, sobald sie es darauf anlegen, Vögel, Insekten und andere Gegenstände der Natur getreu darzustellen, wobei ihnen dann freilich das treffliche Colorit sehr zu Hülfe kommt.

Ebenfalls zeigen sie ein vorzügliches Talent in Copiren schöner europäischer Zeichnungen. Und da die Mahler in Canton hiezu am häufigsten Gelegenheit haben, so sendet man aus dem Innern des Reichs völlig weißes Porcellan dorthin, damit sie dieses mit den von uns gelernten Figuren bemahlen, um es nachmals hiemit zum zweitenmahle in den Ofen zu bringen. Selbst aber bei diesen Copien äußert der chinesische Mahler seine geringe Kennt-

niß. So schön nämlich auch diese Gemählde von Pflanzen und Thieren ausfallen, so treiben sie die Genauigkeit so lächerlich weit, daß sie sogar die zufälligen Flecken und sonstigen Fehler des Originals auf das pünktlichste zugleich mit darstellen.

Wir dürfen hier bei den schönen Künsten wohl kaum der Musik erwähnen. Die chinesischen Arien, welche uns sowohl du Halde als Barrow geliefert haben, bestehen aus äußerst elenden Melodien. Das einzige etwas erträglichere Lied, ein Loblied auf die Blume Mou-lie-outha, ist ein trauriger Gesang aus H moll, den man ein Todtenlied auf das Absterben dieser schönen Blume nennen sollte. Zweckmäßiger scheint dagegen ein freudigeres Lied der Ruderer; es war ein Chor aus G dur, worin der Schiffer oder der Capitain zwei Takte vorsang, welche sodann von den Ruderknechten abwechselnd wiederholt wurden; jedoch ohne die mindeste Spur eines Canons oder nur Begleitung. Noten, oder irgend eine Bezeichnung der Töne und des Gesangs, dies ist ihnen völlig unbekannt, und der Kaiser Canghi erstaunte, als ein Missionair den Gesang, wie sich der Kaiser ausdrückte, dadurch sichtbar machen konnte.

Deguignes behauptet indeß, die Chinesen setzten ihre Gesänge anjetzt in Noten, und hiezu

dienten ihnen ihre Schriftzeichen, dies müßten sie also späterhin gelernt haben.

An musikalischen Instrumenten fehlt es dagegen den Chinesen gar nicht. Du Halde giebt zwar nur Achte an, allein ein in Canton sich aufhaltender Engländer hat uns mit mehr als 20 bekannt gemacht. Hierunter sind zwei Arten von Geigen mit 2 Saiten; drei Guitarren, wovon die beiden mit 4 Saiten den unsrigen ziemlich ähnlich sind; drei trompetenähnliche Instrumente; ein dem Hackebrett ähnliches Instrument mit 11 Metallsaiten, da einige der vorhergehenden nur mit seidenen Fäden statt der Saiten bezogen sind; drei Flöten, die eine von Bambus, fast eine Panflöte; eine Art von Clarinette, also ein Rohrinstrument, die übrigen bestehen in Trommeln und Becken wie die Türkischen, hievon eins mit mehreren Metallplatten, wie bei der sogenannten Janitscharen-Musik zu benutzen; sie wird nur bei heiligen Ceremonien gebraucht.

Unter diesen Metallbecken ist dann das Lieblingsinstrument der Chinesen, der Gong, oder Lou, eine concave Platte aus einem Gemisch von Kupfer, Zinn und Wißmuth. Sie wird mit einem hölzernen, mit Leder bezogenen Klöpfel geschlagen, und giebt einen starken weit zu hörenden Ton. Ist nun gleich die Musik der Chinesen überhaupt vorzüglich auf Geräusch angesehen, und, nach dem Geständniß

aller Europäer, dem gebildeten Ohr zuwider, so muß man dennoch gestehen, daß ihre Instrumente sehr vielartig sind und sich in mancher Hinsicht den unsrigen mehr nähern, als die der meisten übrigen Asiaten.

So wären denn die Chinesen in allen den hier erwähnten Theilen der schönen Künste weit zurück.

Ueber den Tanz der Chinesen haben wir durch die beiden letzten Gesandtschaften einige kurze Nachrichten erhalten. Staunton scheint ihnen mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als Deguignes. Dieser fand sie äußerst langwierig und sonderbar. Er nennt sie bloße Märsche, Evolutionen, Pantomimen, worin die Acteur handeln, ohne zu springen. Dem Engländer zufolge waren freilich die Tänze, welche bei den Hoffesten gegeben wurden, gleichfalls Pantomimen, in welchen alle unter chinesischer Abhängigkeit stehende Völker, je nach ihren Trachten vorgestellt wurden, allein die Bewegungen, setzt er hinzu, waren zum Theil sehr gefällig.

Von ihren Schauspielen überhaupt zu reden, findet sich nachmals eine paßlichere Gelegenheit, wenn überhaupt von ihren Vergnügungen und Festen die Rede seyn wird.

Jetzt zu den eigentlichen Wissenschaften dieser so alten und so lange kultivirten Nation.

Die Sprache, die Darlegerin der Talente des Menschen und seiner Geistescombinationen, verdient hier den Vorschritt.

So ärmlich war freilich die Kultur der Chinesen nicht, daß sie sich wie die ältesten Aegypter, oder auch die rohen Wilden von Nord-Amerika, auf eine wahre Bildersprache, statt der Sprache durch Buchstaben, beschränkt sahen. Bei ihnen wird nämlich nicht, wie in der Hieroglyphik, eine Sache oder ein Gedanke durch ein Sinnbild angedeutet, wie z. B. das Feuer durch das Bild der Schlange, oder die Erde durch das der Schildkröte, oder die Luft durch das Bild einer Eidechse.

Indeß steht doch die Sprache der Chinesen nicht viel höher, und ist eben daher voll kaum glaublicher Schwierigkeiten. Nicht nur hat jedes Wort geschrieben ein eigenes Zeichen oder Charakter, sondern jedes Wort, je nachdem es dem Tone und der Modification der Aussprache nach verschieden klinget, leidet eben so viel verschiedene Deutungen und hat eben so viel verschiedene Schriftzeichen. So z. B. giebt es für das Wort Tching 60 verschiedene Schrift-

zeichen, die genau auf die verschiedenen Arten passen, nach welchen es ausgesprochen hörbar wird, und dann gleichfalls so Dinge oder Ausdrücke haben, worunter sehr viele einander gänzlich entgegen gesetzt sind. So bedeutet das Wort Tschu: Schwein, Herr, Küche, Pfeiler, je nachdem es weicher, härter, gedehnter oder offner ausgesprochen wird. Es gehört aber nicht bloß eine fast angeborne Biegsamkeit der Kehle und des Mundes dazu, dies alles genau zu unterscheiden, sondern eben sowohl ein äußerst feines, ein wahres Mongolisches Gehör. Daß daher für den Ausländer hiedurch fast unzählige Mißverständnisse erwachsen müssen, liegt in der Natur der Sache. Ein Missionair forderte eine Decke; zu seinem Erstaunen brachte man ihm ein junges Mädchen.

Um daher solche Zweideutigkeiten zu verhüten, zeichnet der Chinese, wenn er es durchfühlt, daß er mißverstehe, oder mißverstanden werde, das Schriftzeichen des Worts in die Luft, oder auf den Tisch; wodurch dann, da jeder Ausdruck sein eigenes Zeichen hat, für einen Kundigen der Schriftsprache alles bestimmt wird. Hiedurch entstehen schon zweierlei Sprachen, die Schriftsprache und die hörbare, wirklich gesprochene Sprache. Von letzterer giebt es aber daneben abermals zwei verschiedene:

die Sprache der Mandarinen, und die Sprache des gemeinen Lebens.

Zugleich sieht man nun, was für kaum glaubliche Schwierigkeiten sich der Erlernung dieser Sprache, besonders bei Ausländern, entgegen stellen. Indessen giebt es gewisse Wurzelzeichen, durch deren Verbindung dann zusammen gesetztere Begriffe ausgedruckt werden. So z. B. ist das Zeichen oder der Charakter für das Wort Mensch, chinesisch Jin, fast dem kleinen griechischen L (oder Lambda) die linke Seite zur rechten gemacht, ähnlich; das Zeichen des Mundes aber ist beinahe ein Quadrat, und nun setzt man dann solche Grundzeichen auf mehrerlei Art zusammen. So z. B. wird der Ausdruck, ein sehr geliebter Freund, sinnreich genug zusammen gesetzt aus den beiden Grundzeichen, nämlich dem der Mitte und dem des Herzens. Auf ähnliche Weise ist das Wort Unglück zusammen gesetzt aus den beiden Wurzelworten Haus (Myen) und Feuer (Jo), weil man es für das größte Unglück hält, sein Haus zu verlieren. Diese Wurzelzeichen bestehen freilich nur aus einzelnen geraden und krummen Linien; allein diese mit unserm Alphabet vergleichen zu wollen, scheint völlig unmöglich, da im Grunde bei den Chinesen jedes Wort ein eigenes Zeichen haben muß.

Wie unendlich leichter wird dagegen alles durch das Alphabet fast aller übrigen Völker! Mit einigen zwanzig Zeichen werden wir hier Meister der reichsten und gebildetsten Sprache, dagegen ein Chinese gegen 80tausend verschiedene Zeichen verstehen muß. Ein Wörterbuch von 95 Bänden war noch nicht vollständig; und die Sprache in ihrem ganzen Umfange inne zu haben, dazu reicht kaum das Leben eines Menschen hin.

Das Chinesische wird in Columnen lothrecht von oben nach unten geschrieben, und dabei, wie bei den Hebräern, von der Rechten zur Linken.

Die Sprache, besonders aber die Calligraphie, ist eine der größten Wissenschaften der Chinesen; ja fast alles hängt so sehr hievon ab, daß ein Candidat, der in seinem Examen ganz vorzüglich bestand, nur allein deshalb abgewiesen ward, weil er den Schriftzug Ma, der ein Pferd bedeutet, nur verkürzt geschrieben hatte. Für uns hat aber auch diese Sprache deshalb wenig Annehmlichkeit, weil ihr die Ausfüllungs- oder Hülfsworte mangeln. So sagt z. B. der Chinese: Engländer gut, Chinese besser; Meer keine Grenzen u. dgl.

Zu diesen Bemerkungen über die Sprache und Schrift der Chinesen darf man mit Recht einige über die Hülfsmittel der Sprache, über die Schreib- und Druckmaterialien hinzu fügen.

Ihre Tinte oder Tusche hat den Ruß von verschiedenen Oelen zur Grundlage. Indeß giebt es darunter beträchtliche Verschiedenheiten und Abstufungen. Du Halde theilt mehrere Recepte dazu mit, woraus sich so viel ergiebt, daß die Güte der Tusche hauptsächlich von der Feinheit des gebrannten Oels abhängt. Der Ruß von der Camelie wird sehr dazu benutzt. Von den darin geweichten Dochten wird der aufgefangene Ruß sehr fein gerieben, und mit thierischem Leim, besonders von der Eselshaut, wie auch mit etwas gleichfalls zu Ruß gebranntem Indigo, nach Andern mit wirklichem Indigo, versetzt, und endlich ein wenig Moschus hinzugefügt. Die beste Tusche kommt aus Nanking, und wird im Distrikt der Stadt Hou-tschou-fou verfertigt. Sie muß glänzend im Bruch und schwarz seyn, dabei leicht zerschmelzen. Die der Masse eingedruckten, zum Theil vergoldeten Charaktere werden häufig nachgemacht.

Da der Chinese einen so hohen Werth auf seine Charaktere setzt, so schreibt er sie nicht, sondern er mahlt sie mit einem Pinsel von Kaninchenhaaren, welche an einem Griff von Bambus befestigt sind.

Die Druckerei der Chinesen besteht eigentlich aus Holzschnitten. Sie haben selbst noch jetzt keine beweglichen Lettern. Die in eine hölzerne Platte geschnittenen Charaktere werden mit einer Drucker-

schwärze, welche aus geflebtem Ruß, der in Brandtewein geweicht und mit starkem Leim versetzt ist, vermittelst einer Bürste bestrichen, und sodann abgedruckt. (Deguignes.)

Auch das Papier verdanken die Chinesen hauptsächlich dem Bambus. Die zweite Rinde dieses Rohrs, welche weiß und weich ist, lassen sie in Wasser auflösen, und nachdem sie zuvor in Kesseln gekocht ist, zerstampft man sie in Mörsern zu einem Teig, der in großen steinernen Behältnissen gehörig verdünnt wird. Dies ist indeß nicht die einzige Baumrinde, welche hiezu benutzt wird. Du Halde giebt mehrere Baumarten an, und Barrow rechnet hieher die Rinde vom Maulbeer- und Baumwollenbaum, ja das Reiß-Stroh, ferner den Hanf und die Nessel. Seide wird aber, wie man doch oftmals glaubt, nicht dazu gebraucht.

Um das Durchschlagen der Tusche zu verhüten, leimen sie es, indem sie die Bogen durch Alaunwasser ziehen. Die Formrahmen sind ebenfalls von Bambus, und man kann sie leicht zu einer ausserordentlichen Größe erweitern. Im letztern Falle hängt der Rahme an einer eigenen Rolle, wodurch er aus dem steinern Troge heraus gezogen und mit ganz besonderer Geschicklichkeit abgenommen wird. Diese Bogen sind zuweilen von solcher Größe, daß ein einziger hinreicht, eine ganze Wand zu bekleiden.

Die besten Papiersorten sind so glatt wie Pergament. Barrow bemerkt, es gebe viel Greise und Kinder, welche sich lediglich davon erhalten, die Tinte (Tusch) von geschriebenem Papier hinweg zu schaffen, um nachmals neues Papier daraus zu verfertigen.

Die Anzahl der gedruckten Bücher ist zwar, so wie der Handel mit denselben, ansehnlich, indeß giebt es dennoch nur wenige Bibliotheken von Bedeutung. Die meisten finden sich in den Pagoden, dennoch besitzen einige Große Bibliotheken; der Mandarin Vanta-gin führte, da er die englische Gesandtschaft begleitete, sogar eine Reisebibliothek mit sich.

Die Stadt Soutscheon, Provinz Kiangnan, hat den stärksten Buchhandel. In China hat der vornehme Autor den besondern Vorzug, daß, im Fall sein Werk die kaiserliche Censur passirt, der Kaiser alle Kosten des Drucks trägt; jeder andere, der nicht Mandarin ist, muß sein Werk selbst bezahlen.

Fand der Chinese in dem Zugang zu den Wissenschaften, in der Sprache, bereits so unermeßliche Hindernisse, so begreift man, wie schwer es ihm werden müsse, in den Wissenschaften selbst große Fortschritte zu machen.

In dieser Hinsicht ist es noch zu verwundern, daß ihre Poesie und Redekunst sich nicht ganz unvortheilhaft auszeichnet. Unter den Oden des Tschiking, d. i. der Sammlung von 300 Gedichten, welche Confucius (484. nach Andern 500 Jahr vor Chr.) aus der kaiserlichen Büchersammlung ausgezogen hat, finden sich mehrere, welche, nach den Uebersetzungen zu urtheilen, nicht ohne alles Verdienst sind. Dennoch ist wohl die Sprache einer so engherzigen, kalten Nation, der dabei die Verbindungsworte fehlen, weder einer besondern Erhabenheit noch Anmuth fähig; besser scheint sie für abgebrochene Sätze der Philosophie gebildet zu seyn.

Die wichtigsten, classischen Werke der Chinesen schreiben sich, so wie alles Vorzügliche bei ihnen, mit einander aus den ältesten Zeiten her.

Von diesen alten Werken giebt es vier Klassen, allein nur die der ersten, welche vorzugsweise die King genannt werden, stehen in so hohem Ansehen, daß sie das Hauptstudium der dortigen Gelehrten ausmachen. Das erste davon ist der Y-king, ein durchaus räthselhaftes Werk, welches aus lauter einzelnen ganzen und gebrochenen Linien besteht, man nennt sie die Koua, die auf mancherlei Art gestellt erscheinen, und worin der große Leibnitz die Dyadik, oder die Rechnung nach Zweien zu fin-

den glaubte*), da es hingegen von Andern auf eine verschiedene Weise ausgelegt wurde, wie dann Schumacher in dem Y-king eine hieroglyphische Geschichte des chinesischen Reichs zu finden glaubte.

Confucius selbst war mit keiner Meinung der ältern Commentatoren zufrieden; mithin bleibt dieser King bis jetzt gleichsam unnütz.

Dagegen ist dann der zweite King, der Schonking, desto wichtiger. Dies Werk wird gleichfalls Tschangtschu oder das Buch das von alten Zeiten redet, genannt. Es ist gleichsam eine Chronik der ältesten Regierung, der des Yao, des Tschun und des Yu. Die ersten Kaiser werden als die Gesetzgeber des chinesischen Reichs angesehen. Yao lebte 2378 Jahr vor Chr. und Yu stiftete die erste Dynastie von Hya. Du der Tschouking ins Fran-

*) Leibnitzen zufolge sollte eine ungetheilte Linie (—) die Zahl eins, eine gebrochene hingegen (— —) die Null bedeuten, und durch die Versetzung und Zusammensetzung dieser beiden wußte er ein ganzes mathematisches System zu schaffen, wie wir durch die Dekadik. Diese, wenn gleich schwerlich richtige, aber doch sinnreiche Erklärung fand selbst in China bei den dortigen Missionären Bouvet u. a. unerwarteten Beifall.

östliche übersetzt ist, so reiche es hin, hier zu bemerken, daß es zugleich schätzbare Maximen überhaupt, und besonders gute Regierungslehren enthält.

Allerdings sind nicht nur die darin vorkommenden Begriffe vom höchsten Wesen treflich und zu bewundern, sondern die Moral selbst ist von unverkennbarem Werth, und die Klugheitsregeln, in Rücksicht der Regierungen, sind es mehrmalen nicht minder. Der Vortrag selbst ist bald gesprächsweise, bald im biblischen Styl.

Doch wir wollen, bevor wir hievon einige Beispiele beibringen, die da zeigen, wie hoch vor vielen tausend Jahren dieses Volk muß gestanden seyn, zuvor der übrigen klassischen Bücher des ältesten Chinas kürzlich erwähnen.

Nach dem Tschouking folgt dort dem Ansehen nach das Buch der Oden, Elegien, Hymnen und Gedichte verschiedener Art, der Tschiking (Shi heißt Verse), und das Werk enthält 300 Gedichte, moralischen und selbst satyrischen Inhalts.

Hierauf folgt der Liki. Dieser King soll die umständlichsten Nachrichten über die Sitten, Gesetze, Gewohnheiten und gottesdienstlichen Gebräuche enthalten.

Das fünfte klassische Buch des ersten Ranges ist dann der Yo-king, oder der King von der Musik. Dies Werk ist verlohren gegangen, und dafür ist der Tschung-tseon als 5ter King aufgenommen. Er

enthält die Geschichte von 12 Beherrschern des Königreichs Lu (jetzige Provinz Tschantong), und mehrere glauben, dieser King sey von Confucius selbst geschrieben, oder von andern Schriftstellern zu seiner Zeit zusammen getragen, genug, viele Chinesen halten dieses Buch keiner Stelle unter den ersten ältesten klassischen Werken werth *).

Es hieße unsern Zweck verfehlen, hier die übrigen Kings, die der drei geringeren Klassen oder minder geschätzte Werke der ältesten Chinesen, jedoch von geringem Alter anzeigen zu wollen.

Interessanter wird es seyn, jetzt einige Beispiele der vormaligen Weisheitslehren aus diesen und einigen der ersten 5 Kings, und aus einigen der übrigen, wenn gleich minder alten klassischen Büchern der Chinesen beizubringen.

Voran diene hier zur Erläuterung, daß sowohl der Schouking als der Schiking das höchste Wesen bald durch Tien (Himmel), bald durch Changti (höchster Beherrscher), bald durch Hoang-changti (Beherrscher und höchster Oberherr) ausdrücken.

---

*) Genauere Nachricht über die Kings findet sich in den Abhandlungen Sinesischer Jesuiten, Leipzig 1777, welche besonders durch die schätzbaren Anmerkungen des Hrn. H. Meiners sehr lehrreich geworden sind.

„Alles, sagt der Schouking, durchdringt der „Tien (das höchste Wesen), alles vernimmt und ver„steht er. Wie hoch, wie erhaben ist er, wie ge„recht, wie allweise! Hat er gleich weder Augen „noch Ohren, setzt der alte Commentator hinzu, den„noch hört und vernimmt er alles auf das vollkom„menste. Es ist die höchste Gerechtigkeit, der höch„ste Verstand, alles untersucht er, alles was die Re„gierung angeht, alles was das Wohl oder das Un„glück des Volks betrifft, nichts entgeht seinem „Blicke."

„Hoang-chungti prägte dem Menschen die Liebe „des Guten, den Trieb nicht von Rechten abzuwei„chen, ein. Als er den Menschen schuf begabte er „ihn zugleich mit dem Sinn für Gerechtigkeit; als „sie vom Tien ihm geschenkt ward, hieß sie Recht„schaffenheit, als sie der Mensch empfing, hieß sie „Natur."

„Die Völker, gedrückt von dem tyrannischen „Kie, hielten ihre Kinder in ihren Armen, rissen „ihre Weiber mit sich fort, und klagten laut zum „Himmel; da ward Tien durch ihren Jammer er„schüttert, erbarmte sich ihrer und sandte Hülfe."

„Die Religion, heißt es in einer andern Stelle „des Schouking, ist die Quelle und der Grund alles „Guten. — Die beiden Worte, Religion und Weis„heit, umfassen und erschöpfen die ganze Idee von

„der Tugend. Die Religion ist die Seele der Tu-
„gend des (Kaisers) Yao; ihre Strahlen machen
„seine Weisheit; ihre durchdringende Kraft erhebt
„seine Gedanken; ihr Adel drückt ihm eine große
„Miene auf; sie offenbaret sich äußerlich durch Ehr-
„furcht und Nachgiebigkeit.“

Und ist nicht folgende Strophe aus dem Shi-king völlig des biblischen Sängers würdig?

„Die Schönheit des Himmels verkündigt uns
„die Größe des obersten Beherrschers der Welten.
„Die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erde zeigt
„uns seine wohlthätige Sorgfalt! Lehrt die Völker
„ihn loben und ihm für seine Wohlthaten danken!“

Die Oden auf den Kaiser Wen-wang, den Vater des Wou-wang, mit welchen 1222 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung die 3te Dynastie anfing, zeichnen sich gleichfalls aus. Hier einige Strophen.

„Der, welcher allein ein König und Beherrscher
„ist, läßt sich von seiner Majestät herab und bekün-
„mert sich um die Erde. Stets sorget er für das
„wahre Heil der Welt, und seine Blicke überschauen
„den ganzen Erdboden. Besonders sieht er auf
„zwei Völker (?), die sein Gesetz verlassen haben,
„und der Allerhöchste verläßt sie dennoch nicht. Er
„prüft und wartet sie. Er suchet allerorten den
„Mann nach seinem Herzen, und will sein Reich

„stets weiter ausbreiten. Er rottet alle böse Kräu-
„ter aus und befördert das Wachsthum der From-
„men.“

„Der Herr schauet in das Herz des Ven-vang
„und findet darin eine geheime unauslöschliche Tu-
„gend, deren Geruch sich allenthalben ausbreitet. Es
„ist ein bewundernswürdiger Schauplatz seiner un-
„schätzbarsten Gaben. Eine Vernunft, die alles
„einrichtet. Eine Weisheit, die alles durchschauet.
„Eine Wissenschaft, die alles lehrt. Ein kluger
„Rath, wohl zu regieren. Gottesfurcht und Leut-
„seligkeit, sich liebenswürdig zu machen; Kraft und
„Majestät, Furcht zu erwecken; Gnade und Reiz,
„um alle Herzen an sich zu ziehen, Tugenden, die
„sich stets gleich bleiben, und jedes Wechsels unfähig
„sind. Das ist die Ausstattung, die Ven-vang vom
„Allerhöchsten empfangen hat, das ist das Glück,
„das er auf seine Nachkommen verbreitet hat.“

In einer andern Ode heißt es von diesem Mo-
narchen: „Wie die jungen Sprößlinge des Bambus
„am Ufer des Ki ununterbrochen fort ihre Häupter
„mit frischen Blättern krönen, ihre zarte Zweige
„weit ausbreiten, und durch ihr angenehmes Grün
„die Augen der Vorübergehenden erfreuen, eben so
„zeigt sich uns der erhabene Prinz Ven-vang. Seine
„Seele ist rein wie polirtes Elfenbein, und wie ein ge-

„schliffner Demant*). Vollkommenheit ist sein Werk!
„O, welche Erhabenheit herrscht in seinen Gedan-
„ken! Welcher Adel in seinen Gesinnungen! Welche
„Anmuth in seinem Betragen! Welche Würde und
„Schönheit in seiner ganzen Person! Sein Ruhm
„ist wie seine Tugend unsterblich!"

Auch die Oden über die Verdorbenheit der Welt und die Ermahnungen des Kaisers Ven-vang an die Regenten enthalten erhabene Stellen und treffende Rügen. In letztern heißt es unter andern:

„Ven-vang ruft: Ihr Könige der Welt! das
„Murren eures Volks ist wie das Geräusch der Heu-
„schrecken! der Zorn kocht in ihren Herzen. Ihr
„zeigt euch gegen eure Unterthanen wie wilde aus-
„gehungerte Thiere. Alle eure Geschicklichkeit wen-
„det ihr auf das Aufsuchen von Räthen, die gottlo-
„ser sind, wie ihr selbst. Weil euer ganzes Leben
„eine Lüge ist, so sind auch nur Betrüger eure Gunst-
„genossen. Die Pest ist im Reiche, und erstreckt sich
„bereits bis zu den Barbaren! Dem Herrn des
„Himmels könnt ihr das Unglück nicht zuschreiben;
„ihr, ihr selbst seyd allein die Schuldigen. Ihr habt
„ja die Weisen nicht hören wollen, ihr habt sie alle
„bei Seite geschafft!"

---

*) Also schon damals solche Werke des Luxus.

Es wäre leicht, eine Menge der schönsten Denksprüche aus den Werken der ältern Chinesen hier beizubringen, aber der Raum gestattet nur die, welche hier folgen.

„Das Reich ist nicht deshalb gegründet, spricht „Tschang-hoen, damit alle Provinzen einem einzigen Menschen alle ihre Ehre, ihre Vergnügungen, „Reichthümer und Macht aufopfern sollen, sondern „deshalb, damit ein einziger Mensch die Völker, wie „ein Vater seine Kinder, mit Weisheit regiere, für „ihre Bedürfnisse sorge, ihr Elend mildere, ihnen „unschuldige Vergnügungen verschaffe, ihre Fehler „verbessere, und sie zur Tugend anführe."

„Alle Jahrhunderte rufen mit lauter Stimme, „Scepter und Kronen beruhen auf der Liebe des „Volks. Sein Haß zerbricht die Scepter und stößt „die Kronen von den Häuptern der Regenten herab!"

„Ein Fürst, der einem dem Volke verhaßten Menschen seine Gunst schenkt, oder der denjenigen verachtet, den alle seine Unterthanen hochschätzen, wirft „alle Grundsätze der natürlichen Gerechtigkeit, die „in aller Herzen geschrieben steht, über den Haufen."

„Wer bei feierlichen Gastmählern Eis*) zur „Kühlung hergiebt, der mästete gewiß das hiezu ge-

*) Schon in diesen grauen Zeiten Eis zur Erfrischung bei Gastmählern!

„schlachtete Vieh nicht selbst. Wer hundert Kriegs„wagen kommandirt, der wird sich schämen, seine „Einkünfte durch das strenge Verfahren seines Kas„siers zu vermehren. — Die Gerechtigkeit ist die „reichste und unerschöpflichste Schatzkammer des „Staats. — Der Wohlstand und Glanz des Staats „ist die Frucht der Weisheit und Tugend.“

Viele dieser alten Aufsätze enthalten Lehren, welche besonders gegen den Krieg und die Eroberungssucht gerichtet sind. So zeigte der erste Minister des kriegerischen Kaisers Chin-tsong (420 v. Chr.) mit Wahrheit und vieler Wärme das Strafbare und Schändliche des Krieges, und seiner gräßlichen Folgen.

Dagegen giebt es auch verschiedene, aus welchen bereits jene niedrigen Grundsätze der trugvollen Politik hervorblicken, wodurch oftmals verworfene Regenten der Abendländer sich der Stumpfsinnigkeit ihrer Nachbarn zu ihrer Vergrößerung zu nutze zu machen wußten. Folgendes Beispiel ist hievon besonders merkwürdig; zu besserer Verständigung muß man hiebei wissen, daß China sich in ältesten Zeiten in mehrere kleine Staaten getheilt fand.

Yu und Hou waren zwei kleine Staaten eines ansehnlichen Königreichs. Indeß erhielten sie sich dennoch, weil zwischen ihnen und dem Reiche Tsin

ein sehr enger, fester Paß gelegen war, der nur mit dieser Mühe zu überwältigen stand.

Hien-kong, König von Tsin, wünschte schon längst diese beiden benachbarten Staaten zu verschlingen. Er fragte deshalb seinen ersten Minister und General, und dieser erwiederte: „Prinz, es ist ein „unfehlbares Mittel vorhanden, Ihren Endzweck zu „erreichen. Der unzugängliche Paß liegt ganz in „dem Gebiete von Yu. Kündigen Sie dem Fürsten „von Hou den Krieg an, und senden zugleich Ge„sandte an den Fürsten von Yu, welche ihn um ei„nen Durchmarsch für Ihre Truppen ansprechen. „Hiezu bedarf es aber eines einnehmenden und ge„wandten Mannes; er muß sich bescheiden und höf„lich betragen, und daneben ein sehr kostbares Ge„schenk, z. B. Ihren größten Edelstein, überbringen."

„Wo denkt ihr hin! antwortete Hien-kong, der „Stein ist ja das kostbarste, was ich besitze! Indeß, „wäre ich des Ausgangs gewiß, ich wagte ihn dar„an. Aber wie wär's, wenn der Fürst von Yu „das Geschenk annähme, und nachmals nur über „mich hohnlachte? Dies haben wir nicht zu beso„gen, gnädigster Herr, antwortete Siun-si. Seyn „Sie sicher, man verweigert entweder den Durch„marsch und schlägt das Geschenk aus, oder man „gesteht ihn zu und nimmt den Edelstein. Und in „letzterem Falle thun Sie nichts mehr und nichts

„mindre, als daß Sie den Edelstein auf eine kurze „Zeit aus Ihrem Cabinette heraus nehmen, und in „Ihr Vorzimmer legen.“

„Ja, erwiederte der König, dies möchte schon „seyn, wenn nur der Fürst von Yu nicht den ge„scheiten Kong-tsi-ki als Rathgeber darüber be„fragte. Dieser wird bald die wahre Absicht durch„fühlen, und seinem Herrn rathen, das Geschenk „zurück zu senden. — Nicht ganz unmöglich, aber „kaum glaublich, gnädiger Herr. Kong-tsi-ki ist „ein seinem Fürsten gefälliger, dabei junger Mann, „der Fürst von Yu selbst ist aber ein Herr von sehr „beschränkten Einsichten. Jener wird entweder sei„nem Herren nachgeben oder wohl gar nicht darum „gefragt werden.“

Hien-kong folgte nun dem trügerischen Rath seines Ministers; er schickte eine Gesandtschaft zum Fürsten Yu nebst dem kostbaren Geschenk. Dieser war darüber äußerst zufrieden, und faßte sogleich seinen Entschluß. Indeß hätte er dennoch gern das Ansehen gehabt, in einer so wichtigen Sache auf die Meinung seiner Räthe hören zu wollen. Er fragte daher, jedoch nur zum Schein, den Kong-tsi-ki, was hiebei zu thun sey. „Prinz, sagte dieser ge„scheite und redliche Mann, die Höflichkeit, die Ih„nen durch diese Gesandtschaft erwiesen wird, ist „außerordentlich, aber im Grunde für Dero Staa-

„ten sehr gefährlich. Das Sprichwort sagt, wem „die Lippen weggeschnitten sind, der friert an den „Zähnen. Yu und Hou sind zwei kleine Staaten, „die, so lange sie zusammen halten, schwerlich be„siegt werden können. Aber wie können sie beste„hen, wenn sie nicht mit einander vereinigt bleiben? „Hou wird zuerst erliegen und sein Untergang zieht „den von Yu nothwendig nach sich.“

Der Fürst gehörte nicht nur zu denjenigen Grossen, die, bei ihrer Verstandsschwäche es ihrer Würde zuwider halten, ihre einmal gewählte Meinung zu ändern, sondern die daneben den Frieden, die Lage der Dinge mag seyn, welche sie wolle, selbst mit der größten Gefahr zu erkaufen für nothwendig glauben.

Der treue Minister legte zwar von neuem die gültigsten Gründe für seine Meinung umständlich dar; allein in dem Kopf des Fürsten war gesunder Menschenverstand, selbst nicht durch die gewandteste Ueberredungskraft einzuschwärzen; er freuete sich im Voraus des ewigen Friedens, und zugleich des herrlichen Geschenks. Er nahm den Stein an, und gestattete den Truppen des Hien-kong den Durchzug.

Das Fürstenthum Hou ward bald erobert, und ein Paar Jahr darauf kam die Reihe an Yu. Der trugvolle Siun-si war es, der in Person die Truppen gegen Yu führte. Er nahm die Hauptstadt

ein, eilte in die Schatzkammer des Fürsten, raubte zuerst jenen Edelstein und begab sich damit auf das schnellste zum König Hien-kong. „Prinz, rief er, „kennen Sie dies Kleinod? Sehet da, erwiederte „Hien-kong, meinen kostbaren Stein, und zwei „Fürstenthümer als Zinsen.“ So, setzt der chinesische Schriftsteller hinzu, waren die Folgen des Achtens und Nichtachtens gescheiter Männer. Kong-tsi-ki war ein Minister ohne Tadel, und Siun-si würde es vielleicht ebenfalls gewesen seyn, wenn er in bessern Zeiten gelebt hätte. Schade, daß er zu einer Zeit lebte, da das Conquettenmachen so zur Gewohnheit geworden war, daß man gar nichts Lasterhaftes mehr daran fand *).

Könnten nun gleich die hier beigebrachten Stellen hinreichende Zeugnisse für die Kultur der ältesten Zeiten von China geben, so wäre es dennoch unbillig, nicht mit wenigen Worten des großen chinesischen Weisen zu gedenken, dem noch jetzt, und sicher mit vielem Grunde, diese Nation beinahe göttliche Ehre beweiset.

Confucius (nach Einigen geboren 551, nach Andern 584 Jahr vor Chr., also etwa zur Zeit des Pythagoras) stammte aus einem der edelsten Ge-

*) Du Halde II. S. 735.

schlechter des Königreichs Lou (anjetzt Provinz Chantong). Sein Vater verwaltete die ersten Würden des Königreichs Song, und stammte von Tiye, dem 27sten Kaiser der 2ten Dynastie Chang ab. Der Sohn verlohr ihn bereits in seinem dritten Jahre und seine Erziehung war daher seiner Mutter überlassen, allein sein Geist entwickelte sich von sich selbst; in seinem zartesten Alter zeigten sich bereits Spuren seiner künftigen großen Bestimmung. Spiele und sonstige kindliche Vergnügungen hatten für ihn wenig Reiz. Sein ernstes, anständiges Betragen erwarb ihm früh allgemeine Achtung und schon im 15ten Jahre studirte er die Schriften der Alten. Hiedurch suchte er sich zu bilden, und Weisheit und Tugend zu verbreiten.

China war zu seiner Zeit in so viele kleine Königreiche getheilt, als es anjetzt Provinzen zählt, die zwar im Allgemeinen unter dem Kaiser standen, jedoch hatte jedes seine eigene Gesetze und Regierung, und jeder König war völlig Herr in seinem Lande. An ihren Höfen herrschten damals fast alle Arten von Lastern; Confucius fühlte in sich Kraft und Talent, diesen entgegen zu streben. Sein untadelhafter Wandel, seine Mäßigkeit, seine Bescheidenheit, gaben seinen Lehren der Weisheit und Tugend, welche er bereits in sehr frühen Jahren laut predigte, unglaubliches Gewicht, und sein Ruhm

nahm täglich zu. Er sahe sich bald mit Würden und den einträglichsten Aemtern bekleidet; allein er benutzte sie lediglich, um seinen Tugendlehren einen größern Wirkungskreis zu geben.

Da er sich indeß hierin getäuscht sahe, so legte er alle Würden nieder und zog sich in sein Vaterland zurück.

Der König von Lou zog ihn aber bald aus dieser Unwirksamkeit hervor, setzte sein ganzes Vertrauen in ihn, und wählte ihn zu seinem Minister. Durch seine weisen Gesetze und Anordnungen hob sich binnen kurzem das Land; alle Volksklassen stiegen sichtlich empor, selbst der Hof und seine Umgebungen nahmen völlig eine neue Gestalt an. So schnell und kräftig wuchs durch diesen einzigen Mann das Reich, daß alle benachbarte Staaten, eifersüchtig und erschreckt über diese Größe, auf Mittel dachten, diesem entgegen zu wirken.

Der König von Tsi, dem das Emporblühen des Reichs Lou am gefährlichsten schien, erdachte einen schlauen Plan, es wieder herab zu bringen. Unter dem Deckmantel der Freundschaft sendete er, mit einer Gesandtschaft, dem Könige von Lou eine Anzahl der schönsten Mädchen zum Geschenke. In Tanz, Gesang und allen Künsten der Verführung eingeweihet, bestrickten sie bald den Monarchen und seine Umgebungen. Bälle, Feste, Comödien, kurz,

eine Reihe von Lustbarkeiten verlitzten schnell die weisen, aber trocknen Lehren des Confucius. Die Arbeitsamkeit, die Ordnung der Geschäfte, die kluge Sparsamkeit machten jetzt den thörigsten Ausschweifungen und Aufwande Platz. Alles Entgegenstreben des Confucius war vergebens, man hörte ihn nicht, und das Land sank in Armuth und Anarchie.

Jetzt legte der Weise seine Stelle nieder, verließ sein unglückliches Vaterland und suchte nun dem Auslande durch seine Lehren zu nützen. Bei seinen Reisen bildete sich zwar um ihn eine sehr große Anzahl von Schülern, auch ward er von mehreren Großen geehrt; allein mehrmal sah er sich auf das schmählichste gemißhandelt, ja sein Leben selbst in Gefahr. Mit größter Fassung ertrug er sein Schicksal, beruhigt durch den festen Glauben an die Vorsicht. Wenn mich der Himmel beschützt, sagte er zu denen, welche ihn zu retten suchten, als ein Reichsmandarin bereits den Säbel gegen ihn aufgehoben hatte, werde ich nicht umkommen; und wirklich entkam er der Todesgefahr.

Sein ganzes Leben war ein Beispiel von Mäßigung und Tugend, und er wandte es nur allein an, seine Lehren zu predigen und seine treflichen Werke auszuarbeiten.

Er starb 73 Jahr alt, unter lauten Klagen über die Verschlechterung der Moralität, in Dürftigkeit, jedoch von seinen vielen hundert Schülern, selbst von seinem Könige beweint, und noch jetzt sind ihm zu Ehren sogar Tempel errichtet.

Confucius war, wenn anders seine Biographen uns nicht täuschen, eine Ausnahme von der gewöhnlichen Gestalt der Chineſen. Bei einem hohen Körperbau und majeſtätiſchem Anſehen hatte er ſehr große Augen und einen ſtarken Bart. Dabei war er von der Natur durch ein kleines Gewächs an der Stirne ausgezeichnet, hiernach benannte ihn bereits ſein Vater.

Seine Schriften ſind größtentheils moraliſchen, wenige hiſtoriſchen Inhalts, oder auch Commentare über einige der vorzüglichſten Kings. Sie ſind von P. Couplet und Noel lateiniſch überſetzt.

Aus ſeinen mit Recht berühmteſten Werken, den Ta-hio, oder die große Wiſſenſchaft, und den Tſchong-yong, oder die rechte Mittelſtraße, ſey es erlaubt, einige merkwürdige Stellen hier beizubringen. Gleich der Anfang des erſten Werks iſt eben ſo treffend, als ſchön:

„Dies iſt die wahre Weisheit: Erweitere deinen „Verſtand und beſſere dein Herz; liebe deinen Näch„ſten und leite ihn zur Tugend!“

„Glücklich ist der, der den Endzweck seiner Be„stimmung kennt; der Weg, welchen er gehen muß, „um dieses Ziel zu erreichen, wird sich seinen Augen „gebahnt darstellen. Ungewißheit und Zweifel wer„den von ihm weichen, sobald er diesen Pfad betritt. „Friede und Ruhe werden Rosen auf seinen Pfad „streuen."

„Aber unglücklich ist der, der die Zweige des „Baums für Wurzeln, die Blätter für Früchte des„selben ansieht; der den Schatten für das Wesen „hält und die Mittel von dem Endzwecke nicht zu „unterscheiden versteht."

„Der Weise hält sich immer am Ufer; der Un„sinnige hingegen ist mitten im Strom. — Der „Weise ist in den kleinsten Handlungen groß; der „Thor ist in seinen größten klein."

„Ein Fürst, der den Greis und die Tugend der „Weisen hochschätzt, der die Vorzüge der Patrioten „und anderer verdienstvoller Männer verehrt; der „sein Herz den Thränen der Witwen und Waisen „nicht verschließt, ein solcher Regent ist der Stolz „seines Volks."

„Die wahre Ehre eines guten Fürsten besteht „nicht darin, daß er reich ist, sondern daß er reiche „Unterthanen machen kann."

„Die Tugend ist der unerschütterliche Grund des „Throns und die nicht versiegende Quelle des An-

„sehens. Reichthum und Güter sind bloß die Zierde „desselben.“

„Es giebt drei Haupttugenden: die Klugheit „richtig zu unterscheiden; allgemeines Wohlwollen „um das ganze Menschengeschlecht damit zu umfas„sen, und Muth zum Unternehmen.“

„Eine Nation vermag durch ihren Muth mehr „als durch Feuer und Wasser. Niemals sah ich „eine Nation untergehen, die den Muth hatte, sich „auf sich selbst zu verlassen.

„Ein rechtschaffener Mann geht keinen krum„men Pfad, er wandelt seinen geraden Weg mit „Sicherheit.“

„Lerne den Menschen aus dem Menschen selbst „kennen. Alle Kenntniß, die nicht aus ihm ge„schöpft ist, ist falsch und unnütz.“

„Es giebt nur eine richtige Lebensregel: Handle „stets aufrichtig und thue niemanden, was du nicht „willst, daß es dir selbst gethan werden soll.“

In dem Tschong-yong (die rechte Mittelstraße) heißt es: „Die rechte Mittelstraße ist die Grund„lage und der Gipfel dieses ganzen ungeheuren Uni„versums; die Harmonie ist das große Winkelmaaß „und das feste Band aller Welten. Aus der Voll„kommenheit beider fließt, wie aus einer ewigen „Quelle, die Ruhe der Welt und das Leben aller „Wesen.“

„Der Friede, wäre er selbst nicht glorreich, ist „dem Kriege vorzuziehen. Der vortheilhafteste Sieg „ist nichts als heuleuchtende Flamme einer Feuers„brunst. Wer nach diesem Lorbeer strebt, der liebt „Blutvergießen und Schlachten, deswegen ver„dient er aus dem Verzeichnisse der „Menschen ausgestrichen zu werden! „Erweiset dem Ueberwinder keine andere Ehre als „Trauerceremonien. Weinet bei seinem triumphi„renden Einzuge über die Menge von ihm Erschla„gener! Erinnert euch daran, daß die Denkmähler „seiner Siege auf Gräber erbauet sind!“

Wer würde nach diesen, selbst nur wenigen Proben, die Talente und den edlen Sinn des Mannes verkennen? Wer wird sich nicht darüber wundern, daß in jenen Zeiten diese Nation solche Lehrer hervorbrachte?

Moral und Regierungskunst standen also wohl so hoch, wie je bei den Griechen oder Römern. Eben deshalb ists merkwürdig, daß, wie wir bald sehen werden, der Chinese gerade durch seine Regierung jetzt so elend und niedrig erscheint, und daß er in anderer Richtung selbst fast in allen übrigen Wissenschaften so zurücksteht. Hievon nun die Beweise.

Bei einem Volke, dessen Gesetze so sehr auf die Erhaltung der Menschen abzuzwecken scheinen, sollte man mit Recht ein vorzügliches Studium des mensch-

lichen Körpers, seiner Krankheiten und der dagegen wirksamsten Hülfsmittel erwarten. Allein der chinesische Arzt hat fast nicht die mindeste Kenntniß von der Grundlage der gesammten Arzneikunde, von der Anatomie, und noch weniger von der Physiologie. Den ganzen Körper theilen sie, bald in die linke und rechte Seite, dann wiederum in drei Theile, nämlich vom Kopf bis zur Brust, von dort bis zum Nabel, und von hier bis zur Zehe. Das Leben besteht in der natürlichen Wärme und in der Grundfeuchtigkeit (humidum radicale); den Sitz des letztern setzen sie in das Herz, die Lunge, die Leber, die Milz und die Nieren.

Seit 400 Jahren kennen sie zwar den Umlauf des Bluts, allein noch jetzt glauben sie, daß jeder Theil des Körpers seinen eigenen Puls habe, und daß man aus dem Pulse durchaus alle Krankheiten auf das Genaueste bestimmen könne. Die Lehre des Pulses ist daher in China das Hauptmoment, worauf alles beruhet, und der Arzt studirt nicht nur stundenlang den Puls in mehreren Gliedern, sondern es giebt eigene Vorschriften über die Art den Puls zu fühlen.

Der Arzt, bezeugt Barrow, den er bei einer Unpäßlichkeit, welche aus übler Verdauung herrührte, um Rath fragte, fühlte den Puls nicht bloß unten an der Hand, sondern er lief mit seiner Hand

bis zu dem Ellenbogen hinauf, ihn zu verfolgen; bald drückte er heftig, bald minder, bald schneller, bald langsamer, kurz, seine Finger spielten gleichsam wie auf einem Claviere, dabei sahe er während der ganzen Zeit von 1/4 Stunde, da dies Spiel dauerte, ernsthaft und nachdenkend gegen die Decke des Zimmers. Ein solches Spiel ist aber auch den chinesischen Aerzten in einem wichtigen Werke: Ueber das Geheimniß des Pulsschlages, vorgeschrieben. Sie haben für jede Art des Pulses einen eigenen Ausdruck und Nahmen. Es giebt langzitternde; kurzzitternde, wie die Saiten auf dem Instrumente Kin; obenschwimmende und sanfte Pulse, die sich fühlen als die Löcher auf einer Flöte u. dgl. kurz, ihr Pulsfühlen ist wirklich mit einer Art von Tasten-Musik zu vergleichen, welches dann auch mit ihrem Begrif des lebendigen Körpers harmonirt, indem sie ihn mit einer wohlbezogenen Laute vergleichen.

Und wie sie diese verschiedenen Pulsarten so glücklich auslegen! Wenn man, heißt es unter andern, einer Frau den Puls am äußersten Ende des Ellenbogens befühlt, und man findet, daß dies der schleichende Puls, der Hoa, sey, so ist sicher die Frau schwanger. Fühlt man den Puls an der rechten Hand und findet, daß es der rückfließige Puls, der Hong, sey, so darf man eine Tochter erwarten,

fühlt man hingegen den Hong an der linken Seite, so deutet es auf einen Sohn.

Ist endlich der Puls an beiden Seiten der nämliche, dann gebiert sie Zwillinge!

Da ists dann kein Wunder, daß China so volkreich ist, denn hiernach werden jederzeit Zwillinge geboren.

Bedaurenswerth ist nun freilich diese Ignoranz, wenn wir aber über das Clavierspielen der chinesischen Pulsfühler hohnlachen, so haben wir dennoch nicht Ursache, uns in dieser Rücksicht so sehr über sie erhoben zu dünken.

Haben wir ja doch von einem zu seiner Zeit berühmten europäischen Leibarzt eine Pulsmusik (Nouvelle methode facile et curieuse pour connoitre le pouls par les notes de la musique; par Mr. Marquet Medicin de S. Alt. Roy. le Duc de Lorraine, Conseiller et Doyen des Medicins de Nancy)*). Hierin wird jeder Pulsart ein eigenes Tempo mit Noten angewiesen. Der natürliche Puls (Pouls naturel, reglé) hat eine eigene Menuet, und so ist einem jeden andren, z. B. dem pouls grand, p. vuide, p. profond, ferner

*) Ich besitze davon sogar eine 2te Ausgabe. Paris 1769.

superficiel, dur mol, vite à quatre tems, à trois tems, à deux tems, à un tems, eclipsé, vermiculaire, intercurrent, caprisant, convulsif u. s. w. sein Tempo mit Noten vorgezeichnet! Ganz unrecht hätten also wohl die Chinesen nicht, besonders da doch jener chinesische Arzt aus Barrow's Puls genau eine Indigestion hervor zu tastiren verstand.

Man ist indeß anjetzt auch in einer andern Rücksicht zu unbillig gegen die Chinesen. Das berühmte Kräuterbuch des Kaisers Chin-nong sagt ausdrücklich, es sey unmöglich, nur einzig und allein aus dem Puls eine Krankheit zu beurtheilen, der Arzt müsse nothwendig zugleich seine Gesichts- und Körperfarbe sehen und seine Stimme hören, und dabei auf alle vorkommende Umstände genau Acht haben.

Dieses Kräuterbuch, oder Pen-tsao, ist freilich mit unsern botanischen, noch viel weniger pharmaceutischen Werken, nicht zu vergleichen, allein es enthält dennoch eine Menge naturhistorischer Kenntnisse, die, wenn gleich mit vielen Unrichtigkeiten und selbst Aberglauben vermischt, dennoch stets darthun, daß dieses Studium der Natur schon damals von Monarchen geschätzt, ja selbst getrieben wurde. Chin-nong soll nämlich der 2te Kaiser in den Annalen der Chinesen seyn. Nach ihrer Rechnung reichte dann seine Epoque weit über den Kaiser Yao hin-

aus, der über 2000 Jahr vor unserer Zeitrechnung regiert haben soll.

Es gestehen aber die sinesischen Jesuiten selbst, daß alles, was jenseits des Yao fällt, für fabelhaft zu halten sey, indeß bliebe doch stets diesem Kräuterbuche ein sehr hohes Alter.

Dieses große Kräuterbuch wird unter diejenigen Werke gerechnet, welche von der großen Vernichtung aller Bücher übrig geblieben sind, die unter und durch den tyrannischen Kaiser Chi-hoang-ti (etwa in den Jahren 20 bis 55 v. Chr.) soll Statt gehabt haben. Dieser aus Stolz wahnsinnige Mensch, den man aber zugleich zum Urheber der großen Mauer macht, hatte dabei die Idee, die gesammte Literatur, und vorzüglich die Werke über die chinesische Geschichte, so gänzlich zu vertilgen, daß nur erst mit ihm die Annalen des chinesischen Reichs anheben sollten. Indeß soll er dennoch die Werke über den Ackerbau und über die Arzneikunde hiervon ausgenommen haben; hierdurch ist denn auch der Pentsao erhalten.

Schon vorhin sahen wir, daß dies Werk, obgleich noch jetzt in höchstem Ansehen, eine Menge der ungereimtesten Dinge sowohl aus dem Thier- als dem Mineralreiche als Arzneien verordnet. Auch hierin hat also China gleichsam Jahrtausende geschlafen und ist noch nicht erwacht!

Dies ist derselbe Fall mit der dortigen Wundarznei. Zwar geben die Chinesen die Nothwendigkeit des Blutlassens in gewissen Fällen zu, allein sie wagen dann nur die Haut zu zerritzen und Schröpfköpfe zu setzen. Bei andern Krankheiten brennen sie die Haut vermittelst glühender Nadeln, oder durch die Mora, von den Blättern einer Artemisia. Allein sie scheuen jedes schneidende Instrument.

Der Chinese fürchtet selbst eine geringe Operation, und ein Bein oder einen Arm abzunehmen, ist nicht bloß ihrer Weichlichkeit durchaus entgegen, sondern die Furcht, der Patient könne unter der Cur sterben, ist deshalb nicht ohne Grund, weil sodann der Wundarzt dafür verantwortlich wird, und den Gesetzen zufolge den Tod mit seinem Leben bezahlt. Daher sieht man freilich unter Millionen Chinesen niemand, dem ein Arm oder ein Bein fehlt; fast ist es gewiß, daß jeder, den die Amputation retten könnte, ohne Hülfe gelassen, umkommt.

Sehr treffend machte daher der berühmte schottische Arzt Gregory über das gesammte Medicinalwesen der Chinesen folgende allgemeine Bemerkung:

„In einem der größten, volkreichsten, am ältesten civilisirten Reiche auf der Oberfläche der Erde, in einem Reiche, das vor zwei tausend Jahren, als Englands Zustand noch so roh war, als der von

„dem heutigen Neu-Seelande, hochkultivirt war, „darf man sich, selbst anjetzt, von den Eingebornen „nicht so viel ärztliche Hülfe versprechen, als in „England von einem sechzehnjährigen jungen Men„schen, der etwa 12 Monat bei einem geschickten „Edinburgischen Wundarzt als Lehrling gestanden „hätte!“

Ganz in dem Geiste dieses Volks ist es dann auch, daß, da man bereits im Jahre 1000 nach Chr. die Einimpfung der Blattern in China kannte, man sie dennoch in unsern Tagen noch auf eine eben so gefährliche Weise, als damals, einimpft; nämlich man steckt Bäuschchen, die mit Blatternmaterie getränkt sind, in die Nasenlöcher. Hievon soll es, einigen unserer Aerzte zufolge, herrühren, daß die Augenkrankheiten dort so häufig und bösartig sind.

Gehen wir zu den tiefern Wissenschaften fort, so zeigt sich die Dürftigkeit der Chinesen noch weit auffallender. Selbst die Arithmetik reicht nicht über die gemeinsten Regeln hinaus, und dennoch helfen sie sich hiebei durch eine eigene Rechenmaschine. Diese Rechentafel, Souah-pan, besteht aus auf Draht beweglichen Kügelchen, und macht die Operation fühlbar. Die russischen Budenhändler haben eine ähnliche Methode.

Dagegen ist dem Chinesen weder die Analytik, ja, wer sollte es glauben, nicht einmal die Geome-

trie bekannt! Wie durften es daher einige der Jesuiten wagen, uns von den tiefen Kenntnissen der Chinesen in der Astronomie zu unterhalten, da ihnen jene Hauptgrundkenntnisse dazu fehlen?

Die heutige Astronomie der Chinesen ist vielleicht so beschränkt, daß sie nicht einmal im Stande sind, den so nothwendigen Kalender selbst zu Stande zu bringen, ja, daß alle große Ereignisse am Himmel, z. B. die Eclipsen und die Kometen stets wie bei den rohesten Nationen mit Furcht und öffentlichen Wehklagen gefeiert werden.

Hohe und Niedere fallen bei Sonnen- und Mondfinsternissen zur Erde, schlagen neunmal mit der Stirn gegen den Boden und lassen den Gong und andere lermende Instrumente erschallen. Und sollte die Berechnung im Kalender mit der Zeit der Finsterniß nicht zutreffen, dann ist alles, selbst der Kaiser und der ganze Hof in tiefster Trauer, und der unglückliche astronomische Rechner läuft Gefahr, seinen Kopf zu verlieren.

Ueber die Ursachen dieser Ereignisse selbst hegen sie aber die lächerlichsten Meinungen. Eine dreizehige Kröte, nach andern ein Drache, soll die Sonne verschlucken; sie flehen daher diese durch ihre Priester an, sie ihnen wieder zu schenken oder auch den bösen Drachen zu verjagen.

Ueberhaupt ist die eigentliche Gestirnkenntniß der Chinesen nichts als elender Aberglaube. Jeder Planet, deren sie 7 zählen, hat, ihnen zufolge, einen Einfluß auf den Menschen und ganz besonders auf China und dessen Regierung.

Es ist aber hiebei merkwürdig, und wiederum in seiner Art einzig, daß während bei andern Völkern Asiens die Astrologie oder Sterndeuterei der Vorläufer einer wirklichen Astronomie war, die Chinesen hingegen seit Jahrtausenden durch die Sterndeuterei um nichts in der wahren Sternkunde vorwärts gerückt sind.

Längst hätten die Chinesen, die ihnen eben so verhaßten, als aus Ignoranz verachteten Europäer, die Missionaire, aus dem Inneren des Reichs gejagt, sehen sie sich nicht noch jetzt gezwungen, sie zur Regulirung ihrer Zeittheilung, zum Kalender und für die Chronologie beizubehalten.

Was ihre älteren, so oft gerühmten Observationen aber betrifft, so ist es bekannt, daß diese sowohl als die dazu gebrauchten Instrumente von den Gelehrten herrührten, welche der große Kublai-Chan nach seiner Eroberung des Reichs, von Balk und Samarcand hier einführte.

In China wird aber der Kalender von der Regierung für eine Sache von der höchsten Wichtigkeit angesehen.

Es muß ihr auch sehr darauf ankommen, der zahlreichen Nation nicht nur bestimmt die zu ihrem Unterhalt und Gewerbe so nothwendigen Abtheilungen des Jahres anzuzeigen, sondern bei der Stimmung dieses Volks für Aberglauben, ihr zu gleicher Zeit jeden glücklichen und unglücklichen Tag anzugeben, und auf die Weise, durch Darlegung seiner hohen Superiorität und seiner genauen Verbindung mit den himmlischen Wesen selbst, die gesammte Nation stets in Ehrfurcht und Verbundenheit zu erhalten.

Daher allein haben die Regenten von China ein eigenes astronomisches Collegium, das sogenannte mathematische Tribunal, errichtet.

Man thäte indeß sehr unrecht, wenn man hiernach glaubte, in diesem Tribunale große Astronomen vorzufinden. Als dieses berühmte mathematische Tribunal das treffliche Planetarium in Augenschein nahm, welches sich unter den Geschenken befand, die der König von England dem Kaiser von China sandte, war der englische Astronom Barrow auf keine Weise im Stande, dem Präsidenten dieser astronomischen Gesellschaft einen richtigen Begrif von dieser Maschine beizubringen.

Der dürftige Zustand der Astronomie zeigt zugleich, auf welcher niedrigen Stafel ihre Geographie selbst stehen müsse.

Hatte gleich Kublai-Chan auf die Erdkunde des chinesischen Reichs gedacht, so waren dennoch die Karten von diesem großen Reiche zur Zeit der Ankunft der Jesuiten nicht einmal graduirt, und nur diese Missionaire haben, wie bereits erwähnt ist, auf Befehl des Kaisers Canghi China vermessen. Indeß hatte selbst dieser Kaiser so lächerliche Begriffe von der Erde, daß der P. Ricci es kaum wagen durfte, dem chinesischen Reiche seine wahre Lage und Größe auf der Karte anzuweisen. Der Stolz der Chinesen ließ sie annehmen, China läge in der Mitte des Vierecks, welches die Erde ausmache, denn sie geben ihr diese Gestalt, und die übrigen Länder sind ihrer Meinung nach so unbedeutend, daß sie nur einzelne geringe Theilchen auf der Weltkarte ausmachen.

Wie sehr dieser, auf tiefster Unwissenheit beruhende Dünkel noch jetzt herrscht, sieht man bei den lächerlichen Briefen, die die Kaiser an die europäischen Staaten richten; ja, der schriftliche Befehl (Chop) *), welchen der Vicekönig der beiden wichtigen Provinzen Quantong und Quangsi noch im verflossenen Jahre (1808) an die Engländer erlassen hat, beweiset, daß dieses Volk nicht um ein Haar

*) Minerva 1809. September.

in seinen Kenntnissen weiter gerückt ist. Seit Jahrhunderten stehen die Chinesen mit den ersten Handelsnationen Europens in Verbindung, täglich haben sie das erstaunliche Uebergewicht unserer Marine, unserer Astronomie und unserer Talente in allen Kenntnissen vor Augen, dennoch ist einer ihrer ersten Staatsbeamten noch so unglaublich stupide, oder vielmehr dummstolz, daß er nicht etwa bloß England ein schlechtes Königreich betitelt, sondern behauptet, die Engländer trieben eigentlich die Uhrmacherei, damit sie ihre Abgaben zahlen könnten!

Dieser einzige Zug überhebt uns der Mühe weiter etwas über die Dürftigkeit ihrer Kenntniß von der übrigen Erde, in Rücksicht der Geschichte und der Statistik, zu erwähnen.

Daß aber nicht bloßes Stehenbleiben in allen Kenntnissen, sondern zugleich jene auf Stumpfsinn beruhende Aufgeblasenheit, welche auf alles Fremde verachtend herabsieht, hievon die Theilnehmerin ist, beweiset das Gefühl, welches sie für den Werth der Geschichte und der Statistik ihres eigenen Landes haben. Denn, wie es zuvor bemerkt ist, muß jede ihrer eigenen Städte bereits seit hohem Alterthum eine Chronik aller dort sich ereignenden Begebenhei-

ten führen, und daneben wird zugleich ein genaues Verzeichniß gehalten, sowohl von dem wirklich urbar gemachten Lande, als von der Bevölkerung des Distrikts.

Dies führt uns denn zu der Frage, die so oft der Gegenstand streitender Partheien war, wie hoch dürfte man die gesammte Menschenzahl dieses großen Reichs annehmen?

Schon die Missionaire ließen uns, seit den ersten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die erstaunliche Bevölkerung von China bewundern. Man traurte indeß diesen Angaben von einigen 100 Millionen Menschen deshalb nicht, weil man wußte, wie sehr es den Jesuiten darauf ankam, uns das Reich, dessen Inneres fast allein von ihnen besucht werden durfte, groß und herrlich vorzustellen. Allein die letzte Gesandtschaft der Engländer tritt jetzt von neuem mit der Angabe von 333 Millionen Menschen hervor.

Choutagin, einer der ersten Reichsmandarinen, selbst ein Mann ohne sichtliche Prahlerei, theilte ihnen diese Angaben als authentisch nach den Zählungen von 1792 mit.

Indeß war dennoch Choutagin stets ein chinesischer Mandarin, dem es sehr darauf ankommen mußte, den Engländern eine hohe Idee von der Macht seines Vaterlandes zu geben. Die Engländ-

der hatten daneben täglich eine erstaunliche Volksmenge auf ihren Reisestraßen und beim Anlanden in den Städten vorgefunden, wodurch sie leicht für eine übermäßige Volksmenge stimmen konnten.

Allein diese übermäßigen Angaben verlieren durch die eigenen Listen der nur wenig ältern Zeiten. Die Reichsgeographie, welche uns Büsching bekannt gemacht hat *), war in den ersten Jahren des zuletzt verstorbenen Kaisers verfertigt, und diese erhebt die gesammte Volkszahl nur etwas über 104 Millionen Menschen. Diese Zahl träfe ziemlich mit der ältern Angabe zu, die uns Neuhof vom Jahre 1650 giebt. Ihm zufolge betrug die Volksmenge nach der zweiten Eroberung durch die Tartaren gegen 106 Millionen. Unter dem Kaiser Canghi soll sie, wie Deguignes bezeugt, auf etwas über 115 Millionen gestiegen seyn. Letzterer, ein sehr unbefangener Reisender, setzt nun nach einer mittleren Zahl die gesammte heutige Bevölkerung von China auf 129,546493 Menschen.

Giebt man, fährt er fort, dem Reiche 140 bis 150 Millionen, so wird China verhältnißmäßig ein wenig stärker bevölkert seyn, als Frankreich, und jedes Individuum wird hier auf 4 Morgen (arpens) Landes leben.

*) M. s. die Einleitung S. 99. die Note.

Freilich kommt hiebei sehr viel darauf an, wie hoch man das Areal des ganzen Reichs annimmt. Einige Geographen setzen die ganze Oberfläche der 17 Provinzen*) auf 81 tausend, Andere nur auf 70 tausend Quadratmeilen.

Die beiden kleinsten Zahlen geben eine Bevölkerung von 1214 auf eine Quadratmeile; also gar keine übermäßige Bevölkerung gegen die bei uns gewöhnliche; da Deutschland doch über 2000 auf eine Quadratmeile vor dem allgemeinen Morde hielt.

Dennoch ist diese mäßige Population höchst verschieden, und dabei sehr unglücklich vertheilt. Die gültigsten Reisenden, selbst die für China's Größe so partheiisch sprechenden Missionaire bezeugen, daß mehrere große Provinzen des Binnenlandes völlig öde und menschenleer sind; daß sie dort, z. B. in Setschuen und Yunnan, bei ihren Landesvermessun-

*) Diese wären Petscheli, Kiangnan, Kiangsi, Tschekkang, Fokien nebst der Insel Formosa, (Honpe und Honnang) oder Houquang, Honang, Schantong, Schansi, Schensi (oder Signan und Kansou), Setschuen, Quantong nebst der Insel Hainan, Quangsi, Kveitschou, Yunnan. Gewöhnlich werden nur 15 Provinzen gerechnet, indem die hier eingeklammerten nur für eine gelten.

gen viele Meilen ohne Wohnungen angetroffen haben. Ja die dort umherziehenden Heerden von Elephanten, wie auch die Menge Königs-Tieger, beweisen dies gleichfalls. Doch nicht genug:

Sowohl diese Schriftsteller, als selbst die neuesten Reisenden sprechen von stets bestehenden großen Räuberbanden. Sie sind noch jetzt so furchtbar, daß man eben deshalb die Abtheilungen der Provinzen durch eigene Thore bestehen läßt und in der Nacht die einzelnen Straßen der Städte mit Ketten verschließt.

Diese Räuberbanden erreichen zu Zeiten eine solche Stärke, und daher ein solches Ansehen, daß sich ihre Anführer als Befreier der niedergedrückten Nationen ankündigen. Daher, sagt der Missionair Maguillans, trägt es sich zuweilen zu, daß die Chinesen denjenigen, den sie vor einigen Wochen als einen Räuberhauptmann vogelfrei erklärten, kurz darauf als Kaiser, als den Sohn des Himmels und Herrn der Welt verehren; so daß keiner der geringsten Chinesen, wenn es ihm nicht an Frechheit und Glück mangelt, nicht einige Hoffnung heget, die regierende Dynastie vom Throne zu stürzen und sich vom Räuberhauptmann zum Herrn des großen Reichs zu erheben *).

*) Car celui qui fait aujourdhui le metier de Bandit, ayant changé de personnage,

Auch die oftmals eintretende Hungersnoth deutet auf den schlechten Anbau sehr großer Striche Landes. Denn selbst bei 150 Millionen Menschen, und zwar so arbeitsamer, ackerbauender Menschen, könnte ein Land, das eine so erstaunliche Ausdehnung hat, und also unter vielartigen Klimaten gelegen ist, schwerlich Hunger leiden, wären eine übermäßige Menge Arme zum Anbau vorhanden, und wären diese nach einem richtigen Verhältnisse über die gesammte Landesfläche vertheilt.

China hätte mithin keine seiner Flächengröße unverhältnißmäßige Bevölkerung. Die den Europäern bei ihren Durchzügen durch dies Land so erstaunlich scheinende Volksmenge einzelner Städte und Ortschaften beweisen nur, daß sich alles zu solchen Theilen des Reichs hindrängt, woselbst Kanäle und Flüsse den Binnenhandel und das Verkehr begünstigen.

Wunderten wir uns doch nicht, daß das kleine Sumpf-Reich von 625 Quadratmeilen, Holland,

---

et pris la Couronne, les habits et le nom de Roi, sera demain respecté de tout le monde, et quoiqu'on sache qu'il est d'une naissance vile et abjecte, on le nomera aussitot fils du ciel et Seigneur de l'Univers. Magnillans nouvelle Relation, de la Chine. Paris 1688. pag. 260 et sui.

vor seiner heutigen Zertrümmerung 2 1/2 Mill. Menschen, also über 4000 auf einer Qudr. Meile ernährte, und zwar reichlich und in ächter Freiheit ernährte. Hier war ja fast das vierfache von China's Volksdichtigkeit. Aber weit wunderbarer muß es scheinen, daß nicht nur diese 150 Millionen von der Willkühr eines einzigen Menschen abhangen und ihm in Gelassenheit ihren Schweiß zum Opfer bringen, sondern daß selbst die großen Länder der Tartarei, ferner Korea, Tunkin und Tangut, also noch abermals über einige dreißig Millionen auf der ungeheuern Fläche von weit über 100 tausend Quadrat-Meilen ihm gehorchen.

Wahrlich, dies kann wohl nur ein allwissender, allthätiger und allgütiger Vater des Volks bewerkstelligen?

Wir wollen sehen.

Die heutige Regierung von China ist aber nicht bloß wegen der böuigen Willkühr merkwürdig, mit welcher ein einziger Mensch so ungeheure Länder beherrscht, denn wir sahen ja bereits ähnliche Fälle bei jenen Unmenschen, den mongolischen Eroberern. Dort begriff man, wie zertrümmerte Nationen sich aus Noth den Fuß in den Nacken setzen ließen.

Ein Straßenräuber hält nur die Pistole auf die

Brust, ich zahle ihm, was ich habe, und nenne ihn, wenn er es verlangt, obendrein einen edlen Mann, denn er ließ mir doch das Leben.

Nicht aber so in China.

Hier ist es nämlich ein, als Hausvater verehrter Regent, der die Kinder nach Belieben mißhandelt, sie in höchster Dürftigkeit kaum freien Athem schöpfen läßt, und dagegen von ihnen seit Jahrtausenden mehr als kindlich verehrt wird.

Die Entstehung des Volksvereins in China scheint dieses Phänomen zu erklären.

China, wie die ganze Mongolei, bestand aus nomadisirenden Familien, die wahrscheinlich von dort in dies fruchtbare Thal hinabgewandert waren. Der Vater übte, als Haupt der Familie, seine Rechte über die Kinder und Enkel aus. Er übertrug bei zu sehr anwachsender Familie ältern, einzelnen Söhnen als Unteraufsehern einen Theil seines Ansehens. Bei dieser Verfassung zeigt sich die originale Lebensart des Hirten; denn diese Unteraufseher, jetzt von den Chinesen Quban, von uns aber Mandarinen genannt, hießen vormals Mou, das ist, Hirten.

So entstanden einzelne kleine Staaten, deren Bewohner bei zunehmenden Bedürfnissen, bei dem ohnehin zum Anbau des Landes einladenden Boden, bald ihrer ersten Form in Ansehung der Lebensart entsagten, und sie mit der ackerbauenden verkausch-

ten. Ihre Volksväter sahen bald ein, wie viel bequemer sie sich und die Ihrigen hiedurch ernährten; sie munterten daher durch eigenhändige Theilnahme zu dieser leichtern Ernährungsmethode auf das feierlichste auf.

Wahrscheinlich ist es, daß in diesen ältesten Zeiten, von andern Theilen Indiens die Grundlagen der höhern Ausbildung und tiefern Kenntnisse den Chinesen zugeführt wurden. Erfunden haben sie sie gewiß nicht; und wir werden anderweitig Gelegenheit haben, diese Hypothese fester zu begründen; allein der gescheite Mongole hatte durch den Landbau selbst bereits an Kultur und Ordnung gewonnen, fühlte daher bald ihren Werth und suchte sie zu benutzen.

Es zeigten sich dadurch der gesammten Nation neue Erwerbszweige, welche den Anwachs der Volksmenge weniger unbequem werden ließen. China konnte damals in 9 oder mehr Staaten, jetzt nur Provinzen, vertheilt, reichlich, und bei jener Uridee, der patriarchalischen Regierung, glücklich seyn. Allein eben mit diesen neuen Erwerbszweigen wuchs, trotz alles Sträubens einzelner Weisen, hier, wie überall, der Luxus, der Unterschied des Reichen und Armen, der Drang zu besitzen, zu herrschen, um desto mehr zu genießen.

Die kleineren Staaten suchten sich daher zu ver-

größern. Eroberer ſtanden auf, ſchmolzen mehrere Königreiche zuſammen, und endlich entſtand ein großer Kaiſerſtaat.

Zwei und zwanzig Dynaſtien wechſelten, ſo viel uns bekannt iſt, nach einander ab; darunter verdanken mehrere derſelben ihren Urſprung niedrigen, frechen Räubern.

Die Uridee der patriarchaliſchen Regierung war indeß dem Ganzen zu tief eingeimpft, und ſelbſt die Eroberer fühlten davon den hohen Werth für ihr Räuber-Handwerk. Schlau behielten ſie daher ſtets die Vatermaſke, und mißhandelten unter derſelben das bethörte Volk nach Willkühr.

Sie erhoben ſelbſt die väterliche Würde bis zur Verehrung der Ahnen, ja bis zur Unfehlbarkeit und Heiligkeit des Souverains durch die feierlichſten Ceremonien. So erwuchs aus dem Vater ein unbegrenzter Deſpot, und oft, je nach dem individuellen Charakter des Regenten ein blutgieriger Tyrann.

Dies war indeß wohl nur bei dieſem Volke möglich; nämlich bei dieſer patriarchaliſchen Urbildung; bei der durch das Herabſteigen von den rauhen Höhen in ein fruchtbares Thal der warmen Zone, zunehmenden Verweichligung; bei der durch das Gebirg in Weſten und das Meer in Oſten und Süden völligen Iſolirung des Landes; bei der täglich die Spannkraft des Körpers und Geiſtes auflöſenden

Masse warmer Getränke*), bei dem die Denkkraft mehr und mehr erstickenden Aberglauben der Bonzen, und endlich bei dem, durch zweimalige Unterjochung von einer fremden Nation erregten Gefühle wirklicher oder vermeinter Kraftlosigkeit**).

China blieb mithin, dem Scheine nach, selbst unter den Tartaren, seiner ältesten Regierungsform getreu, aber in Wirklichkeit herrscht, wie bei den übrigen Asiaten, der höchste Despotismus; die Haupteinrichtungen und Unterabtheilungen desselben sind anjetzt folgende:

Der uneingeschränkteste Monarch, der Kaiser, steht an der Spitze von 6 Tribunalen***), in deren

*) Der Chinese genießt alle Getränke und Speisen warm.

**) M. s. weiter unten.

***) 1) Das Teibunal oder Gerichtshof zur Besezzung aller vakanten Aemter des Reichs. Ein Minister hat den Vorsitz bei dem Examen der Candidaten, welches von gelehrten Mandarinen gehalten wird; der Lejpu.

2) Der Gerichtshof der Finanzen; der Hupu.

3) Der Gerichtshof der Ceremonien; der Lipu.

4) Das Kriegstribunal; Pingpu.

5) Das der Justiz; der Hingpu.

6) Das aller öffentlichen Arbeiten, Bauten u. s. w.; der Kongpu.

Händen alle Geschäfte des Reichs vertheilt sind. Der Kaiser selbst genießt bei seiner völligen Willkührlichkeit einer solchen sklavischen Verehrung, daß man sogar vor die von ihm ausgefertigten Mandate oder Brief irgend einer Art niederknien und neunmal mit dem Kopfe die Erde berühren muß.

Jener Grundidee der Regierung zufolge nimmt er zwar den Titel eines Vaters oder Großvaters an; allein er nennt sich selbst den Einzigen Beherrscher der Welt, und den Sohn des Himmels. Man glaubt ihn von einem überirdischen Herkommen, ja Deguignes fand in einem Tempel unter den übrigen dort verehrten Gottheiten gleichfalls das Bild des noch lebenden Kaisers Kienlong.

Der hieraus entspringende thörigte Stolz der Kaiser offenbaret sich noch besonders in den Mandaten und Schreiben an die Souveraine von Europa, worin sie sich das Ansehen geben, als wären diese, da sie ihnen Gesandtschaften senden, gänzlich von ihnen abhängig.

Der Kaiser ist völlig Herr, Gesetze abzuschaffen und neue zu geben; seine Macht ist unumschränkt, und die Idee eines Vaters macht jeden Widerstand noch strafbarer.

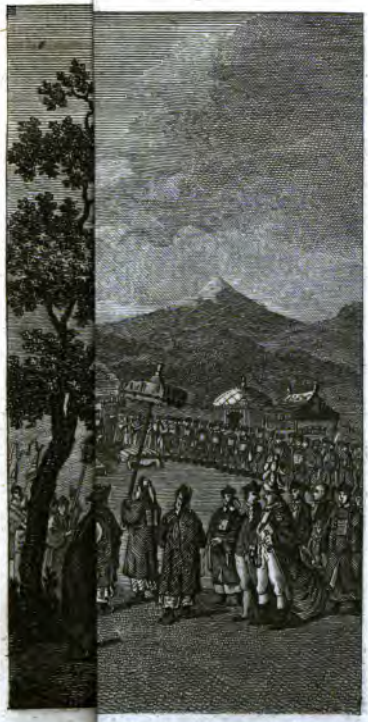
Zwar ist eine eigene Anzahl von Censoren seiner Thaten vorhanden, welche besonders alles, was un-

ter seiner Regierung geschieht, für die Nachwelt aufschreiben, und sich auch bei einigen Kaisern die Freiheit genommen haben, Bemerkungen über die Regierung zu machen. Allein mehrmals mußten sie diese Wahrheitsliebe mit dem Leben bezahlen.

Ueberzeugt, daß dem Volke das Unsichtbare stets heilig bleibt, zeigt sich diese väterliche Gottheit nur äußerst selten. Sein Anzug ist sodann oftmals nur einfach. Denn die Aufwandsgesetze des Reichs gestatten dies nicht anders. Er erschien sogar bei den feierlichen Audienzen, z. B. bei der des L. Macartnens, nur in einem braunen seidenen chinesischen Gewand, mit einer sammetnen Mütze, auf welcher vorn nur eine große Perl herabhing, und dies war damals sein ganzer Schmuck.

Freilich erschien Langhi bei der Audienz der Russen in einem mit Zobel bebrämten Oberkleide, unter welchem ein gelbes seidenes Unterkleid, worauf das große Unterscheidungszeichen der Kaiser, der fünfklauige Drache, gestickt war, aber auch er trug nur eine einzige Perl an der Mütze.

Dagegen ist sein Aufzug völlig orientalisch. Bis auf 40 tausend Mann begleiten ihn, und die Garde in Gelb, in der Hoffarbe, gekleidet, erhöhet durch ihre Fahnen und ihre Musik, so wie die Anzahl der Prinzen, der Großen des Reichs und oftmals der tributairen Könige, diesen Pomp.



nz zu geben.

UNIV.
MICH.

Bei der Audienz der Engländer war die Verehrung so groß, daß man sogar niederknei vor dem mit einem Schirm verdeckten Ort, woselbst man wußte, daß der Monarch sich befand, um von dort aus ungesehen die Gesandtschaften mehrerer Fürsten, nebst den ganzen Hof zu beobachten. Eine feierliche Musik kündigte seine Ankunft daselbst an, und die Worte der dabei abgesungenen Hymne bestanden hauptsächlich in folgenden Worten: „Beuget eure Häupter ihr alle, Bewohner der Erde, beuget eure Häupter vor dem großen Kien-long, dem großen Kien-long."

Der Pallast des Kaisers in Peking ist ebenfalls weit mehr durch die Größe seines Umfangs, als durch die Kostbarkeit des Innern oder seiner Meublen merkwürdig.

In der Mitte der Hauptstadt gelegen, ist er in zwei Höfe, den innern und äußern, getheilt, wovon die Länge der Mauern des äußern gegen 2 italienische Meilen beträgt, und mit goldgelben lackirten Ziegeln gedeckt ist. Zwischen dem äußern und innern Pallaste finden sich große Gärten. Man wird durch drei besondere Abtheilungen des innern Pallastes geführet, bevor man zu dem eigentlichen Sitze des Monarchen und seiner Familie gelangt. Neuhof und du Halde haben indeß von einander ab-

weichende Zeichnungen dieses Kaisersitzes geliefert, beide beschreiben ihn als sehr groß.

Die Kaiserstadt, Peking, selbst scheint hier deshalb keiner besondern Erwähnung zu bedürfen, da sie sich, im Ganzen genommen, nur hauptsächlich durch die Größe und die Volksmenge vor den übrigen Städten des Reichs auszeichnet *). Nach Barrow soll sich ihre Größe gegen London verhalten, wie 1/4 zu 9. Allein die Häuser von Peking haben nur ein Stockwerk, die Straßen sind eng und ohne Pflaster. Die Bevölkerung wird auf drei Millionen angegeben.

Schon zuvor ist angezeigt, daß die Kaiser der heutigen Dynastie sich gewöhnlich ihr Vaterland, die Tartarei, zum Sommersitze wählen, und hiebei ward bereits ihrer Gärten und Lustschlösser hinreichend gedacht.

Wichtiger ist aber anjetzt die Bestimmung der Macht dieser Monarchen, sowohl in Rücksicht ihrer Einnahmen, als in Betreff ihrer Kriegsmacht.

Nicht bloß die ältern Angaben über die Staats-Einnahmen, und über die besondern, des Kaisers (denn er lebt hauptsächlich von den sehr großen Domainen, welche er im nördlichen China besitzt) sind

*) M. s. was zuvor von den Städten gesagt ist.

verschieden, sondern selbst die neuesten, weichen beträchtlich von einander ab. Deguignes, der lange in China gelebt hat, schätzt die Einkünfte überhaupt zwischen 7 bis 800 Millionen Livr. oder 200 Millionen Thaler; da hingegen die Angaben der letzten englischen Gesandtschaft sie über 66 Millionen Pfund Sterling, also gegen 596 Millionen Thaler steigen lassen. Letztere Angabe rührte freilich von den, dem englischen Gesandten durch die Mandarinen mitgetheilten Listen her, und diese mögen vorsätzlich übertrieben seyn. Indeß ist es merkwürdig genug, daß die ältern Listen der Missionaire eine ähnliche Summe angeben. Du Halde gab bereits 200 Millionen Taels oder Unzen Silber an; da nun Barrow drei Unzen auf ein Pf. Sterling rechnet, so träfe dies fast genau mit jener Angabe der Engländer zu.

Deguignes rechnet, daß die Ausgaben jährlich über 500 Mill. Livr. betrügen, und daß nur der Ueberschuß nach Peking in den Staatsschatz fließe, worüber dann der Kaiser nach eigner Willkühr schaltet.

Ein sehr großer Theil dieser Einkünfte wird freilich in Naturalien, hauptsächlich in Reiß oder Feldfrüchten und Salz erhoben, von ersteren über 40 Millionen Säcke; Salz hingegen über 1 Million Säcke, jeden zu 50 Pfund, außer vieler Seide und seidenen Zeugen und Cattun. Dage-

gen werden ebenfalls viele Bezahlungen nur in Naturalien gemacht. So bezahlt der Kaiser in Peking 5000 Mandarinen hauptsächlich auf die Weise, so wie auch einen sehr großen Theil der Armee.

Eine andere Frage betrifft nun den eigentlichen Schatz des Kaisers selbst, wovon man behauptet, daß er sich in jenem tartarischen, väterlichen Sitz der heutigen Dynastie, in Moukden, aufgehäuft finden soll. Barrow sucht zwar aus dem Beispiele, da es dem Kaiser bei einer schnell zu steuernden Rebellion an Gelde gemangelt habe, und er deshalb einen Theil seiner Juwelen in Canton verkaufte, zu beweisen, daß dieser Schatz nicht sehr bedeutend sey. Konnte doch vielleicht der schlaue Souverain eine solche Anleihe mit Vorsatz fordern, um seine Privatreichthümer zu verstecken.

Indeß ist es sehr leicht darzuthun, daß eine unermeßliche Masse edler Metalle sich in China angehäuft finden müsse. Seit vielen Jahrhunderten schleppen die Europäer Hunderttausende in baarem Silber für die obenerwähnten Waaren dorthin, denn bis vor wenigen Jahren mußten ja alle Waaren dieses Reichs von den Europäern wenigstens mit 2/3 des ganzen Ankaufs in Silber bezahlt werden.

Daneben wurden von allen Gesandtschaften, sowohl denen der Europäer, als der Asiaten, und besonders der zinsbaren Fürsten, sehr große Summen

an Juwelen und an Gold und Silber dauernd eingeführt. China ist hingegen fast gänzlich ein verschlossener Staat, in Rücksicht der Ausfuhr der edlen Metalle, da das wenige, was nach Japan und einigen andern Orten Asiens geht, hiegegen gar nicht in Betracht kommt.

Auch ist es nicht bloß der Kaiser, der ungeheure Summen gewinnt. Jeder Minister wird gewöhnlich ein Crösus. Bei dem Vicekönig von Canton konnte kein Chinese Audienz erhalten, der nicht 15000 Piaster zum Geschenk brachte. Die Stelle eines Salzsteuereinnehmers wirft in wenigen Jahren eine Million ab, und der zuletzt gefallene Premierminister Ho-tschoung-taung besaß, nur allein an Gold und Silber, 3 Millionen 300tausend Pf. Sterling, ohne die erstaunliche Menge Juwelen, worunter sich 200 Schnur Perlen befanden, wovon eine wegen ihrer Größe unschätzbar war.

China ist mithin unleugbar ein Schlund für die edlen Metalle. Fast alle Nationen tragen dazu bei ihn anzufüllen, und es ist gar nicht zu leugnen, daß die Eroberung von China dem gierigen Blick eines Nadir Schahs, oder ähnlicher Menschenmörder, wohl nur durch die Entlegenheit sein ungestörtes Dasein bis jetzt verdankt.

Denn wahrlich gewährt die Kriegsmacht, welche China gegen freche, blut- und geldgierige Umstür-

zer jeder Ordnung und jedes Volksglücks aufbietet, nur eine schwache Schutzwehr.

Wäre freilich nur allein die Rede von der Anzahl der Krieger, dann sollte man denken, daß eine Macht von 840000 Mann *), worunter sich 240000 Cavalleristen befinden, mehr als hinreichend sey, Ordnung im Innern zu erhalten, und ein Reich zu schützen, das bei seiner, durch die Natur selbst ihm zugestandenen Isolation zu Lande höchstens von den noch übrigen Tartaren gefährdet werden kann. Denn so mächtig man auch Rußland annehmen wollte, so würden dennoch die zwischen diesem Reiche und China gelegenen Wüsteneien schwerlich einer großen Kriegsmacht auf dem öden Wege hinreichenden Proviant nachzuführen erlauben.

Diese Ueberzahl der Krieger wird indeß in unsern Zeiten China schwerlich gegen eine Armee schützen, die, unter einem vorzüglichen Feldherrn, nach jetzigem Fuß disciplinirt und mit hinreichender und wohlbedienter Artillerie versehen wäre; und durch eine Flotte unterstützt würde.

Waren doch nicht einmal in den neuern Zeiten die Räuberhorden zu unterjochen? und die Chinesen sagen selbst, man habe jene Miaulsée nicht be-

*) Barrow setzt sogar 1,800000!

zwingen können; ja das Kriegsedikt des jetzigen Kaisers (vom 8ten März 1808) gesteht, daß man 5 ganzer Jahre einen andern unruhigen Theil des Volks, die Pelin-kiao, vergeblich zu überwältigen gesucht habe.

Schon Canghi sagte von den Chinesen: „sie „seyen gut gegen schlechte Soldaten, aber schlecht „gegen gute." Von dem Werth der dortigen Reiterei giebt uns aber folgendes Sprichwort der Tartaren einen Begrif: „Das Wiehern eines einzigen „Reiterpferdes der Tartaren jagt die ganze chine„sische Cavallerie in die Flucht." Die tartarische Reiterei ist muthig und gewandt im Angrif; allein die Pferde sind klein, und sie besteht aus Bogenschützen. Sie hat eiserne, bei den Officieren vergoldete Helme.

Die Infanterie zeigt ein weit komischeres Ansehen. Sie trägt lange bunte Weiberröcke und kurze Jacken, schwarze atlassene Stiefeln mit Sohlen von sehr dicker Pappe; ihre Schilde sind rund, von Bambusrohr; und, um dem Feinde Furcht einzujagen, mit einem offnen Tiegerrachen bemahlt.

Das bei unsern Kriegen anjetzt entscheidende Mordwerkzeug, das grobe Geschütz der Chinesen ist äußerst schlecht, und sehr gering an Anzahl. Die meisten Canonen rühren, theils von den Portugiesen her, theils sind sie von den Missionairen gegossen.

Das grobe Geschütz, wovon uns Barrow Zeichnungen geliefert hat, besteht nur in Feldstücken, welche auf sehr ungeschickten Lavetten ruhen. Für Festungen giebt es aber Zwei-Pfünder ohne alle Lavetten, wo bis 5 Stücke oder Canonen (oder Röhre) eine auf der andern ruhen, man kann daher denken, wie wirksam diese bei fast gänzlichem Mangel der Richtung seyn können.

Daß die Chinesen hierin so sehr zurück sind, ist aber desto unbegreiflicher, da es ausgemacht ist, daß sie das Schießpulver lange vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern kannten, und zu ihren Lustfeuern gebraucht haben.

Die ältern Schriften der Chinesen zeigen, daß etwa im 7ten Jahrhunderte dort der Gebrauch des Feuergewehrs bekannt gewesen sey. Allein Deguignes behauptet, dies müsse nur von Wurfmaschinen und Feuerpfeilen verstanden werden. Dagegen zeigt die Beschreibung von der Belagerung der Stadt Kay-fong-fou, in der Provinz Honang, sehr deutlich, daß bereits 1232 wirkliche Canonen von den Chinesen dort abgefeuert wurden. Nähme man daher auch an, daß der englische Mönch Roger Baco bereits das Schießpulver gekannt habe (er starb 1294), so ist seine Beschreibung dennoch verdeckt und unverständlich; nirgend finden wir aber vor dem 14ten Jahrhundert die Anwendung des

Schießpulvers auf Geschütz oder Minen in Europa.

Diesen Vorrang muß also unser Welttheil abermals an China überlassen. Dagegen stehen sie dann anjetzt sowohl in Ansehung der Güte ihres Pulvers, das die Engländer sehr schlecht fanden, noch weit mehr aber in Rücksicht ihrer Artillerie gegen uns zurück.

Man erinnere sich hieneben, wie wenig sich ihre Marine mit der unsrigen vergleichen läßt. Der Admiral Anson behauptet, daß sein einziges Kriegsschiff, der Centurion, würde hingereicht haben, die gesammte chinesische Marine zu vernichten. Ihre größten Kriegsfahrzeuge führen, bei ihrer schlechten Bauart, höchstens 10 Canonen, und in dem wichtigsten Hafen des Reichs, in Canton, fanden sich deren nur Viere.

So dürftig ist also der Schutz eines der größten Reiche der Erde, sowohl zu Wasser und zu Lande, gegen jeden mächtigen Fremden.

Vermogte aber die beträchtliche Landmacht nicht gegen Rebellen die innere Ruhe zu erhalten, so schützen doch wohl die dortigen Gesetze die Person und das Eigenthum? Diese Fragen beantwortet

größtentheils das Zuvorgesagte von der Unbeschränktheit des Kaisers.

Indeß hat China ein Gesetzbuch, den Tat-schin-leu-ly, oder den Codex der jetzt regierenden Dynastie Tatschin. Dieses Werk, das aus 16 kleinen Bänden besteht, enthält, wie uns Barrow lehrt, einfache und sehr deutliche Gesetze, und läßt wegen seiner innern Güte selbst einen Vergleich mit Blackstones Commentar über Englands Gesetze zu. Mit größter Bestimmtheit sind darin die möglichen Fälle über alles, was für die Sicherheit des Menschen und seines Eigenthums gehört, so wie jede Art der Verbrechen und der ihr zukommenden Strafen angedeutet, und letztere sind nichts weniger als mit Blut geschrieben. Auch hat man weislich den Richter von dem Gesetzgeber geschieden. Der erste hat nur allein zur Entscheidung zu jenem Codex seine Zuflucht zu nehmen.

Die Sicherheit der Person geht hier aber so weit, daß selbst die Gesetze deshalb wirklich ungerecht scheinen. In China wird nämlich nicht die mindeste Rücksicht auf die Veranlassung des Todes eines Menschen genommen; ein durch Zufall entstandener Todtschlag spricht dem unwillkührlichen Urheber des Todes eben sowohl das Leben ab, als dem vorsätzlichen Mörder.

Ein bestimmtes Gesetzbuch ließ sich allerdings von einem Volke erwarten, das bereits in den ältesten Zeiten solche Weisen und Moralisten aufweisen kann, wie Confuzius, Menzius und andere, wovon wir zuvor einige Proben darlegten.

Allein was hilft ein Codex, was helfen Aufseher auf die Handlungen des Monarchen, ja was hülfen selbst Parlamente, Reichs- oder Landstände, Generalstaaten oder ähnliche Versammlungen, wenn der einzige Mensch, der das Heft des Staats und also die Macht in Händen hat, gleich einem Gotte sich über alle diese Gesetze hinweg dünkt, und zum Hohne der ganzen Nation, deren erster Beamter er doch nur ist, sich wirklich darüber hinwegsetzt! Da ist Codex und Reichsstände, aller Prunk bei öffentlichen Feierlichkeiten, alles Geschwätz von Vaterliebe, von Volksbeglückung, alles ist nur trügende Farce, alles sind übertünchte Gräber, die den darüber hinschreitenden in die Modergruft unwiederbringlich hinabwerfen; da ist kein Menschenrecht, da ist keine Sicherheit irgend einer Art, da hört man stets das Klirren der Sklavenketten, kurz, da ist keine des Menschen würdige Regierung.

Kommt es darauf an, den entscheidensten Gesetzen zuwider, aus Rache oder Privatgewinn Kläger und Richter selbst zu werden, dann ist dem Kaiser dieses, allen rechtlichen Staaten zuwider laufen-

de Handwerk nicht zu niedrig. Dies bewies vor kurzem der jetzige Kaiser von China, der junge Nachfolger des Kienlong.

Als dieser den zuvor genannten Colao, den ersten Minister, der unter Kienlong so unermeßliche Reichthümer, freilich durch manche Ungerechtigkeit zusammen gehäuft, und auch dadurch den Zorn und die Habsucht des jetzigen Kaisers rege gemacht hatte, stürzen oder vielmehr sich seiner Güter bemächtigen wollte, erhob er eine förmliche Anklage auf Leben und Tod gegen den vormaligen Günstling, und verurtheilte ihn dann sofort eigenmächtig, nicht nur alle Güter zu verlieren, sondern er sandte ihm zugleich den Strick zu, um sich, noch aus besonderer Gnade, von seiner eigenen Dienerschaft erwürgen zu lassen.

Der Kaiser ist hier zugleich der einzige Herr des gesammten Bodens des Reichs, die Landleute werden nur als Pächter angesehen, doch wird selten ein Landmann verjagt, so lange er den Boden gehörig bauet; aber jedes unangebauete Land gehört sofort der Krone.

In diesem Reiche ist ferner durchaus keine Freiheit, auf irgend eine Weise etwas öffentlich über die Regierung laut werden zu lassen; und es ist völlig unbegreiflich, wie Barrow sagen darf, es herrsche mitten unter dem entschiedensten Despotismus

die Freiheit der Presse. Heißt das Freiheit der Presse, daß ein jeder drucken kann, was er will, wenn, wie Barrow selbst gesteht, sofort bei der geringsten Aeußerung über die Regierung sowohl der Autor als der Drucker verlohren sind?

Der einzige, der da frei druckt, ist der Kaiser selbst. Dieser läßt in der Hofzeitung, und keine andere darf dort gedruckt werden, alles verkündigen, was ihm und seiner Regierung nützt und frommet. In China ist nämlich die Zeitung keine wahre Anzeige von den Tagesereignissen, sie lehrt die Nation auf keine Weise ihre und des Auslandes wahre Lage. Sie ist großentheils ein schändliches Trug- und Lügenblatt, das nur allein Wahrheit sprechen darf von den Großthaten des Kaisers, von seinen Begnadigungen und Erhebungen zu höhern Chargen als Belohnungen der Tapferkeit oder sonstigen Verdienstes, oder von seinen Bestrafungen der Verbrechen, von seinen Siegen und Ueberwältigungen der Feinde, sogar wenn gerade das Gegentheil wahr seyn sollte.

Dies fühlte selbst der letzte Kaiser Kienlong, da ihm bei allem Despotismus noch Gefühl von Rechtlichkeit oder doch Schaamröthe übrig war, vielleicht erwachte auch bei ihm die Furcht vor dem endlichen Mißcredit des ganzen Unwesens, er gab deshalb selbst ein Mandat heraus, worin er es rügte, daß

seine Feldherren öffentlich von Siegen sprächen, obgleich sie geschlagen seyen *).

Diese Zeitung, die alle zwei Tage in Peking ausgegeben wird, soll allein dazu dienen, dem armen, niedergedrückten Volke von der Väterlichkeit der Regierung, von seiner Fürsorge für dasselbe, zugleich aber von seiner Macht wenigstens unwidersprochene Beweise zu geben.

Sie zeigt jedesmal an, welcher Mandarin eine gelbe Weste oder gar die Pfauenfeder, oder auch als Bestrafung eine Rabenfeder an seiner Mütze erhalten hat. Die erstern sind, was bei uns die hohen Ordenssterne, die zweite hingegen sind, oftmals mit Einziehung aller Güter, ein wesentlicher Artikel für die Krone, als harte Entehrung angesehen.

So sind also die beiden wichtigsten unwidersprechbaren Druckschriften des Reichs, die Zeitung und der Kalender, nur allein auf unaufhörliches Unterdrücken der Nation berechnet; denn der Kalender, eben so unantastbar als jene, muß fortdaurend dem Volke, durch Astrologie, den blindesten Aberglauben und die innigste Ergebung in die Rathschlüsse der allvorherwissenden Regierung aufheften, ihn aber

*) M. s. chinesisches Kriegsedikt. Minerva 1809. Junius S. 476 u. f.

zugleich genau an die Feldarbeiten aller Art erinnern, damit es nicht verhungere, und mit dem größten, übrig bleibenden Antheil die Scheuren des edlen Volksvaters zu bestimmter Zeit anfülle!

So wie vom Kaiser selbst auf das ganze Reich, so ebenfalls drückt die eiserne Hand der Unterkönige und sonstiger Mandarinen auf die einzelnen Provinzen.

Eben so wenig zugänglich ist dem Volke, wie wir dies zuvor schon bemerkten, ein Vicekönig einer Provinz, oder auch selbst nur ein großer Mandarin, und verhältnißmäßig mit ähnlich furchtbarem und großem Pomp kündigt er seine Gegenwart der auf die Knie fallenden Menge an.

„Als wir (in der Stadt Yu-chan-hien) nach „unserm Kong-kuan (Gasthofe) zurückkehrten, sagt „Deguignes, begegneten wir unserm ersten Man„darin. Ihm voraus gingen Soldaten, Kopfab„hauer, Henker und Kettenträger des Gouverneurs, „bei dem er seine Visite machen wollte. Er war „stolz auf diese achtbare Umgebung." Dennoch war dies nur in einer Stadt vom zweiten Range;

Diese Staats- und Justizbeamte üben aber schnelle Gerechtigkeit.

Die gewöhnlichste Strafe ist das Prügeln mit dem Bambusrohr oder der Pantse. Eine zweite schimpflichere und zum Theil härtere Strafe ist das hölzerne Joch, oder die Cangue. Es besteht aus zwei schweren Stücken Holz, die in einander fugen *), aber in der Mitte eine Oefnung haben, worin der Kopf des Verbrechers paßt. Je nach der Größe des Verbrechens ist die Last groß, die er Tag und Nacht trägt, und die ihn hindert, die Arme zum Munde zu bringen, so daß er von einem Andern genährt werden muß. Das gewöhnliche Gewicht ist 60 Pfund, es steigt bis über 100, und der Verbrecher kommt zuzeiten darunter um. Auf dem Cangue wird stets die Ursach der Strafe schriftlich angegeben; oftmals dauert diese Strafe mehrere Monate.

Größere Strafen sind die Verbannung in entfernte Theile der Tartarei; ferner die Brandmark, das Erdrosseln, und noch schimpflicher das Enthaupten.

Ueberdem hat China eine Tortur; man legt kleine Stäbe zwischen die Finger, und zieht dann vermittelst Stricke alles durch zwei Breter aufs stärkste zusammen. Eine härtere ist das Platzdrük-

*) M. s. das Kupfer, Chines. Bettler.

Chinesische Bettler.

UNIV. OF MINN.

ken der Fußknöchel, vermittelst zweier starken Höl-
zer. Die schaudervolleste Strafe und zugleich Tor-
tur ist die, da dem Missethäter langsam Streifen von
Haut und Fleisch ausgeschnitten werden; gewöhn-
lich wird damit angefangen, daß dem Unglücklichen
die Stirnhaut gelöset und über die Augen gezogen
werde, damit er seine Schmach nicht sehe!

Indeß ist selbst die erste Strafe, oder wie die
Missionaire sie zu beschreiben pflegen, die väter-
liche Zuchtruthe eben so furchtbar als erniedri-
gend und sehr häufig durchaus ungerecht. Der
Missethäter wird mit einem starken, am untersten
Ende handbreiten Bambus auf die nackten, und beim
andern Geschlechte mit nassen, also sich genau anle-
genden Beinkleidern bedeckten Schenkel geschlagen.
Als besondere Gnade des Kaisers wird ihm von des-
sen Seite stets der fünfte Schlag geschenkt. Indeß
wird diese Strafe dennoch tödtlich, sobald sie über
30 Streiche steigt, und selbst schon bei dem dritten
Schlage, wenn bei dem ersten Geschlechte einzelne
Schläge mit Vorsatz auf die zartesten Theile durch
eigne Vorrichtung gerichtet sind.

Dieser harten Strafe ist aber, die kaiserlichen
Prinzen ausgenommen, jedermann, selbst der höchste
Mandarin, auf Befehl des Kaisers, ausgesetzt. Sie
scheint auch den Chinesen nicht schimpflich, denn der
Kaiser bezeigt sich gegen die Minister, welche er so

eben hat väterlich fuchteln lassen, nachdem sie für diese leise Warnung dreimal dankbar die Erde geküßt haben, sehr gnädig.

Aber was das merkwürdigste ist, es giebt für Geld Chinesen, die sich an die Stelle eines Andern selbst bis auf den Tod prügeln lassen. Ein solcher Stellvertreter übernimmt daher für Geld nicht blos den fast gewissen, sondern zugleich den auf Verbrechen haftenden Tod! Sollten wohl nicht anjetzt in Europa, bei dem merkwürdigen Ideenwechsel über Ehre und Geld, ähnliche Stellvertreter zu finden seyn?

Zugleich wird diese väterliche Züchtigung sehr häufig nach der Laune eines Mandarinen, oft an den unschuldigsten Personen, ohne weitere Widerrede irgend einer Art, auf das härteste vollzogen.

Als mehrere der zum Fortziehen der Fahrzeuge für die englische Gesandtschaft zusammen gebrachten Leute aus Schwachheit und Alter die Jagd zu langsam fortbrachten, ließ der kommandirende Mandarin auf die ungerechteste und grausamste Weise diese Unglücklichen prügeln.

Daneben begingen diese hohen Beamten die Schändlichkeit, einige 1000 Thaler, welche für diese dürftige Arbeiter bestimmt waren, unterzuschlagen. Ja noch mehr, man zwang durch den Pantse bejahrte Männer und viele Familienväter, ihre Land-

arbeit zu verlassen; und dieses schwere Schiffziehen stroman umsonst zu verrichten!

So sehr auch die chinesischen Gesetze das Leben des Menschen in Schutz nehmen, so gewiß es auch ist, daß ein jedes förmliches Todesurtheil von dem Monarchen selbst zuvor muß bestätiget werden, so hörten nicht nur die Engländer täglich die Chinesen unter den Pantsse schreien, sondern den gültigsten Augenzeugen nach, z. B. eines Navarette, Neuhof u. a., werden viele Menschen auf Befehl der Mandarinen sofort zu Tode geprügelt.

Und da eigentlich Niemand vor dieser harten Strafe völlig sicher ist, so müssen sogar die größten Lobpreiser der Weisheit der chinesischen Regierung, z. B. du Halde, gestehen, diese Regierung bestehe einzig durch den Prügel *).

So wie aber der Höllenstein, oder die Blasenpflaster bei bösartigen Krankheiten und Geschwüren wichtige Dienste leisten, so rettet zuzeiten die größte Bestechbarkeit der Büttel oder selbst der Mandarinen vom Tode. Geld ist in China noch mehr, als in irgend einem Theile der übrigen civilisirten Erde, das primum mobile. Der Büttel, der Manda-

*) Le gouvernement chinois ne subsiste que par le baton.

nn, der erste Minister, ja der Kaiser selbst ist bestechbar!

Beschwerte sich doch Kien-long, als er einen Mandarin zum Gouverneur von Canton erhob, daß er von dieser reichen Stadt so wenig Geschenke erhielt! Ein Prinz von Geblüt, ein Sohn des Kaisers, bat sich von der englischen Gesandtschaft eine goldene Uhr aus; ja er zwang einen Missionair, ihm seine Repetiruhr zu schenken!

Die Bestechung ist bei Hofe so erstaunlich, daß keiner ein bedeutendes Amt, z. B. das eines Statthalters einer Provinz, unter 60 tausend Thalern erhält. Dafür raubt er ungestraft Güter, Weiber, Ehre und Freiheit!

Ein solches Amt wird nur auf einige Jahre verliehen, allein selten verläßt sie der Vicekönig, oder auch der Statthalter, ohne gegen eine Million Thaler zusammen geraubt zu haben. Ich habe, sagt Deguignes, einen Hopou in Canton gekannt, der nach einjährigem Aufenthalt daselbst seine Stelle mit einer Million Piaster verließ!

Schon zuvor kam ein Beispiel vor, da die Mandarinen den armen Coulis oder Trägern der Ballen der Gesandtschaft ihren Lohn stahlen, wie weit sie dies Peculat treiben, zeigt folgendes Beispiel: Als im Winter 1792 durch eine Ueberschwemmung alle Häuser eines Dorfes der Provinz Schan-tong

weggeschwemmt wurden, und die Einwohner nur allein ihr Leben zu retten vermogten, bewilligte der Kaiser, der einstmal in diesem Dorfe übernachtet hatte, den Verunglückten auf der Stelle 100000 Unzen Silber (über 33000 Pf. Sterl.). Hievon stahl der erste Minister der Schatzkammer 20 tausend, der zweite 10 tausend, und so schmolz diese ansehnliche Summe bis auf 20 tausend Unzen, bevor sie der Dorfschaft eingehändigt ward.

Der Mandarin Vantagin, der wirklich redliche Führer der englischen Gesandtschaft, gab zu, daß wohl auf ähnliche Weise ein großer Theil von den 1600 Pf. Sterl., welche der Kaiser täglich für die englische Gesandtschaft aufwandte, möchte verlohren gegangen seyn.

Beiläufig sieht man hier den ungeheuren und stolzen Aufwand der Kaiser, denn da diese Gesandtschaft bis zu ihrer Ankunft in Canton vom 7ten August bis zum 19ten December 1793 dauerte, so betrug die ganze Summe dieses Aufwands für den kaiserlichen Schatz 519000 Unzen oder 173000 Pf. Sterling.

Jene ungeheure Bereicherung der Vicekönige mehrerer oder einzelner Provinzen *), giebt selbst

*) Ein Tsong-tu für mehrere Provinzen; ein Frou-tsyan für eine einzelne.

zu einem Sprichworte Anlaß: Wenn der Kaiser neue Mandarinen wählt, so schickt er verheerende Wölfe in die Provinzen. Zwar werden eben dorthin eigene Censoren gesandt, um über das Betragen dieser Regenten nach Hofe zu berichten, allein was darf man bei dieser niedern Geldgier davon erwarten?

Daher ist denn auch kein Handelsmann, ja keiner, der sich nur zu einem gewissen Wohlstande hinauf gearbeitet hat, seines Vermögens sicher. Die Mandarinen lassen genau Acht geben auf die Lebensart der von ihnen Reichgeglaubten. Sie suchen alsdann auf irgend eine Art ihnen Verbrechen aufzuheften, oder Versehungen gegen die dort so wichtigen Ceremonien-Gesetze, sauen unter diesem Vorwande über sie her, confisciren ihr ganzes Vermögen und theilen den Raub unter sich.

Es entstehen daher eigentlich drei Klassen von Bürgern, Räuber oder Mandarinen, Reiche, die voller Mißtrauen gegen jedermann ihre Wohlhabenheit mit größter Sorgfalt verbergen, und höchstens im Verborgenen schlemmen, um ihres Lebens zu genießen, und endlich äußerst Dürftige, die dann in Räuber und Diebe ausarten.

Chinesische Bettler

Die Menge dieser Armen ist aber eben so erstaunlich, als ihre Lage traurig, und die daraus entstandene Verbrechen gegen die Menschheit schaudererregend.

„In den Vorstädten von Canton versammelten „sich diese Unglücklichen des Abends und preßten sich „an einander, um sich gegen die Kälte zu schützen, „da sie sich aber dadurch nicht hinreichend erwärmen „konnten, so kamen viele von ihnen um, und ihre „Leichname blieben unter dem Holze und Steinen „liegen, welche die Kay bedecken." (Deguignes.)

Auch die Engländer bezeugen, daß das Innere des Landes, und selbst Peking, von Bettlern wimmele, und daß ihr Anblick, wegen ihnen anhaftenden Krankheiten und Gebrechen aller Art, empörend sey.

So war es aber in China seit vielen Jahrhunderten, selbst nach dem Zeugnisse der Missionairen. Um den Vorübergehenden Almosen abzulocken, thun sie sich die schmerzvollesten Martern an. Sie geisseln sich, legen glühende Kohlen auf ihre Scheitel, stoßen die Köpfe gegen einander oder gegen die Steine, bis sie in Ohnmacht niederstürzen; durchbohren sich das Gesicht oder die Glieder mit starken Eisen *); ja man hat dergleichen Bettler unter ihren eigenen

*) M. s. das Kupfer.

Martern erliegen sehen. Daher dann auch die unbegreiflichste Gefühllosigkeit gegen ihre eigene Kinder. Daher blenden die Mütter ihre Töchter und führen diese blinden Unglücklichen als Bettlerinnen umher, um Almosen zu erhalten. Daher werden in vielen Familien die Söhne castrirt, um sie an die Großen oder gar bei Hofe zu verkaufen. Dort steigen sie oftmals zu großen Ehren.

Vor der zweiten Eroberung durch die Tartaren war der Hof nicht nur mit viel tausend Verschnittenen überladen, sondern sie hatten sich dort der meisten Aemter von Wichtigkeit zu bemeistern gewußt.

Die Anzahl der Verschnittenen steigt anjetzt höchstens auf 8000; und ob sie gleich unter der jetzigen Dynastie keine hohen Staatsämter bekleiden, so haben sie dennoch, da sie die Wächter des Frauenzimmers des Kaisers und der Großen sind, bedeutenden Einfluß, und noch größere Insolenz. Diejenigen unter ihnen, welche alle Spuren der Männlichkeit verlohren haben, nennt man die schwarzen Verschnittenen, indeß sind sie eben sowohl als die übrigen chinesischen Ursprungs.

Endlich äußert sich diese, selbst dem Thiere widerstehende Art der Gleichgültigkeit gegen die eigenen Kinder dadurch am schrecklichsten, daß die Ei-

tern sie entweder den Wellen preis geben, oder sie sofort bei der Geburt wirklich tödten.

Das Aussetzen der Kinder ist besonders in grossen Städten am gewöhnlichsten. Man rechnet nur allein in Peking täglich etwa 24, also im Jahre gegen 9000 Kinder, welche von dürftigen und gefühllosen Eltern in die Straßen gelegt, und so dem Tode preis gegeben werden.

Und welchem Tode! Einer der katholischen Missionären, welche sich, so wie ebenfalls die dortigen Muhamedaner, mit größter Menschenliebe dieser unglücklichen Schlachtopfer der widernatürlichsten Grausamkeit annehmen und sie zu retten suchen, bezeugte den Engländern, daß das Schicksal dieser Kleinen oftmals schaudererregend sey. Die Straßen von Peking sind sehr eng, und stets mit hungrigen Hunden und Schweinen angefüllt! Jeden Morgen führen eigene Karren darin umher, um die dort ausgesetzten Kinder zu suchen. Sie werden mit einander auf die Karren geschmissen, um von dort zum Schindanger geführt zu werden, wo sie, wie man sagt, alle mit einander, lebend oder todt, aufgehäuft ihr Grab finden! Nicht die mindeste Nachfrage nach den Eltern hiebei von Seiten der Regierung oder der Polizei; ja man behauptet sogar, es sey ein Gesetz vorhanden, welches dem Vater erlaube, alle Töchter und den dritten Sohn auszusetzen! die

in die Flüsse und Kanäle gelegten Kinder findet man gewöhnlich an einer hohlen Calabasse gebunden, so daß sie eine zeitlang schwimmend fortleben können.

Die Rechnungen nehmen für das ganze übrige Reich nur noch eben so viel als für Peking an, indeß Andere, bei der Summe von 1500 Städten, wahrscheinlich mit mehrerem Rechte, die ganze Summe jährlich auf 30000 setzen.

Verwünscht man mit Recht die Kindermorde der schändlichen Gesellschaft der Errious auf Tahiti, so finden diese dennoch stets einen Schein von Entschuldigung in dem heftigen Geschlechtstriebe dieser wollüstigen Insulaner, aber bei den ruhigen, kalten Chinesen erstickt unstreitig nur die Noth die natürliche Kinderliebe, und dieses hat sich lediglich die Regierung beizumessen. Denn wenn auch Polygamie hieran einigen Antheil haben könnte, so findet sich dennoch nirgends in dem übrigen Asien, in welchem ebenfalls Vielweiberei herrscht, und die Frau, wie hier, gekauft wird, ein so schrecklicher Grad von Unnatur.

Einigen Trost gewähren hiebei freilich die Nachrichten des Deguignes. Ihnen zufolge ist dieser Kindermord anjetzt nicht mehr so bedeutend. Widersprächen ihnen nur nicht die der übrigen Europäer, und besonders, jedoch nur vormals, selbst der Missionairen.

Diese, durch die traurige Lage des Volks hervorgebrachte Abstumpfung aller menschlichen, ja selbst der thierischen Gefühle, zeigt sich bei jeder Gelegenheit ebenfalls gegen Erwachsene. Als mehrere der neugierigen Zuschauer beim Einzug der englischen Gesandten ins Wasser stürzten und um Hülfe schrien, hörte Niemand darauf; man überließ sie, zum Erstaunen der Engländer, ruhig der Todesgefahr, obgleich viele Fischernachen in der Nähe waren und sie leicht hätten aufnehmen können.

Noch auffallender spricht sich aber diese Gleichgültigkeit gegen das Leben durch die häufigen Selbstmorde aus. Indeß sucht der Chinese sogar noch durch diesen Tod zu betrügen und zu schaden. Er bringt sich nämlich oftmals vor der Thür seines Feindes um, damit dieser als Theilnehmer an seinem Tode möge angesehen und bestraft werden.

Vielleicht mindert indeß die Religion der Chinesen diese schrecklichen Folgen des Despotismus?

In China giebt es, außer den Religionen der dortigen Fremden, hauptsächlich drei verschiedene Arten des Cultus. Zu oberst steht, zur Ehre der Nation selbst, die Lehre des weisen Confuzee. Sie kann nicht nur in so fern für die Grundlage

der Landesreligion gelten, weil dieser Weise selbst sehr frühzeitig dort lehrte, sondern weil man aus mehreren seiner Lehrsätze ersieht, daß ihnen größtentheils ähnliche, ältere zum Grunde liegen.

Confutzee nahm, wie wir sahen, ein Höchstes Wesen mit allen den Eigenschaften an, die wir ihm noch jetzt beimessen; ferner lehrte er die Unsterblichkeit und die Vergeltung nach dem Tode; er wollte keine Götzen, aber wohl Opfer. Und es ist merkwürdig, wie auch selbst hiebei sich der, aus der patriarchalischen Verfassung so trügerisch hervorgeschossene Despotismus äußert. Nur allein der Kaiser selbst darf dem höchsten Herrn der Welten, dem Schöpfer und Erhalter aller Menschen und Wesen, opfern. Der Tempel des Tiens, der Tien-tan, oder der Tempel des höchsten Wesens, liegt in Peking auf einer sandigen Höhe, und der Kaiser bereitet sich durch mehrtägiges Fasten zu diesem feierlichen Opfer. Der Kaiser ist also hier zugleich der Hohepriester, der für das ganze Volk opfert.

Confutzee lehrte, wie wir sahen, eine sehr schätzbare Moral; indeß nahm er auch Vorurtheile in seine Lehren auf. So z. B. setzte er vielen Werth auf die Zahl 9; auch hielt er sich von dem Einflusse der Geister und von den auf Mystik gegründeten Voraussagungen überzeugt.

Die Lehre des Confutzee, größtentheils Naturreligion, ist noch die Religion der Gelehrten in China. Dieser Weise genießt selbst nicht nur einer fast göttlichen Verehrung, sondern sein Geschlecht ist das einzige im ganzen Reiche, das den Erbadel hat, da übrigens in China kein Erbadel statt findet, sondern nur der Adel der Vorfahren, (auf gewisse Art eine Schenkung der Ahnen) und daher jedermann, so bald er dazu, nach überstandener Prüfung, fähig gefunden ist, die höchsten Würden des Reichs erhalten kann.

Die zweite Secte ist in China die des Loo-kyun, auch Laut-se (der alte Knabe) genannt. Er soll nach Einigen fast 200 Jahr später als Confutzee gelebt haben. Andere geben ihm noch ein höheres Alter. Er stiftete eine Secte unter dem Nahmen der Taotzee, oder der Kinder der Unsterblichkeit, eine Idee, die er wahrscheinlich aus Tibet mitbrachte. Hiedurch, und durch Lehren, die dem Epicurismus ähnlich sehen, erhielt er einen großen Anhang, besonders wünschte jedermann sich unsterblich zu machen, und dies veranlaßte den zuvor angezeigten Trank der Unsterblichkeit.

Aus diesen Lehren erwuchs Charlatanismus, Wahrsagerei und vielartiger Aberglauben. Die Priester dieser Secte haben deshalb sehr großen Anhang unter dem gemeinen Haufen.

Die dritte Secte ist die des Fo, des Heiligen im Westen; der Kaiser Ming-ti (65 Jahr nach Chr.) sandte Gesandte aus, diesen in Indien aufzusuchen. Eine Anzahl Priester wurden mit diesem Götzen von dort eingeführt, und da sich dieser Cultus durch vielen Aberglauben auszeichnet, fand er eine große Anzahl Anhänger. Die Priester sind weit verbreitet, haben sehr viel Pagoden und Götzenbilder, tragen lange, dunkle Röcke, wie die Franciscaner, wie auch einen Rosenkranz; leben in Cöhbat, und ernähren sich auf die widrigste Weise von Almosen *).

Diese Religion lehrt besonders eine große Menge von Untergottheiten, deren Bildnisse aber, im Fall sie nicht den Bitten ihrer Anhänger willfahren, oftmals gemißhandelt werden. Es werden ihnen bei Mißwachs eigene Processionen gehalten und Opfer gebracht. Uebrigens leben die Priester des Fo einträchtig mit den Priestern des Lao-kyun, sind aber unwissend und roh.

Die vierte Religionssecte ist dann die des Lama; wir werden sie bei Tibet näher kennen lernen. Sie ist in China die Religion des Hofes, und hat, wie die vorige, viele Klöster und Priester. Diese drei letztern Secten haben in Rücksicht der Lehre der Un-

*) M. s. das Kupfer. Die Bettelmönche.

Chinesische Mönche verschiedener Secten.

sterblichkeit, und der Metempsycose vieles mit einander gemein. Uebrigens sind die Priester, Bonzen von dem Japanischen Wort, daß fromm bedeutet, genannt, verträglich, und erlauben, daß ihre Pagoden selbst den Reisenden zum temporairen Aufenthalt dienen. Sie unterhalten aber unter dem Volke tiefen Aberglauben, und der Hof findet es für seine Absicht höchst zuträglich, diesen zu nähren; daher dann Wahrsagerei und Zeichendeuterei geschätzt wird und viele dieser Bonzen besoldet werden; doch stehen sie nicht in Ansehen, da sie nicht zu den Gelehrten gehören, machen auch keinen besondern Stand aus, so wie man dann weder bei den Ehen noch Begräbnissen eigentlich ihrer bedarf. Die Anzahl der Bonzen soll auf eine Million steigen, und der Klöster sind über drittehalb Tausend; die der Götzentempel aber 2796.

Die vielen Verschiedenheiten der Religion, der Gelehrten, des Volks und des Hofes verursachen eine besondere Verwirrung in der Denkart der Nation. Daher ein sehr vielartiger Aberglaube, Götzendienst, und auf der andern Seite Atheismus, letzterer besonders bei den höhern Klassen. Das Volk betet Sonne und Mond an, hat dabei große Verehrung gegen gewisse erdichtete Thiere, z. B. den Drachen, bei ihm der Luftgeist genannt.

Man sieht hieraus, wie wenig also auch von der Religion für das arme Volk zu erwarten steht.

Von fremden Secten gab es vormals sehr viele Muhamedaner in China, da sie bei den Eroberungen der Tartaren dort einheimisch geworden waren. Sie thaten besonders durch die Erhaltung einer großen Zahl jener preisgegebenen Kinder, die sie dann in ihrem Glauben erzogen, viel Gutes. Allein der letzte Kaiser Kien-long rottete in den Jahren 1783 und 84 hunderttausend dieser dem Reiche nützlicher Menschen aus; doch werden noch mehrere geduldet, auch sind noch verschiedene Moscheen übrig.

Ebenfalls giebt es Juden in China; sie sollen schon über 200 Jahr vor Chr. dort eingewandert seyn. Sie halten sich besonders in solchen Städten auf, wo der Handel mit Seide und Seidenwaaren sehr bedeutend ist, besonders aber in der Hauptstadt der Provinz Honang.

Endlich hat dann auch das Christenthum seit dem 16ten Jahrhundert durch die katholischen Missionaire in China Fuß gefaßt. Indeß wäre die Religion wohl schon längst dort wieder verloschen, hätten nicht die Jesuiten stets vorzügliche Mathematiker dorthin gesandt, welche den Chinesen, bei ihren dürftigen Kenntnissen in diesen Wissenschaften, wegen des ihnen so nothwendigen Kalenders, von höchster Wichtigkeit sind.

Vormals machten sie viele Proselyten, und man rechnete mehrere 100 tausend Christen aus allen Klassen. Allein durch die, von der Eifersucht der Bonzen erregten Verfolgungen sind sie sehr geschmolzen, und werden jetzt scharf beobachtet. Auch sie retten eine Menge jener unglücklichen Findlinge und erziehen sie dann zum Christenthume.

Die Jesuiten haben sich beträchtliche Einkünfte zu erwerben gewußt; die übrigen Ordensbrüder leben dürftig.

Die Religion steht in China in keiner Verbindung mit der Erziehung und dem Unterricht der Jugend. Da die erstaunlichen, in der Natur der Sprache selbst gegründeten Schwierigkeiten, diese zu erlernen, fast eine ganze Lebenszeit erfordern, so ist es beinahe unmöglich, in den Wissenschaften selbst Fortschritte zu machen. Ihre Schulen (und es müssen ihrer viele Tausend seyn, da Deguignes behauptet, fast jedes Dorf habe die seinige) zwecken daher hauptsächlich auf die Erlernung der Sprache und Verständigung der zuvor angeführten classischen Bücher ab. Die Kinder werden dort bereits vom 5ten Jahre an gewöhnt, laut mit einander zu lesen, und steigen dann von den geringern Büchern zu den classischen hinauf.

Die Regierung bestreitet keine andere Unterrichtsanstalt, als eine einzige in Peking. In diesem Collegium, Kouet-se-kien genannt, werden die Kinder der Großen des Reichs frei unterrichtet. Bei der Erziehung kommt es aber hauptsächlich nur auf Schönschreiben an.

Die Provinzial-Schulen werden von einem eigenen Mandarin geprüft, der allein deshalb das Reich bereiset.

Bei den höhern Prüfungen müssen die Schüler mehrere Ausarbeitungen darlegen, hauptsächlich um ihre Geschicklichkeit im Schönschreiben oder Buchstabenmahlen zu zeigen, und ihre Kenntnisse in den Ceremonien und übrigen Gesetzen darzuthun.

Hienach erhalten sie dann die drei Grade, welche sich mit denen eines Baccalaureus, eines Licentiaten, und endlich eines Doctoren (Tsin-tse) vergleichen lassen. Auch hiebei herrscht große Bestechung und Unterschleif; ein Reicher gelangt leicht zur Doctorwürde.

Da ihre Studien hauptsächlich auf die erwähnten Dinge angesehen sind, um dadurch Stellen und Würden zu erhalten, so läßt sich ihr Studieren etwa höchstens in Rücksicht einiger Theile unserer Rechtswissenschaften damit vergleichen, denn wir sahen, wie unendlich der Chinese in allen übrigen Kenntnissen gegen uns, gleichsam gestissentlich zurücksteht.

Die Ceremonien machen aber einen sehr großen Theil der sogenannten wissenschaftlichen Erziehung aus, und das Tribunal darüber, Lipu, ist eins der wichtigsten; es entscheidet bis auf die Arten des Grußes.

Freilich sind alle Asiaten, vorzüglich die südlichen, voll von Gepränge und Ceremonien; allein China übertrifft sie hierin mit einander.

Die Begrüßung selbst hat eine ganze Stufenreihe in Ansehung der verschiedenen Stände, und diese sind alle durch eigene Gesetze bis auf die geringsten Kleinigkeiten vorgeschrieben. Selbst die Begrüßung unter Leuten von gleichem Range ist sehr mannichfaltig. Personen von geringerem Stande geben sich auf der linken Seite die Hände, und schütteln sie herzlich. Personen von höherm Range hingegen geben sich die Hände vorwärts, heben und senken sie mehrmals, neigen sich dann tief und wiederholen dabei öfters die Worte Tsin-tsin (ich grüße Sie).

Um mit einem vornehmen Mandarin zu sprechen, kniet man nieder, und senkt dreimal den Kopf; beim Reden selbst muß man sodann die Hände vor dem Mund halten.

Bei Besuchen ist aber der Umständlichkeit fast kein Ende. Man sendet zuerst Visitenkarten (denn auch diese Verfeinerung der Sitten ist dort Jahrtausende alt) die selbst nach dem verschiedenem Range an Größe und an Farbe verschieden sind. Das Vi-

sitenbillet, welches der Vicekönig von Pet-che-li dem englischen Gesandten zuschickte, war von karmesinrothem Papier, und dabei so groß, daß man damit eine Stube von mittlerer Größe hätte tapezieren können (Barrow). Diese Visitenkarten sind wie ein Fächer zusammen geschlagen.

Wird man angenommen, dann complimentirt man sich lange mit dem Hausherrn, in welche Thür des Vorgemachs, ihrer sind nämlich drei, man hineintreten soll; die mittlere ist die Ehrenthür; im Zimmer muß aber der Wirth zuerst den, dem Gaste angebotenen Stuhl selbst abwischen, ehe dieser sich darauf setzt. Man hält sich im Sitzen gerade, die Hände auf den Knien, die Füße beide in gleicher Entfernung vom Stuhle, sodann bleibt man sehr ernsthaft. Alles dies, selbst wie tief und wie oft man sich beugen soll, ist durch Gesetze bestimmt.

Das Alter hat übrigens überall den Vorrang, und dies wird so weit getrieben, daß jeder, der sich unterstände dagegen zu verstoßen, harte Strafen erwarten muß. Dies gründet sich alles auf die Idee der patriarchalischen Regierung. Diese wird so unsinnig übertrieben, daß der Vater den Sohn als Sklaven verkaufen darf, so wie eben aus dem Grunde viele Mädchen an die öffentlichen Häuser verhandelt werden.

Jetzt denke man sich hiezu, daß die Frauen gleichfalls wie Waare gekauft werden, die der Bräutigam

nur erst am Tage der Verheirathung selbst zu sehen bekommt.

Nachdem nämlich die Eltern der beiden Versprochenen mit einander ihre Contracte geschlossen und sich einander beschenkt haben, wird sie ihm in einer verschlossenen Sänfte oder Palankin zugeführt. Der Aufzug ist übrigens, wie alles in China, feierlich und glänzend. Sklavinnen und Bediente umgeben den Palankin und tragen Geschenke. Voraus geht Musik und hinterher folgen Freunde und Verwandte. Nachdem dem Bräutigam der Schlüssel des Palankins von einem der letztern eingehändigt ist, führt er die Braut zu seinen Eltern und wirft sich mit ihr vor ihnen nieder; beide essen mit einander und wechseln die Schalen, woraus sie etwas Wein getrunken haben.

Hier findet mithin keine Heirath aus Liebe statt. Im Serail eingeschlossen, und zugleich durch die verkrüppelten Füße gänzlich unfähig in der freien Luft umher zu wandeln, ist das schöne Geschlecht noch in tieferer Gefangenschaft als bei den Türken.

Beischläferinnen sind nur dem Kaiser und den Großen erlaubt. Ehescheidung ist selten, und die Witwen bleiben gewöhnlich unverheirathet. Es ist seltsam, daß bei einem Volke, bei dem es Schande ist, unverheirathet zu bleiben, dennoch der Witwe die Enthaltsamkeit von einer zweiten Ehe oftmals durch einen eigenen Triumpfbogen geehrt wird.

Durch solche Ehen, durch so sklavische Abhängigkeit der Kinder, und bei diesem empörenden Ceremoniel sind dann begreiflich alle häusliche Familienfreuden getödtet.

Den Hochzeiten mögen hier die entgegengesetzten Feierlichkeiten, die der Begräbnisse in wenigen Worten folgen.

Dieses ceremonielle Volk hat den letzten Auftritt des Lebens ebenfalls, seiner ganzen Sinnesart gemäß, äußerst feierlich zu machen gewußt.

Durch die fast göttliche Verehrung der Vorfahren und durch den Glauben an ihre Wirksamkeit in jener Welt für die Zurückbleibenden, werden die großen Ceremonien bei den Beerdigungen und die lange Trauer der Chinesen sehr leicht erklärbar. Die Trauerfarbe ist dort, der unsrigen gerade entgegen, die weiße. Die Aeltern werden mehrere Jahre, jedoch in stufenmäßiger Verminderung betrauert.

Die Särge sind verhältnißmäßig sehr prächtig, von 10 bis 600 Piaster. Einige behalten die Leiche lange in ihren Häusern auf.

Der Leichenzug selbst ist, wie überall, kleiner oder größer, nach dem verschiedenen Stande und Reichthum des Verstorbenen. Barrow sahe einen solchen Zug, der fast eine halbe engl. Meile einnahm. Flötenspieler und Paukenschläger eröffnen ihn, dann folgen mehrere Personen, welche Thiergestalten, kleine Pagoden und

die Zeichen der Würde des Verstorbenen tragen. Hierauf kommen die Verwandte alle in weißem Gewand; allein dem Hauptleidträger gehen eigene Leute zur Seite, um ihn zurück zu halten, daß er sich das Gesicht nicht zerkraze und das Haar ausraufe. Am Grabe werden von den Bonzen anjetzt nur papierne Menschengestalten und Figuren von Zinnfolie unter Abschießung von Raketen und Schwärmern geopfert.

Vormals sollen wirkliche Menschen, Sklaven, geopfert seyn, und der Kaiser Canghi verbot es, 4 Mädchen bei der Leiche seiner Mutter zu opfern, obgleich sie sich dazu willig fanden. Man wählt zu den Grabstätten Anhöhen, das Grab selbst hat gewöhnlich die Form eines Hufeisens, in der Mitte ist der Sarg eingesenkt und mit einem Stein bedeckt. Die Gräber der Vornehmen nehmen einen großen Raum ein, und sind oft sehr kostbar.

Jährlich versammeln sich die Verwandten in einem eigenen Saal, worin die Ahnentafel aufbewahrt wird; sie ist einen Fuß lang und einen halben Fuß breit und enthält den Nahmen und Stand des Verstorbenen, man nennt sie Schin-tschen, Wohnung des Geistes.

Ueberdem besucht man die Gräber der Vorfahren im April und bessert sie aus. Der Kaiser macht stets eine feierliche, pompvolle Reise zu den Gräbern seiner Vorfahren.

Die Idee der Unsterblichkeit, verbunden mit der großen Achtung der Vorfahren, erzeugt dann auch den Ausspruch, wenn von Jemandes Tode die Rede ist: Er ist zu seiner Familie zurückgekehrt!

Nur noch etwas von den Vergnügungen, den Festen der Chinesen, und dann mögen einige allgemeine Bemerkungen über dies merkwürdigste Volk Asiens die ganze Darstellung schließen.

Das Neujahrsfest (Neujahr fällt bei ihnen auf den nächsten Neumond an dem 15ten Grad des Wassermanns, also gegen Ende unsers Januars) wird auch das Fest der Versiegelung genannt, weil dann alle Gerichtssiegel verschlossen werden, und alle Geschäfte aufhören. Jedermann feiert diesen, und einige folgende Tage mit Gastmählern, kurz, es ist unsrer Neujahrsfeier ziemlich ähnlich.

Weit merkwürdiger und berühmter ist aber das Laternenfest. Es wird am 15ten Tage des ersten Monats durch ganz China gefeiert, und es müßte ein höchst merkwürdiges Schauspiel geben, wenn man sich so hoch in einem Ballon erheben könnte, um alsdann ganz China gleichsam in Brand stehen zu sehen. Nur allein der Anblick eines Theils der Hauptstadt gewährt eine erstaunliche Scene. Eine unzählbare Menge große und kleine papierne oder seidene und lackirte La-

lernen von allen Farben, transparent bemahlt mit Drachen, Löwen, Vögeln, kurz, allen Thierarten, erleuchten die Straßen. Jeder Einwohner behängt nicht nur damit sein Haus, einige machen die Laterne selbst zu den ihrigen. In diesen ungeheuern, gänzlich erleuchteten Maschinen sieht man Gastereien halten und Bälle geben. Puppen, die darin spielen, werfen einen beweglichen Schatten; sie gaben zu den chinesischen Schattenbildern (Ombres chinoises) Anlaß.

Allein das schönste bei diesem Feste sind die bewundernswürdigen Feuerwerke, worin die Chinesen alle bekannte Nationen der Erde seit Jahrtausenden übertreffen. Allerorten sieht man in den Straßen aus Drachen oder sonstigen Figuren Raketen, Schwäne und Pefarden von vielfarbigem Feuer hervorsteigen.

Ein Auszug aus der Nachricht des L. Macartney über das Feuerwerk, welches der Kaiser Kienlong den Engländern in dem Garten von Dschehol geben ließ, mag die Ueberlegenheit der chinesischen Feuerwerke darthun.

„Unter den vielen merkwürdigen Dingen, sagt „der Lord, die ich bei diesen Feuerwerken bewun„derte, war vorzüglich ein grüner Kasten von fünf „Quadratfuß, den man vermittelst eines Flaschenzugs „von der Erde bis auf 50 / 60 Fuß in die Luft er„hob. So bald er zu dieser Höhe gekommen war, „that sich der Boden von selbst auf, und es gingen

„daraus plötzlich 20 bis 30 Stricke hervor, die mit „Laternen besetzt waren, die sich nach und nach ent„falteten, ihrer waren wenigstens 500; alle waren „hell erleuchtet und erschienen durch das innere Flam„menfeuer auf das prächtigste gefärbt. Die Later„nen waren von Papier oder von Gaze. Ihr Ent„falten und ihr Herabsteigen wiederholten sie zu „mehrerenmalen, und jederzeit zeigten sie neue Fer„men und neue Farben.

„An jeder Seite des großen Kastens waren auf „einem gewissen Abstande kleinere, die ein ähnliches „Schauspiel darboten. Es gingen daraus eine un„geheure Menge netzförmig geschlungener Feuer un„ter aller Gestalt und Größe hervor; da gab es Ku„geln, Quadrate, Sechsecke, Achtecke und Rauten, „und diese leuchteten wie das glänzendste Kupfer, „sobald aber der geringste Wind sie bewegte, brachen „daraus Flammen wie Blitze hervor, die sich unter „allen Farben des Regenbogens mit einander verei„nigten. Es ist gewiß, daß die Chinesen das Ge„heimniß besitzen, ihren Kunstfeuern alle möglichen „Farben zu geben, und dies ist das größte Verdienst „ihrer Feuerwerkerei.“

Von andern Lustbarkeiten verdienen hier noch Comödien und die Taschenspieler einiger Erwähnung. Ein stehendes Theater hat China nirgend; selbst der Hof ist mit umherziehenden Gesellschaften zufrieden. Bei dem großen Schauspiele, welches der Kaiser dem

englischen Gesandten gab, waren drei Theater und auch drei Reihen Logen über einander, die man aus dem Parterre übersehen konnte. Die Stücke sind gewöhnlich aus der chinesischen Geschichte genommen und werden fast gänzlich wie Recitative abgesungen. Es kommen aber oft gräßliche Scenen darin vor, von körperlichen Strafen u. dgl. Die Comödianten haben nur eine gewisse Anzahl von Stücken inne, wovon sie den Gästen (denn man führt hauptsächlich bei großen Gastmählern Comödien auf) die Liste zur Auswahl überreichen. An Regelmäßigkeit, Einheit des Orts, der Zeit u. s. w. ist nicht zu denken. Diese Farcen sind dann mit Geistern und Thieren aller Art aufgestutzt. Die weiblichen Rollen werden von Castraten gespielt.

Man führt auch Pantomimen auf.

Ueberdies sieht man bei den Chinesen Wettrennen, Faustkämpfe und besonders sehr geschickte Seiltänzer, Luftspringer und Taschenspieler aller Art. Sie übertreffen nach dem Zeugnisse aller Reisenden, besonders im Balanciren und Seiltanzen selbst die geschicktesten Europäer.

Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler. Oftmals bringen sie sich dadurch um ihr ganzes Vermögen. Sie spielen zuweilen ganze Nächte durch. Besonders sind bei ihnen die Würfel beliebt. Sie tragen sie fast immer in der Tasche, ja man findet Messer, in deren Handgriffen Würfel verborgen liegen.

Ihre Karten sind kleiner und schmäler als die unsrigen.

Fehlen ihnen aber Würfel und Karten, dann nehmen sie ihre Zuflucht zu ihren Fingern. Das Fingerspiel, Mentua genannt, besteht in schnellen Aufheben einer gewissen Anzahl der Finger, die eine gegebene Zahl bedeuten.

Das Schachspiel wird besonders unter den Vornehmen häufig gespielt. Es ist bei ihnen sehr alt. Es weicht von dem unsrigen nicht in der Anzahl, aber wohl in der Benennung der Steine ab.

Ueberdem haben die Chinesen noch einige andere Spiele, z. B. das Doktor-Spiel, das Domino und eine Art Damspiel, zu häuslichen Unterhaltungen. Diese sind zwar, wie schon oben bemerkt ist, gewöhnlich wegen des Ceremoniels sehr steif, indeß war doch der Engländer Augenzeuge von einer dortigen geheimen partie fine, wobei auch Mädchen erschienen, welche mit Instrumentalmusik und Gesang die Gesellschaft unterhielten. Diese Nymphen waren reich gekleidet, und so sehr geschminkt, daß das Weiße den ganzen Hals einnahm. Wahrscheinlich fehlten ihnen auch die langen Nägel nicht, worauf die vornehmen Chinesen so stolz thun, daß sie sie in eigenen silbernen Kapseln vor aller Beschädigung hüten!

Resultate
aus
der Darstellung von China.

Wenn Klima, Regierung und Religion ein Volk ausbilden oder verbilden, es dem Adler gleich hehr und kühn gegen die blendende Sonne empor führen, oder mit dem lichtscheuen Maulwurf in der Finsterniß der Erdkruste fortzuwühlen nöthigen, dann stellt der Genius der Menschheit China jeder Nation als ein großes warnendes Gemählde, mit der Inschrift, auf: Siehe, das kann aus dir werden!

Ein vastes Gebiet unter dem schönsten Himmel, von mannichfaltigstem Boden und den treflichsten Produkten, auf das vortheilhafteste durchschnitten von den größten natürlichen und künstlichen Kanälen und ansehnlichen Gebirgen; geschützt, hier durch eine gigantische Bergmauer, dort durch den fischreichen Ocean; seit Jahrtausenden bewohnt von einer gescheiten, hochcivilisirten, arbeitsamen, industriösen Nation, China ist — dennoch ein unglückliches Reich!

Alles bot sie auf, die wohlthätige Natur, ein unabhängiges, reiches, frohes, glückliches Volk zu bilden, aber alles zertrümmert mit einem Schlage — der Despotismus! Welch ein, die Menschheit entehrendes, Wort, Despotismus!

Ein einziger Mensch, mehrmals der verworfendste Böswicht, behandelt nach eigener Laune viele Mil-

lionen seines Gleichen! Völker von Mongolien und von China klaget nicht das Schicksal an, noch weniger die Vorsicht! Sie gewährte Euch alles zum höchsten: den treflichsten Boden, das schönste Klima, Kraft und Vernunft! Schon vor Jahrtausenden zeichneten Eure weisen Vorfahren Euch die Bahn vor, die zur Freiheit und Volksglück führt. Aber ihr achtetet der Vernunft, der edelsten Gabe des Himmels, nicht, tratet sie mit Füßen und seufzt daher mit Recht an der Sklavenkette der Tyrannei!

Freilich zeigt sich jetzt dort nicht mehr, wie vormals, der Despotismus mit dem weiten, blutigen Rachen jener mongolischen Weltverheerer; er verschlingt nicht mehr, wie vormals, Millionen Ueberwundener, um den Timurischen Wahnsinn nach Herrschergröße zu fröhnen. Er bedarf dieses mühsamen Schandspiels ja nicht mehr. Sein eiserner Thron glaubt schon sicher auf dem Nacken unzählbarer Geschlechter feiger Sklaven zu lasten; er höhnt sie selbst mit der Maske des Vaters und der Verbesserungsruthe des Erziehers.

China's Despoten fordern freilich keine großen Abgaben vom Volke. Der Räuber kann nichts mehr von dem Beraubten nehmen, wenn sein eigenes Daseyn von dem Leben jenes Unglücklichen abhängt. Der Kaiser von China ist einziger *), willkührlicher Grundherr des ganzen Bodens des Reichs.

*) M. s. zuvor die Regierung.

Die Ländereien sind in sehr kleine Portionen (Pachtungen) getheilt; der Landmann giebt hievon nur den Zehnten an den Grundherrn; nähme dieser mehr, dann versagte er den dürftigen Landbauer. Jeder Mißwachs, jeder Zug von Heuschrecken wirft die Unvermögenden zu Boden, der Hunger verheeret ganze Provinzen, und nur die, mit Voraussehen hiezu errichteten Magazine, fristen das Leben der noch übrig gebliebenen Sklaven.

Oftmals läßt der empörende Geiz der Unterdespoten, der Mandarinen, diese Magazine leer; die Zehnten füllen ihr Privat-Kornhaus. Dann treibt Verzweiflung die Unglücklichen zur Rebellion. Der Vater erbarmt sich seiner Kinder, eröffnet seinen Schatz, um die ihm nothwendigen Menschen zu erhalten, als Oberdespot sendet er seinem geringeren Ebenbilde die seidene Schnur zu, und gewinnt dadurch zugleich dessen ganzes, dem Volke gestohlenes, Vermögen.

Aber wie oft jammerte das Volk nicht ungehört! Trieben doch die Mandarinen bei der englischen Gesandtschaft den dürftigen Landmann von seinem Pfluge mit der Peitsche zum Ziehen der Barken, steckten die von der Krone dafür gezahlten Gelder selbst ein, und schonten sogar des schwachen jammernden Greises nicht!

Jetzt nun die Städte! Hier zeigt sich die Raubgier der Unterdespoten in ihrer gräßlichsten Gestalt. Der fleißigste Gewerbsmann, der geschickteste Künstler und Arbeiter, der betriebsamste Kaufmann darf

sein mühsam Erworbenes nur in tiefster Verborgenheit genießen. Jeder Nachbar lauert auf ihn, als Angeber, und jeder Mandarin oder Rechtspfleger harret mit Harpyenblick, sich unter irgend einem Vorwande seines Vermögens zu bemächtigen. Sicherheit des Eigenthums, ruhiger Genuß des Wohlerworbenen, Frohsinn, Familienglück, alles ist dahin, alles unter den Augen und Händen einer Legion von Aufpassern und von Bütteln. Hier ist kein den Menschen ehrendes Verein, es ist ein Sklavenstaat. Unter den Bambushieben des Treibers ächzt das Volk, und dieser Treiber selbst zittert, wenn er zu dem Oberzuchtmeister, zu dem Despoten, hinaufblickt.

Was kümmern eine solche Regierung die Töchter des Himmels und der Freiheit, die Wissenschaften und die schönen Künste? Schriftmodeler, Rechnungsführer und schlaue Brodjuristen, die den Codex zu ihrem Vortheil auszulegen verstehen, das ist der ganze Geistesbedarf einer solchen Regierung. Steht ihnen nur ein Heer von Spionen, von Schergen und von Henkern zu Gebote, dann rollen die Räder des Staats im glattesten Gleise.

China's Kaiser hat zum Motto: Landbau und Bütteln! Jener fällt die Böden, diese vernichten jedes Aufstreben der Vernunft und der Freiheit.

Daher denn die knechtische Furchtsamkeit, die sklavische Duldsamkeit unter dem Joche der Fremden (der Tartaren). Daher das allgemeine Mißtrauen, selbst

im Innern der Familien. Daher die gänzliche Abstumpfung gegen wahre Ehre und Schande, der niedrige Betrug im Handel und Wandel; die empörende Methode, Geld durch übernommene Prügel auf Leben und Tod, zu gewinnen. Daher das Verkaufen der Töchter, das Castriren der Söhne, das Aussetzen und Ermorden eigener Kinder.

Daher endlich der sogar auf empörenden Betrug beruhende Selbstmord!

Schrecklich, schrecklich lastet diese Unnatur auf der Regierung! Auch bietet sie alles auf, daß der Fremde dem Volke nicht die Binde löse. Hier nämlich liegt der Grund zur Hemmung des auswärtigen Handels. Gleich dem Verbrecher, den zu Nachts das Gewissen weckt, schaudert sie beim Gedanken, wie, wenn der Europäer dem Volke die Augen öffnete? Auch blendet sie das Volk durch 80000 Trabanten*), durch Titel und Orden, durch gelbe Westen und Pfauenfedern.

Sind die Chinesen die geschicktesten Taschenspieler der Erde, dann ist wiederum ihr Kaiser der gewandteste unter allen. Es ist wahrlich ein unerhörtes, erstaunliches Kunststückchen einer großen, gescheiten Nation Jahrhunderte hindurch zu äffen und sie unter der Larve eines liebevollen Vaters mit der Sklavenpeitsche zu geißeln!

Lange kann dennoch dieses schreckliche Schicksal bei

*) Staunton giebt diese Zahl an bei einer Festivität des Kaisers.